

Joachim Riecker

# Hitlers 9. November

Wie der Erste Weltkrieg  
zum Holocaust führte

wjs



Seit 1989 ist der 9. November für die Deutschen ein Tag der Freude. Doch für Adolf Hitler stand er im Mittelpunkt seines antisemitischen Wahns. »Die Juden würden bei uns vernichtet«, sagte er im Januar 1939 zu einem ausländischen Gast. »Den 9. November 1918 hätten die Juden nicht umsonst gemacht. Dieser Tag würde gerächt werden.«

Und schon am 1. September 1939, dem Tag des Überfalls auf Polen, kündigte Hitler in seiner Reichstagsrede vor der deutschen Öffentlichkeit an, dass er die Juden mit Giftgas ermorden lassen werde: »Wer mit Gift kämpft, wird mit Giftgas bekämpft!« Mit der Ausrottung des europäischen Judentums wollte er den Zusammenbruch vom November 1918 sowohl rächen als auch rückgängig machen.

In seinem Kern war der Nationalsozialismus nichts anderes als eine extrem irrationale Reaktion auf die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg. Als Folge dieser Niederlage entwickelte der Paranoiker Adolf Hitler ein komplexes Wahnsystem, in dem die Juden zu Todfeinden nicht nur Deutschlands, sondern der gesamten zivilisierten Welt wurden. Dreh- und Angelpunkt dieses Wahnsystems war die Vorstellung, Deutschland habe den Ersten Weltkrieg gar nicht verloren. Stattdessen sei es im November 1918 zusammengebrochen, weil es von den Juden erst »vergiftet« und dann »verraten« worden sei. Dieser fundamentale Irrtum war die Voraussetzung dafür, dass Hitler 1933 die Macht erlangen und 1939 einen neuen Krieg beginnen konnte. Mit ihm wollte er den Ersten Weltkrieg doch noch gewinnen und Deutschland zur Weltherrschaft führen.



**Joachim Riecker**, geboren 1963 in Wuppertal, arbeitet als Journalist und Historiker in Berlin. Er ist leitender Redakteur der »Märkischen Allgemeinen Zeitung« in Potsdam und berichtet daneben regelmäßig für die »Neue Zürcher Zeitung« über die politische Entwicklung in Deutschland. 2004 promovierte er über antike Vorbilder in der amerikanischen Außenpolitik.

[www.wjs-verlag.de](http://www.wjs-verlag.de)

Umschlaggestaltung: Dorén + Köster  
Abbildung: ullstein bild

1. Auflage  
© 2009 wjs verlag, Wolf Jobst Siedler jr. • Berlin

Alle Rechte vorbehalten,  
auch das der fotomechanischen Wiedergabe

Schutzumschlag: Dorén + Köster, Berlin  
Satz: Dorén + Köster, Berlin  
Druck und Bindung: fgb, freiburger graphische betriebe  
Printed in Germany

ISBN: 9-783-937989-57-0

[www.wjs-verlag.de](http://www.wjs-verlag.de)

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

## INHALT

Vorwort	7
I. Zwei Männer aus München	11
II. Der grosse Fehler	25
III. Im Traumland der Revolution	38
IV. Die Stunde der Wahrheit	50
V. Ein Oberst klagt an	62
VI. «Unerbittliche Vergeltung»	74
VII. Das Buch von Hass und Qual	87
VIII. Deutschland, tote Mutter	101
IX. Die gespaltene Republik	113
X. Der gescheiterte Befreiungsschlag	127
XI. Zwischenspiel	141
XII. Berauscht und bestochen	152
XIII. Der Gestörte als «Heiler»	164
XIV. Volkes Stimme	176
XV. Weltmacht oder Vernichtung	188
XVI. Vom Plan zur Tat	203
XVII. Krieg gegen Amerika	218
XVIII. Opfer	234
XIX. Reden über den Mord	246
XX. Der zweite Irrtum	256
Anmerkungen	275
Literatur	288
Namensregister	291

## VORWORT

Die Idee zu diesem Buch entstand im Frühjahr 1995 auf einer Zugfahrt von Berlin in meine Heimatstadt Wuppertal. Als Redakteur der «Berliner Morgenpost» bereitete ich damals eine Sonderbeilage zum 50. Jahrestag des Kriegsendes in Europa vor und las während der Reise Eberhard Jäckels Buch «Hitlers Weltanschauung». Mir gegenüber sass eine sympathische junge Frau. Wir begannen eine Unterhaltung, und nach einiger Zeit sprach sie mich auf den Buchtitel an. «Was lesen Sie da eigentlich für ein Buch?», fragte sie etwas irritiert. «Finden Sie Hitler etwa gut?» Ich beruhigte sie und sagte, dass dies ein wissenschaftliches Buch sei und der Autor erklären wolle, warum Hitler den Zweiten Weltkrieg begonnen habe und Millionen Juden umbringen liess. Sie war zufrieden und wir redeten über andere Themen. Doch nach einer Gesprächspause kam sie noch einmal auf meine Lektüre zurück: «Sagen Sie, wenn Sie sich mit Hitler gut auskennen, können Sie mir doch vielleicht eine Frage beantworten: Was hatte er eigentlich gegen die Juden?»

Ich überlegte einen Moment und antwortete dann, Hitler habe in den Juden den Todfeind nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt gesehen. «Ja, aber warum denn?», fragte sie zurück. «Wie kam er denn auf so eine verrückte Idee?» Ich redete noch etwas über Antisemitismus, den es schon länger gegeben und der bei Hitler eine besonders extreme Form angenommen habe. Doch ich spürte, dass meine Antwort zwar nicht falsch, aber trotzdem unbefriedigend war. Bald darauf erreichte der ICE Hamm, wo wir uns verabschiedeten und sie den Zug verliess.

Die junge Frau habe ich nie wieder gesehen, doch ihre Frage liess mich nicht mehr los. Was hatte Hitler eigentlich gegen die Juden?

Ich besorgte mir «Mein Kampf», was bekanntlich gar nicht so einfach ist. Liest man es heute, wirkt dieses von Krankheits- und Todesvisionen durchzogene Buch wie die Ausgeburt eines gestörten, hasserfüllten

Menschen. Doch irgendwann spürte ich, dass es ein Ereignis gab, auf das der ganze Text bezogen war und aus dem heraus er für frühere Leser eine emotionale Kraft gewonnen haben muss: die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg. Zufällig schenkte mir ein Freund zur gleichen Zeit Ernst Tollers «Eine Jugend in Deutschland». Und schon im Vorwort las ich einen Satz, der meinen Eindruck von Hitlers Buch bestätigte: «Wer den Zusammenbruch von 1933 begreifen will, muss die Ereignisse der Jahre 1918 und 1919 in Deutschland kennen, von denen ich hier erzähle.»<sup>1</sup> Bei der parallelen Lektüre von Toller und Hitler kristallisierte sich langsam die Antwort auf die Frage der Frau im Zug heraus.

Andere Aufgaben und Tätigkeiten hatten in den nächsten Jahren Vorrang. Doch im Frühjahr 2007 war das Manuskript umfangreich genug, um es Eberhard Jäckel zu schicken und ihn um seine Meinung zu bitten. Er ermutigte mich, die Arbeit fortzusetzen und sie zu veröffentlichen.

Wie mittlerweile allgemein bekannt ist, gibt es nicht einen einzigen glaubwürdigen Hinweis darauf, dass Hitler die Juden bereits vor 1919 gehasst hat. Brigitte Hamann hat sogar viele jüdische Bekannte Hitlers ausfindig gemacht. So war der Glasermeister Samuel Morgenstern einige Jahre lang der verlässlichste Abnehmer von Hitlers Zeichnungen in Wien. Im November 1938 enteignet und seitdem völlig mittellos, schrieb der damals 63-jährige Morgenstern im August 1939 einen verzweifelten Brief an den «Herrn Reichskanzler», in dem er ihn daran erinnerte, dass er als junger Mann «in den Vorkriegs jahren sehr oft in meinem Geschäft» gewesen sei und ihn, Morgenstern, doch «als korrekten und rechtschaffenen Menschen» in Erinnerung haben müsse. Der Brief erreichte Hitler nie. Morgenstern wurde im Oktober 1941 mit seiner Ehefrau Emma ins Ghetto Litzmannstadt (Łódź) deportiert, wo er im August 1943 starb. Seine Witwe wurde vermutlich ein Jahr später nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.<sup>2</sup>

Es steht ausser Zweifel, dass sich Hitler schon in Wien intensiv mit dem Judentum und antisemitischen Traktaten auseinandergesetzt hat. Doch im Februar 1919 nahm er sogar mit einer roten Armbinde am Trauerzug für den ermordeten Revolutionsführer Kurt Eisner teil, wie ein vor wenigen Jahren entdecktes Foto zeigt. Die Aufnahme scheint ein weiterer Beleg dafür zu sein, dass er zu dieser Zeit noch kein Antisemit war

und sich sogar mit der Revolution identifizierte – in welchem Masse, ist nicht mehr festzustellen. Sein grenzenloser Hass auf «das internationale Judentum», als dessen Vertreter er auch Eisner sah, ist jedenfalls erst später entstanden.

Hitlers eigene Begründung für seinen Vernichtungswillen ist von Eberhard Jäckel und anderen Historikern ausführlich untersucht worden. Zutage trat ein ebenso abstruses wie kompliziertes Gedankenkonstrukt, in dem die Juden zu «Schädlingen» in einem «ewigen Überlebenskampf der Völker» wurden. Doch es besteht ein Missverhältnis zwischen diesem verschachtelten Gedankengebäude und der fanatischen, keine Grenzen kennenden Rachsucht, mit der Hitler die Juden verfolgte. Und auch Jäckel räumt ein, dass es sich bei Hitlers komplizierter Begründung nur um die nachträgliche Rationalisierung eines Urtriebs gehandelt haben könnte.

Doch es war kein «Urtrieb», der Hitler die Juden hassen liess. Er hasste die Juden, weil er zutiefst davon überzeugt war, dass sie die Schuld an Deutschlands Niederlage im Ersten Weltkrieg trugen. Seit dem Frühjahr 1919 glaubte er, Deutschland habe den Krieg nur deshalb verloren, weil die Juden das deutsche Volk erst von innen «vergiftet» und dann «verraten» hätten. Geprägt war diese Obsession vom qualvollen Krebstod seiner geliebten Mutter, der für ihn ein traumatisches Erlebnis war und den er sich mit der Vergiftung ihres Blutes erklärte.

Sein Wahn wurzelte tief in der kollektiven Psyche der Deutschen. Und zwar nicht, weil er einen seit Jahrhunderten vorhandenen «eliminatorischen Antisemitismus» in die Tat umgesetzt habe, wie Daniel Goldhagen behauptet. Hitlers Rachsucht erwuchs vielmehr aus den Gedanken und Gefühlen, mit denen ein grosser Teil der deutschen Gesellschaft auf den Ersten Weltkrieg und seine Folgen reagierte. Aufgrund seiner pathologischen Persönlichkeitsstruktur trieben ihn diese Gedanken und Gefühle zu einer extremen Konsequenz.

Der 9. November spielte dabei für ihn eine Schlüsselrolle. Seit 1989 ist dieses Datum für die Deutschen ein Tag der Freude. Doch für Hitler stand es im Mittelpunkt seiner antisemitischen Obsession. «Die Juden würden bei uns vernichtet», sagte er im Januar 1939 zu einem ausländischen Gast. «Den 9. November 1918 hätten die Juden nicht umsonst gemacht. Dieser Tag würde gerächt werden.»<sup>3</sup>



# I.

## ZWEI MÄNNER AUS MÜNCHEN

Es ist weltberühmt, das Zufallsfoto, das Adolf Hitler am 2. August 1914 inmitten einer jubelnden Menschenmenge auf dem Münchner Odeonsplatz zeigt. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs war nicht nur für den damals 25-jährigen Kunstmaler Hitler, sondern für viele Menschen seiner Generation ein emotionales Schlüsselerlebnis. «Die Erhebung der Augusttage 1914 gehört für alle, die sie miterlebt haben, zu den unverlierbaren Erinnerungswerten höchster Art», hat 1946 der greise Friedrich Meinecke in seinem Rückblick auf die «Deutsche Katastrophe» geschrieben. «Alle Risse, die im deutschen Menschentum sowohl innerhalb des Bürgertums wie zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft bisher bestanden hatten, überwölbten sich plötzlich durch die gemeinsame Gefahr, die über uns gekommen war und uns aus der bisher genossenen Sekurität materiellen Gedeihens herausriss.»<sup>1</sup>

Bei Adolf Hitler verstärkte sich diese Wirkung noch. Abgesehen davon, dass bei ihm von einer «Sekurität materiellen Gedeihens» nicht die Rede sein konnte, war er 1914 ein überaus einsamer, kontaktgestörter Mann. Psychologen haben immer wieder beobachtet, dass solche Menschen bei «grossen», allgemein bewegenden Ereignissen für eine Zeit lang ihre Isolation durchbrechen und sich plötzlich in einer Gemeinschaft aufgehoben fühlen. Die Euphorie, die unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs auch sozial viel besser integrierte Menschen erfasste, wurde für Adolf Hitler zu einer elementaren Grunderfahrung.

Er hat dieses Erlebnis selbst beschrieben: «Mir selber kamen die damaligen Stunden wie eine Erlösung aus den ärgerlichen Empfindungen der Jugend vor», heisst es in der bekannten Passage aus «Mein Kampf». Er berichtet, wie er, «überwältigt von stürmischer Begeisterung, in die Knie gesunken war und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte,

dass er mir das Glück geschenkt, in dieser Zeit leben zu dürfen».<sup>2</sup> Auch wenn der Bericht ein wenig überzeichnet sein mag, so spricht doch alles dafür, dass der «Sonderling» und das «Muttersöhnchen» Adolf Hitler – mit diesen Ausdrücken hat er sich rückblickend selbst charakterisiert<sup>3</sup> – im August 1914 glücklich war.

Im Februar 1914 war er von einer österreichischen Musterungskommission noch als «zum Waffen- und Hilfsdienst untauglich, zu schwach» eingestuft worden. Doch das euphorisierende Massenerlebnis des August 1914 änderte sein Verhältnis zum Militär grundlegend; von nun wurde ihm nicht nur sein Regiment, sondern die Armee insgesamt zur Heimat. Der Krieg gab seinem verpfuschten, von Enttäuschungen und Entbehrungen geprägten Leben endlich einen Sinn.

In Hitlers Schilderung der ersten Kriegswochen finden sich erstaunliche Parallelen zu der Autobiografie des expressionistischen Schriftstellers Ernst Toller, der als Sozialist, Jude und führender Exponent der Münchner Räterepublik all das repräsentierte, was Hitler seit dem Frühjahr 1919 abgrundtief hasste. Aus Samotschin (Szamocin) bei Bromberg (Bydgoszcz) in Westpreussen stammend, wurde Toller nach Niederschlagung der Räterepublik zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt und lebte nach seiner Entlassung als Schriftsteller in Berlin. 1933 emigrierte er in die Schweiz, dann nach Frankreich, England und schliesslich in die USA. Gequält von Depressionen und verzweifelt über die politische Entwicklung in Europa, nahm er sich am 22. Mai 1939 in einem New Yorker Hotel das Leben.

«Eine einzige Sorge quälte mich in dieser Zeit, mich wie so viele andere auch, ob wir nicht zu spät zur Front kommen würden», schrieb Hitler in «Mein Kampf» über die ersten Wochen des Weltkriegs. «So blieb in jedem Siegesjubel über die neue Heldentat ein leiser Tropfen Bitternis verborgen, schien doch mit jedem neuen Siege die Gefahr unseres Zuspätkommens zu steigen.» Wo Hitler im Schwulst schwelgte, blieb Toller expressionistisch knapp, doch der Inhalt war nahezu identisch: «Zwei- oder dreimal am Tag läuten die Glocken. Wir werden zusammengerufen. Der Offizier verkündet neue Siege. Wir schreien ‚Hurra!‘ Wenn die Truppen so weiter siegen, wird der Krieg auch ohne uns gewonnen», heisst es in seiner 1933 erschienenen Autobiografie «Eine Jugend in Deutschland». Doch schliesslich war es so weit: «Mitte August verlassen wir, blumengeschmückt, von Frauen und Kindern begleitet, München.»



*«Wie eine Erlösung aus den ärgerlichen Empfindungen der Jugend»: Der 25-jährige Adolf Hitler am 2. August 1914 inmitten einer jubelnden Menschenmenge auf dem Münchner Odeonsplatz. Im Herbst kam er als Kriegsfreiwilliger an die Front in Flandern.*

Hitler schrieb: «Und so kam endlich der Tag, an dem wir München verliessen, um anzutreten zur Erfüllung unserer Pflicht. Zum ersten Mal sah ich so den Rhein, als wir an seinen stillen Wellen entlang dem Westen entgegenfuhren, um ihn, den deutschen Strom der Ströme, zu schirmen vor der Habgier des alten Feindes. Als durch den zarten Schleier des Frühnebels die milden Strahlen der ersten Sonne das Niederwalddenkmal auf uns herabschimmern liessen, da brauste aus dem endlos langen Transportzuge die alte Wacht am Rhein in den Morgenhimmel hinaus, und mir wollte die Brust zu eng werden.»

Und Toller: «Mitten in der Nacht schreckt uns eine Stimme aus dem Schlaf, wir fahren über den Rhein. Wir springen auf, wir öffnen die Fenster, unter uns fliesst schwarz und still der Rhein. Die Kadetten ziehen die Säbel aus der Scheide, ‚Achtung!‘ schreit einer, ein anderer singt ‚Die Wacht am Rhein‘, wir singen mit und schwingen drohend unsere Gewehre.»

Hitler fuhr nach Flandern, Toller in die Nähe von Metz. Nach ihren ersten Fronterlebnissen – Hitler schilderte als Infanterist einen Sturm-

angriff «Mann gegen Mann», Toller als Artillerist die Beschiessung eines Dorfes – machten sie erneut ähnliche Erfahrungen. «Dreizehn Monate bleibe ich an der Front», erinnerte sich Toller, «die grossen Empfindungen werden stumpf, die grossen Worte klein, Krieg wird zum Alltag, Frontdienst zum Tagwerk, Helden werden Opfer, Freiwillige Gekettete, das Leben ist eine Hölle, der Tod eine Bagatelle, wir alle sind Schrauben einer Maschine, die vorwärts sich wälzt, keiner weiss, wohin, die zurück sich wälzt, keiner weiss warum, wir werden gelockert, gefeilt, angezogen, ausgewechselt, verworfen – der Sinn ist abhandengekommen, was brannte, ist verschlackt, der Schmerz ausgelaugt, der Boden, aus dem Tat und Einsatz wuchsen, eine öde Wüste.»

Hitler berichtete von ähnlichen Gefühlen: «So ging es nun weiter Jahr für Jahr; an die Stelle der Schlachtenromantik aber war das Grauen getreten. Die Begeisterung kühlte allmählich ab, und der überschwängliche Jubel wurde erstickt von der Todesangst. Es kam die Zeit, da jeder zu ringen hatte zwischen dem Trieb der Selbsterhaltung und dem Mahnen der Pflicht. Auch mir blieb dieser Kampf nicht erspart.»

Auf diese Erfahrung reagierten beide nun allerdings höchst unterschiedlich. «Der Krieg liess mich zum Kriegsgegner werden», bekannte Toller, «ich hatte erkannt, dass der Krieg das Verhängnis Europas, die Pest der Menschheit, die Schande unseres Jahrhunderts ist.»

Hitler hingegen zog nach seinen eigenen Angaben aus den ernüchternden Erfahrungen an der Front die entgegengesetzte Konsequenz: Voller Stolz berichtete er in «Mein Kampf» davon, dass er seine Verzweiflung und Todesangst niedergerungen habe. «Immer wenn der Tod auf Jagd war, versuchte ein unbestimmtes Etwas zu revoltieren, bemühte dann sich als Vernunft dem schwachen Körper vorzustellen und war aber doch nur die Feigheit, die unter solchen Verkleidungen den Einzelnen zu umstricken versuchte.» Im Winter 1915/16 habe bei ihm «nach langem innerem Streite das Pflichtbewusstsein den Sieg» davongetragen. «Der Wille war endlich restlos Herr geworden.»<sup>4</sup>

Da Hitler einen starken Hang zur nachträglichen Selbststilisierung hatte, bleibt unklar, ob diese Schilderung seine tatsächlichen Gefühle während des Krieges wiedergibt. Entscheidend ist jedoch, dass in der unterschiedlichen Reaktion auf das Massensterben des Krieges der Ausgangspunkt für eine tiefe Spaltung der deutschen Gesellschaft liegt, wie

sie auch Meinecke beschrieb: «Schon im Jahre 1915 war zu spüren, dass die Augustsynthese geistiger und sozialer Kräfte nicht mehr lange dauern würde. Von der rechten wie von der linken Seite wurde sie gleichzeitig abgebröckelt.»<sup>5</sup>

Ernst Toller kam durch die Fronterfahrung zu der Überzeugung, dass dieser Krieg sinnlos, ja ein gewaltiges Verbrechen war. Er hat den Moment präzise beschrieben, in dem er vom Nationalisten zum Kriegsgegner wurde. Irgendwann im Frühjahr 1915 habe sich im Schützengraben seine Pickelhaube in einem Knoten menschlicher Gedärme verfangen. Plötzlich, «als teilte sich die Finsternis vom Licht», habe er gespürt, dass an dieser Stelle nicht ein toter Franzose oder ein toter Deutscher lag, sondern ein toter Mensch. «Alle diese Toten sind Menschen, alle diese Toten haben geatmet wie ich, alle diese Toten hatten einen Vater, eine Mutter, Frauen, die sie liebten, ein Stück Land, in dem sie wurzelten, Gesichter, die von ihren Freuden und ihren Leiden sagten, Augen, die das Licht sahen und den Himmel.»<sup>6</sup> Seit diesem Schlüsselerlebnis wurde er mehr und mehr zum Anhänger einer demokratisch-sozialistischen Gesellschaftsordnung, die Kriege dieser Art für immer unmöglich machen sollte. Im Mai 1916 erlitt er bei Verdun einen körperlichen und nervlichen Zusammenbruch und wurde Anfang 1917 aus der Armee entlassen.

Ganz anders die Reaktion Adolf Hitlers. Wegen einer Oberschenkelverletzung in der Schlacht an der Somme, die auch für ihn «mehr Hölle als Krieg» gewesen sei, hielt er sich vom Oktober 1916 bis zum März 1917 in Deutschland auf und nahm dort die zunehmende Kriegsmüdigkeit wahr. Sowohl im Lazarett der brandenburgischen Stadt Beelitz, wo er die erste Zeit verbrachte, als auch in Berlin und vor allem in München: «Ärger, Missmut und Geschimpfe, wohin man nur kam!»

Aber was hatte ihm das Zivilleben auch zu bieten? Während Toller nach seiner Ausmusterung Jura und Literatur studierte, Rilke und Thomas Mann traf, eine Frau liebte und trotz seiner wachsenden Verzweiflung über den Krieg die Vielfalt des Lebens genoss, zeigt Hitlers Bericht über seinen Aufenthalt in der Heimat, dass er nicht recht wusste, was er mit sich anfangen sollte. Nicht anders war es ja auch bis zum Sommer 1914 gewesen. So war er «froh, wieder an die Front zu kommen, zu der ich mich sofort nach meiner Ankunft in München von Neuem meldete». Sowohl in seinem Hochverratsprozess 1924 als auch

in «Mein Kampf» behauptete er, schon im Winter 1916/17 die Juden als Urheber der schlechten Stimmung in der Heimat ausgemacht zu haben, doch auch dafür gibt es nicht einen sicheren Beleg.

Während Hitler an der Front nun weiter seine Aufgabe als Meldegänger erfüllte, beteiligte sich Toller in Deutschland an der Gründung einer pazifistischen Organisation, dem «Kulturpolitischen Bund der Jugend in Deutschland». Als Ende Januar 1918 in vielen deutschen Industriezentren die Arbeiter in den Streik traten, um den Abbruch des Weltkrieges zu erzwingen, empfand er dies wie eine Erlösung. Er besuchte in München die Streikversammlungen und verteilte dort «die Lazarett- und Krüppelszenen» aus einem seiner Theaterstücke. «Endlich wird mir eine Aufgabe übertragen. Ich soll zu den Arbeiterinnen einer Zigarettenfabrik sprechen, sie auffordern, am Streik teilzunehmen.»<sup>7</sup> Nach kurzem Zögern lässt er sich in ein Streikkomitee wählen.

Hitler erlebte zur gleichen Zeit, wie «endlose Transporte an Menschen und Material an die Westfront rollten und die Truppe die Ausbildung zum grossen Angriff erhielt». Es waren die Vorbereitungen für die Frühjahrsoffensiven in Frankreich, mit denen die Oberste Heeresleitung den Krieg entscheiden wollte. «Deutschland sollte nicht siegen», kommentierte Hitler den Streik in der Heimat. «In letzter Stunde, da der Sieg sich schon an die deutschen Fahnen zu heften drohte, griff man zu einem Mittel, das geeignet erschien, mit einem Schlage den deutschen Angriff des Frühjahrs im Keim zu ersticken, den Sieg unmöglich zu machen.» Verheerend habe der Streik vor allem in moralischer Hinsicht gewirkt. «Er stärkte den Siegesglauben der feindlichen Völker und behob die lähmende Verzweiflung der alliierten Front – in der Folge hatten Tausende von deutschen Soldaten dies mit ihrem Blute zu bezahlen. Die Urheber dieses niederträchtigsten Schurkenstreichs aber waren die Anwärter auf die höchsten Staatsstellen des Deutschlands der Revolution».<sup>8</sup> Die letzte Bemerkung war eine Anspielung auf Friedrich Ebert und andere führende SPD-Politiker, die nach wenigen Tagen in die Streikleitung eingetreten waren – allerdings nicht mit dem Ziel, den Ausstand zum Erfolg zu führen, sondern ihn so rasch wie möglich zu beenden. Das gelang bereits am 3. Februar 1918. Wie andere «Streikführer» wurde auch Ernst Toller festgenommen und bis zum Oktober in einem Militärgefängnis inhaftiert.

An Hitler und Toller lässt sich exemplarisch zeigen, zu welcher extremer Polarisierung der Erste Weltkrieg in der deutschen Gesellschaft führte. Es handelte sich um einen «Stimmungsumschlag von einzigartiger Radikalität», wie Joachim Radkau schreibt. «Zwischen denen, die eine fanatische Durchhalte- und Jetzt-erst-recht-Mentalität ausbildeten, und den anderen, die sich immer offener zu ihrer Friedenssehnsucht bekannten, entwickelte sich ein tödlicher Hass.» Nicht die alten Klassengrenzen waren dafür ausschlaggebend, sondern die unterschiedliche Verarbeitung der Kriegserfahrung in der deutschen Gesellschaft.

Auch Stefan Zweig erinnerte sich 1944 an die «grauenhafte Gehässigkeit», die seit dem Ersten Weltkrieg «in den Blutkreislauf der Zeit eingedrungen» sei. Und Thomas Mann schrieb wenig später über die «vollständige Veränderung der moralischen Atmosphäre durch die vier Blutjahre» 1914 bis 1918.<sup>9</sup> «Ihr seid schuld, dass all dieses Leid geschieht», warf die eine Seite voll Bitternis der anderen vor. «Ihr seid schuld, wenn all dieses Leid umsonst ist», lautete der nicht weniger bittere Vorwurf in die entgegengesetzte Richtung. Dabei handelte es sich um keine intellektuelle Debatte, sondern um einen extrem emotionalen Streit, der sich vor dem Hintergrund von am Ende fast zwei Millionen Toten, vielen Millionen Verletzten und grossen Entbehrungen für die Zivilbevölkerung entwickelte.

Wie in anderen Ländern waren auch die Kriegsgegner in Deutschland mit dem kaum zu lösenden Problem konfrontiert, dass Widerstand gegen den Krieg zwangsläufig zu einer Schwächung der deutschen Kampfkraft und damit zu einer Stärkung der Gegner führen musste. Einen Ausweg bot nur die Hoffnung, dass eine Weltrevolution oder zumindest eine in allen Ländern überhandnehmende Friedenssehnsucht den Konflikt zwischen den Völkern beenden würde.

Der Krieg wurde von den Angehörigen beider Lager keineswegs völlig verschieden erlebt. «Auch die, die sich zur radikalen Rechten hin bewegten, wurden durch das Grauen der Materialschlachten bis ins Mark erschüttert; aber auch viele von denen, die in die andere Richtung gingen, waren von der Faszination der Kameradschaft und des Heldentums gepackt», schreibt Radkau. In Hitlers erhaltenen Briefen von der Front finden sich ebenfalls beide Aspekte der Kriegserfahrung, Stolz wie auch Schrecken. So schilderte er in einem Brief vom 5. Februar 1915, es sei «der furchtbarste Anblick meines Lebens» gewesen, als eine Granate

mehrere Offiziere seines Regiments getötet habe. Er entschuldigte sich auch für seine schlechte Schrift, da er «jetzt sehr nervös» sei. Tag für Tag liege er von acht Uhr früh bis fünf Uhr nachmittags «im schwersten Artilleriefeuer, das macht mit der Zeit auch die stärksten Nerven kaputt». Auch viele Jahre nach dem Krieg sprach er davon, seine Nerven hätten kaum dem «Höllengeheul» standgehalten, das «Tag um Tag und Nacht um Nacht» in seinem Frontabschnitt zu hören gewesen sei.

Die tiefe Spaltung der deutschen Gesellschaft spiegelte sich auch auf politischer Ebene wider. Nachdem er sich im August 1914 noch der Fraktionsdisziplin unterworfen hatte, stimmte Karl Liebknecht am 2. Dezember 1914 als erster und einziger SPD-Abgeordneter im Reichstag gegen weitere Kriegskredite. Für Hitler hatte sich damit «im Inneren unseres Volkes ... zum ersten Mal die Hydra des Verrats» erhoben, wie er am 9. November 1928 sagte. Im Dezember 1915 stimmten bereits 19 SPD-Abgeordnete gegen die weitere Finanzierung des Krieges. Nach ihrem Ausschluss aus der Mutterpartei gründete diese Gruppe im April 1917 mit weiteren Kriegsgegnern die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD).

Im gleichen Jahr geriet auch die politische Mitte in Bewegung. Seit dem 1. Februar 1917 hatte die Oberste Heeresleitung aus Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff mit dem «uneingeschränkten U-Bootkrieg» den Versuch unternommen, durch eine extrem riskante Erhöhung des Einsatzes die Patt-Situation an der Westfront aufzubrechen und auf diese Weise den Krieg zu entscheiden. Nachdem dieser Plan gescheitert war, sprachen sich SPD, Zentrum und die liberale Deutsche Fortschrittspartei gemeinsam für einen Versöhnungsfrieden ohne Annexionen aus. «Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar», hiess es in der Friedensresolution, die diese drei Parteien am 19. Juli 1917 im Reichstag verabschiedeten. Treibende Kraft hinter der Resolution war der Vorsitzende der Zentrumsfraktion Matthias Erzberger.

Das im Sommer 1917 entstandene Bündnis aus gemässigter Arbeiterbewegung, politischem Katholizismus und liberalem Bürgertum ist auch insofern bemerkenswert, als damit im Weltkrieg zum ersten Mal die politischen Kräfte gemeinsam handlungsfähig wurden, die seit Mitte des



19. Jahrhunderts die Träger des demokratischen Gedankens in Deutschland waren. Von Bismarck nacheinander bekämpft, waren sie von 1919 an die stabilisierenden Kräfte der Weimarer Republik und bildeten nach 1945 auf Jahrzehnte hinaus das politische Rückgrat der Bundesrepublik – mit dem wichtigen Unterschied allerdings, dass CDU und CSU anders als das Zentrum die konfessionelle Grenze zum Protestantismus überwand. Bei den letzten Reichstagswahlen vor dem Krieg im Januar 1912 hatten SPD, Zentrum und Fortschrittliche Volkspartei zusammen 63,5 Prozent der Stimmen erhalten. Ihnen gegenüber standen die Nationalliberale Partei und zwei kleinere konservative Parteien, für die rund 25 Prozent der Wähler gestimmt hatten und die im Wesentlichen die preussisch-deutschen Führungsschichten repräsentierten. Diese drei Parteien lehnten die Friedensresolution im Juli 1917 ab.

Wie die Verweigerung der Kriegskredite war für Hitler auch die Friedensresolution Ausdruck der inneren Schwäche des deutschen Volkes, die schliesslich zur Revolution und Kapitulation 1918 geführt habe. Die Demokraten hätten die Deutschen mit der Friedensresolution in den Glauben getrieben, «als könnten die Opfer gar nicht notwendig gewesen sein, als gäbe es eine Möglichkeit, ohne diese Opfer und ohne die Fortsetzung des Kampfes bis zum Sieg einen Frieden des Erträglichen zu erreichen», sagte er am 9. November 1928 in seiner Rede zum zehnten Jahrestag der Novemberrevolution. Dieser Gedanke habe in Deutschland Millionen Menschen «vergiftet», und auch «der Mann an der Front» sei davon «langsam angegriffen» worden.<sup>10</sup>

Obwohl das demokratische Lager mit der Friedensresolution vom Juli 1917 seine gemeinsame Handlungsfähigkeit unter Beweis gestellt hatte und im Parlament über eine Zwei-Drittel-Mehrheit verfügte, gab es in der politischen Führung des Landes keinen Richtungswechsel. Das lag zum einen daran, dass im Kaiserreich die Regierung keine parlamentarische Mehrheit benötigte. Entscheidender war allerdings, dass die Demokraten nicht bereit waren, sich auf einen gemeinsamen Kandidaten für das Amt des Reichskanzlers zu einigen und damit einen klaren Machtanspruch zu erheben.

Es muss offen bleiben, ob es den Demokraten gelungen wäre, einen solchen Anspruch auch durchzusetzen. Sowohl für den Kaiser als auch für die Oberste Heeresleitung wäre jedoch eine sehr komplizierte Situa-

tion entstanden, wenn sie in dieser kritischen Phase des Krieges einem parlamentarisch legitimierten Kandidaten für das Amt des Regierungschefs die Unterstützung versagt hätten. Noch schwerer ist naturgemäss die Frage zu beantworten, welchen Einfluss ein vom demokratischen Lager gestellter Reichskanzler auf den weiteren Verlauf des Weltkrieges genommen hätte. Es hätte für ihn aber zumindest nahegelegen, auf Grundlage der Friedensresolution eine diplomatische Initiative zur Beendigung des Krieges zu starten.

Doch anstatt zu diesem vergleichsweise günstigen Zeitpunkt im Sommer 1917 die Machtfrage zu stellen, beteiligten sich Erzberger und andere demokratische Politiker an einer Intrige zum Sturz des seit 1909 amtierenden Reichskanzlers Theobald von Bethmann Hollweg, der im Krieg ständig zwischen Nationalisten und Demokraten laviert hatte. Als er im Juli 1917 durch einen noch schwächeren Nachfolger ersetzt wurde, vergrösserte sich zwischen beiden Lagern der deutschen Gesellschaft das machtpolitische Vakuum, das weder vom Kaiser noch von der Reichsregierung ausgefüllt werden konnte.

Ebenfalls im Juli 1917 beklagte sich Erich Ludendorff bei der Regierung darüber, dass die Stimmung in der Heimat «tief gesunken» sei und das Heer davon «auf die Dauer nicht unberührt bleiben» könne. Im Innern machten sich krasser Egoismus, rücksichtslose Gewinn- und Genussucht, Flaumacherei, Pessimismus und Pflichtvergessenheit breit, «die den Ausgang des Krieges gefährden können». Diese Erscheinungen seien zum Teil auf wirkliche Notstände zurückzuführen. «Zum grössten Teil aber sind sie durch die zielbewusste Agitation gewisser staatszerstörender Elemente hervorgerufen, die skrupellos diese Notstände zur Förderung ihrer politischen Ziele ausnutzen und Unfrieden, Verhetzung usw. auf alle Art zu stiften versuchen.»<sup>11</sup> Sollte der Krieg verloren gehen, müsse man die Schuld also nicht bei ihm, sondern in der Heimat suchen.

Als Reaktion auf die Ereignisse im Sommer 1917 organisierte sich auch jene Gruppe neu, die sich als das nationalistische Lager der deutschen Gesellschaft bezeichnen lässt. Am 2. September 1917, dem «Sedanstag», gründete sich in Königsberg die Deutsche Vaterlandspartei, die in kurzer Zeit zu einer ausserparlamentarischen Massenbewegung mit mehr als einer Million Mitgliedern anwuchs. Zu ihr gehörte auch der Münchner Werkzeugschlosser Anton Drexler, der spätere Gründer der Deutschen Arbeiterpartei (DAP) und Vorgänger Hitlers als NSDAP-

Vorsitzender. Wie schon der Parteiname sagte, ging es der Vaterlandspartei darum, jene Stimmung zu erhalten oder wiederzubeleben, die Ernst Toller im Rückblick auf 1914 treffend beschrieben hat: «Ja, wir leben in einem Rausch des Gefühls. Die Worte Deutschland, Vaterland, Krieg haben magische Kraft, wenn wir sie aussprechen, verflüchtigen sie sich nicht, sie schweben in der Luft, kreisen um sich selbst, entzünden sich und uns.»<sup>12</sup> Die Vaterlandspartei sah in Hindenburg und Ludendorff ihre politischen Leitfiguren, während Kaiser Wilhelm II. nur noch eine Nebenrolle spielte.

Mit beigetragen zum Ruhm der beiden Generäle hatte auch der damalige Chefredakteur des «Berliner Abendblatts», Theodor Wolff. Nachdem eine Armee unter dem Kommando von Hindenburg und Ludendorff Ende August 1914 in Ostpreussen das zahlenmässig weit überlegene russische Invasionsheer geschlagen hatte, sprach Wolff in einem Leitartikel als erster Journalist vom «Sieg bei Tannenberg». Der Ort lag zwar in dem ausgedehnten Kampfgebiet, spielte in der Kesselschlacht aber keine herausgehobene Rolle. Doch plötzlich erschien dieses Ereignis als Wiedergutmachung einer jahrhundertealten Schmach. Denn bei Tannenberg waren die Deutschen Ordensritter im Jahr 1410 von einem polnisch-litauischen Heer besiegt worden und hatten die Vorherrschaft über die Region verloren. «Jetzt, nach 504 Jahren, kam die Revanche», bemerkte Hindenburg voller Stolz. Er selbst, aber auch Ludendorff galten fortan als die «Helden von Tannenberg», an die sich bei vielen Menschen grosse Hoffnungen knüpften.<sup>13</sup>

Drei Jahre später, im Sommer 1917, war die deutsche Gesellschaft in klar erkennbare Lager gespalten. Das Programm der nationalistischen Vaterlandspartei lief im Kern darauf hinaus, dass der Sieg jedes Opfer rechtfertige, dass sich dieser Sieg dann aber auch lohnen müsse. Es war die gleiche Haltung, die zu Beginn des Krieges in Deutschland weit verbreitet war und die Einheitseuphorie der Augusttage 1914 massgeblich mitgetragen hatte.

Im demokratischen Lager gab es hingegen zwei Grundströmungen. SPD, Zentrum und die Fortschrittspartei vertraten den Standpunkt, dass Deutschland weiterkämpfen, aber durch das Angebot eines Versöhnungsfriedens ein möglichst rasches Ende des Krieges herbeiführen solle. Die USPD, der sich auch Ernst Toller anschloss, hielt den Krieg hingegen für so grauenhaft und sinnlos, dass Deutschland ihn einseitig

beenden solle – genau das tat Lenin für Russland, unmittelbar nachdem er am 7. November 1917 in St. Petersburg die Macht übernommen hatte. Die Unabhängigen Sozialdemokraten verfügten zwar mit dem Spartakusbund ebenfalls über einen linksradikalen Flügel, bekannten sich aber in ihrer Mehrheit noch immer zu den demokratischen Grundprinzipien.

Die tiefe Spaltung der deutschen Gesellschaft wurde vom amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson genau wahrgenommen. Als er am 8. Januar 1918 im Kongress seine «Vierzehn Punkte» für einen Versöhnungsfrieden in Europa vorstellte, erwähnte er die Verhandlungen von Brest-Litowsk und stellte die Frage, von wem Deutschland dort repräsentiert werde: Von den «liberalen Führern und Parteien», die begonnen hätten, so seine sehr amerikanische Formulierung, «die Kraft der Gedanken und Wünsche ihres eigenen Volkes zu spüren»? Oder aber von der «militaristischen und imperialistischen Minderheit», die bislang die Politik der Mittelmächte bestimme? Man wisse nicht, auf wen man in Deutschland hören solle. Auf die Meinung der Politiker, «die im Sinne der Resolution des deutschen Reichstags vom 19. Juli vorigen Jahres sprechen, das heisst im Geiste und mit den Absichten der liberalen Führer und Parteien Deutschlands?» Oder müsse man auf diejenigen hören, «die diesen Geist auf herausfordernde Weise bekämpfen und auf Eroberung und Unterjochung anderer Völker bestehen?» Wilson äusserte die zutreffende Vermutung, beide Lager der deutschen Gesellschaft seien «unversöhnlich in einem offenen und hoffnungslosen Widerspruch» gefangen.

Nachdem er seine 14 Vorschläge für eine Neuordnung Europas vorgelesen hatte, kam Wilson erneut auf die Spaltung der deutschen Gesellschaft zurück. Er machte deutlich, dass sich sein Angebot nur an die «Reichstagsmehrheit» richte und nicht an «die Militärpartei und die Männer, die auf imperialistischer Vorherrschaft bestehen». Die offene und eindeutige Parteinarbeit des amerikanischen Präsidenten war eine wichtige Voraussetzung dafür, dass Ludendorff im Herbst 1918 die Verantwortung für die Beendigung des Krieges auf die Demokraten abwälzen konnte – nur ihnen hatte Wilson schliesslich einen Versöhnungsfrieden in Aussicht gestellt.

Wenige Wochen nach Wilsons Rede gelang es dem nationalistischen Lager, die demokratische Mehrheit zu spalten. Obwohl von der Verfassung nicht vorgeschrieben, liess Ludendorff den Friedensvertrag von

Brest-Litowsk, in dem Russland auf riesige Gebiete verzichten musste, dem Reichstag zur Ratifizierung vorlegen. Zentrum und Liberale stimmten am 23. März dem Vertragswerk zu, die SPD enthielt sich und nur die USPD votierte mit Nein. Für Wilson war das ein Signal, dass der Anti-Imperialismus und die Versöhnungsbereitschaft der deutschen Demokraten offenbar doch nicht so stark ausgeprägt waren, wie er erhofft hatte – zumal auch die Friedensresolution vom 19. Juli 1917 erst zustande gekommen war, nachdem der «uneingeschränkte U-Bootkrieg» zu keinem Erfolg geführt hatte. Die demokratischen Führer Deutschlands schienen also in hohem Masse bereit zu sein, ihre politischen Grundüberzeugungen nach dem jeweiligen Erfolg der Waffen auszurichten. Der tief religiöse Pfarrerssohn Wilson gelangte zu dem Schluss, die deutschen Demokraten müssten erst einmal eine Phase der Busse und Reue durchlaufen, bis ihr Land als gleichberechtigtes Mitglied in die Gemeinschaft der Völker aufgenommen werden könne.<sup>14</sup>

Wie im Zeitraffer hatte sich zwischen Juli 1917 und März 1918 die Entwicklung der Jahre von der Revolution 1848 bis zur Reichsgründung 1871 wiederholt. Nachdem es den Demokraten sowohl wegen der schwierigen Umstände als auch wegen ihres fehlenden Machtwillens nicht gelungen war, ihre eigenen «Reden und Majoritätsbeschlüsse» in die Tat umzusetzen, erkannten sie in ihrer Mehrheit die Erfolge an, die von ihren konservativen Gegnern – früher Bismarck, jetzt Ludendorff – mit «Blut und Eisen» erzielt worden waren. Der General erwies sich dabei als recht gelehriger Schüler des Reichsgründers, denn auch Ludendorff machte den Demokraten genau kalkulierte Zugeständnisse, um sie in ihrer Mehrheit auf seine Seite zu ziehen. So enthielt der Vertrag von Brest-Litowsk nicht nur einen Verzicht auf Reparationen, also die von der Reichstagsmehrheit abgelehnten «finanziellen Vergewaltigungen», sondern auch die Formulierung, man werde «das künftige Schicksal» der von Russland abgetrennten Gebiete «im Benehmen mit deren Bevölkerung» regeln. Vor allem dieses Bekenntnis zum Selbstbestimmungsrecht der Völker, von dem dann allerdings in der konkreten Besatzungspolitik nicht mehr viel zu spüren war, ermöglichte Liberalen und Zentrum die Zustimmung und der SPD immerhin die Enthaltung.

Nach den Vorstellungen der Demokraten sollte das auf seine Kerngebiete reduzierte Russland von neuen, unabhängigen Nationalstaaten um-

geben sein. Unrealistisch war das nicht. Denn eine ähnliche Ordnung entstand 1919 im postzaristischen und 1991 noch konsequenter im post-sowjetischen Raum. Die Nationalisten wollten die besetzten Gebiete hingegen in enger Abhängigkeit von Deutschland halten und dort eine Art informelles Kolonialreich errichten. Weil sich die beiden grossen Lager der deutschen Gesellschaft gegenseitig blockierten, wurde über den Status der Gebiete bis zum Herbst 1918 keine Entscheidung getroffen.

Die Vorgänge um den Vertrag von Brest-Litowsk machen deutlich, dass in der entscheidenden Phase des Krieges in Deutschland ein Machtvakuum herrschte. Zwar verfügte das nationalistische Lager mit der Obersten Heeresleitung über den stärksten Einfluss, doch blieben auch die Demokraten ein wichtiger politischer Faktor. Niemand trug die Gesamtverantwortung für das Land, schon gar nicht die Reichsregierung oder der Kaiser. Wilsons Bemerkung, man wisse nicht, auf wen man in Deutschland hören solle, traf den Kern des Problems. Wäre der Krieg für Deutschland auf irgendeine Weise gut ausgegangen, hätte dieser Erfolg rasch viele Väter gehabt. Bei einer Niederlage musste jedoch zwangsläufig ein Kampf um die Frage entstehen, wer dafür die Verantwortung trug. Dies nicht rechtzeitig und nicht in ausreichendem Mass erkannt zu haben, war vielleicht der grösste Fehler, den die führenden demokratischen Politiker in den Jahren 1918/19 begingen.

Die Entscheidung über den Ausgang des Krieges musste im Westen fallen. Mit vier Offensiven unternahm Ludendorff im Frühjahr 1918 den Versuch, gegen Frankreich doch noch einen entscheidenden Schlag zu führen. Als diese Operationen nach Anfangserfolgen allesamt gescheitert waren, war der Erste Weltkrieg für Deutschland verloren.

## II.

### DER GROSSE FEHLER

November 1914 an der Westfront bei Lille: Ein deutsches Regiment unternimmt einen Sturmangriff und gerät dabei unter heftiges Feuer britischer Truppen. «Einer nach dem anderen bricht von uns zusammen. Da kommt tollkühn unser Major, ruhig rauchend, mit ihm sein Adjutant.» Schnell übersieht der Offizier die Lage und befiehlt, sich links und rechts einer Strasse zum Sturm zu sammeln. Die Soldaten holen Verstärkung, und als sie zurückkommen, «liegt der Major mit aufgerissener Brust am Boden. Ein Haufen Leichen um ihn herum». In den Soldaten «kocht die Wut» und sie werden nun vom Adjutanten in den Angriff geführt, bei dem ein Waldstück, eine Strasse und ein paar Gehöfte erobert werden sollen. Nach vier Tagen erbittertem Kampf gelingt die Operation, doch die Verluste sind gewaltig. «In vier Tagen war unser Regiment von dreieinhalbtausend Mann auf 600 zusammengeschmolzen.» 2'900 Tote und Verletzte für einen lächerlichen Landgewinn.

Was folgte daraus? Schluss mit dem Krieg, wie es Ernst Toller forderte? Oder aber die Mobilisierung aller Kräfte, um diesem Blutzoll doch noch einen Sinn zu verleihen? Die Schilderung des Sturmangriffs gegen die Briten stammt von Adolf Hitler, und er gab auf diese Frage eine bemerkenswerte Antwort. Im Anschluss an die ausführliche Darstellung seiner Erlebnisse an der Front schrieb er am 5. Februar 1915 an einen Bekannten in München, er habe «nur den einen Wunsch, dass es bald zur endgültigen Abrechnung mit der Bande kommen möge, zum Draufgehen, koste es, was es wolle, und dass die, die von uns das Glück besitzen werden, die Heimat wiederzusehen, sie reiner und von Fremdländerei gereinigter finden werden». Die Opfer und Leiden, die täglich «so viele Hunderttausende von uns bringen», und der «Strom von Blut, der hier Tag für Tag fließt gegen eine internationale Welt von Feinden», sol-

le dazu führen, dass «nicht nur Deutschlands Feinde im Äusseren zerschmettert werden, sondern dass auch unser innerer Internationalismus zerbricht.» Das wäre laut Hitler mehr wert «als aller Ländergewinn».<sup>1</sup>

Zwei Ziele also sollten im Krieg erreicht werden, «koste es, was es wolle»: der Sieg über die äusseren Feinde und die «Reinigung» Deutschlands im Inneren. Schon im Februar 1915 war Hitler davon überzeugt, dass es in Deutschland «Fremdländerei» und einen «inneren Internationalismus» gebe, der den Interessen des deutschen Volkes entgegenstehe, jenes Grundmuster, mit dem sich später viele Deutsche die Niederlage im Weltkrieg erklären sollten: dass der Zusammenbruch nicht auf die Übermacht der äusseren Gegner, sondern auf innere Schwäche zurückzuführen sei.

So schrieb Thomas Mann im Januar 1919, dass das deutsche Volk «von Kraft und Gesundheit nur so strotzte und dennoch mit sich selbst und dem allgemeinen Weltzustande in einem so tiefen Zwiespalt lebte, dass es sich aus dem beinahe geglückten, aber innerlich unzukömmlichen Versuch, zum Herrn und Meister dieses Weltzustandes emporzusteigen, eine Niederlage von nie da gewesenen Ausmassen bereitete». Er vertrat die Ansicht, dass sich «kein einzelner» der Kriegsgegner «Besieger nennen darf» und das deutsche Volk vor allem moralisch überwältigt worden sei. «Es hat sich im Laufe dieser viereinhalb Jahre davon überzeugt, dass es für eine schlechte Sache oder vielmehr für gar keine Sache kämpfte, dass rückständige und rohe Gedanken es beherrschten, während auf Seiten seiner Gegner die Idee des Rechts, der menschliche Gedanke selber fechte. Hätte es sich nicht davon überzeugt – kein Soldat und kein Politiker wird mir ausreden, dass es auch heute noch unbesiegt wäre.»<sup>2</sup>

Bereits während des Krieges hatte Thomas Mann in seinen «Betrachtungen eines Unpolitischen» beklagt, «dass es beinahe zur deutschen Humanität gehört, sich undeutsch, und selbst antideutsch aufzuführen; dass eine den Nationalsinn zersetzende Neigung zum Kosmopolitischen» offenbar zum deutschen Nationalcharakter gehöre. Als Hauptverantwortlichen für die mangelnde Widerstandskraft gegen die äusseren Gegner machte Mann den Typus des «radikalen Literaten» aus: «Er stellt sich mit voller Leidenschaft in das Getümmel, – aber auf der feindlichen Seite. Vom ersten Augenblick an nahm er automatisch den Standpunkt der Entente ein, – natürlich, denn es war schon immer der seine gewesen.» Dieser «Zivilisationsliterat», wie ihn Thomas Mann auch



nannte, sei «entzückt von den Leistungen der Zivilisationsmächte, er bewundert ihr Kriegsgerät, ihre Stahlplatten, Betongraben, Fliegerpfeile, Ekrasit- und Stickgasbomben, ohne zu fragen, wie sich dies alles mit Edelschwäche verträgt».

Nichts sehnte dieser «Zivilisationsliterat» mehr herbei als eine Niederlage Deutschlands gegen Frankreich. «Er wünscht die deutsche Niederlage ihrer geistigen Bedeutung, der geistigen Folgen wegen, die sie für Deutschland und für Europa mit sich brächte. Er wünscht sie aus inneren Gründen – als Ersatz gleichsam für die Revolution, an der Deutschland es ja bis heute hat fehlen lassen.» Einem Kapitel des Buches stellte Thomas Mann ein Zitat von Fjodor Dostojewski voran, wonach es nicht wahr sein dürfe, «dass der kosmopolitische Radikalismus auch in Deutschland schon Wurzel gefasst hat» – dass «unser innerer Internationalismus zerbricht», sehnte 1915 auch Hitler herbei.

Auch der liberale Diplomat und Literat Harry Graf Kessler war im Januar 1919 überzeugt, dass innere Schwäche zumindest ein Grund für die Niederlage Deutschlands war und «der alte Staat zusammengebröckelt ist, weil er etwas zu verlogen und ausgehöhlt war, um dem äusseren Ansturm zu widerstehen».<sup>3</sup> Und Sebastian Haffner erinnerte sich 1939 daran, er sei im November 1918 als Elfjähriger ganz empört darüber gewesen, dass die Deutschen «gerade jetzt fast alle die Lust am Kriege verloren zu haben schienen – gerade jetzt, wo eine kleine Sonderanstrengung nötig gewesen wäre, um die Heeresberichte aus der trüben Depression vereitelter Aufrollungsversuche und planmässiger Zurücknahme in vorbereitete Riegelstellungen wieder in die strahlende Schön-Wetter-Sphäre von Vorstoss bis zu 30 Kilometer Tiefe, das feindliche Stellungssystem zertrümmert, ‚30'000 Gefangene‘ zu bringen!»<sup>4</sup>

Der sozialdemokratische Regierungschef Friedrich Ebert begrüsst die heimkehrenden Truppen im Dezember 1918 auf der Strasse Unter den Linden mit den berühmten Worten: «Kein Feind hat euch überwunden!» Graf Kessler hat die Atmosphäre eines solchen Truppeneinmarschs durch das Brandenburger Tor beschrieben: «Die Soldaten alle im Stahlhelm, zum Teil bekränzt, Blumensträusse an Rock und Gewehr; Protzen<sup>5</sup> und Geschütze mit Girlanden geschmückt, zahllose schwarzweissrote, preussische und grossdeutsche Fahnen, kleine und grosse in der Marsch-

kolonne wehend, keine einzige rote; die Offiziere mit Blumen bekränzt zu Pferde an der Spitze ihrer Formationen. Rechts und links eine ungeheure Menschenmenge schwach hurra rufend; aus den beflaggten Häusern Winkende. Mir schnitt das Schauspiel ins Herz, Wehmut, Scham, Trauer, Liebe zu diesem tapferen Heer, das ruhmbedeckt, aber unglücklich einzieht.»<sup>6</sup> Ein tapferes Heer, das im Felde unbesiegt geblieben war und mit einer kleinen Sonderanstrengung vielleicht wieder in die strahlende Schön-Wetter-Sphäre grosser Siege zurückgekehrt wäre: Dies war eine weitverbreitete Wahrnehmung nach dem Waffenstillstand in Deutschland.

Dass man den grössten Krieg der bisherigen Menschheitsgeschichte verloren hatte, war vielen Deutschen kaum bewusst. Zu erklären ist das nur mit dem Verlauf der Niederlage in den Monaten zuvor.

Mitte Juni war die letzte von Ludendorffs Offensiven gescheitert. Vier Wochen später hatten die Alliierten mit ihrem Gegenangriff begonnen und die Deutschen zum zweiten Mal nach 1914 von der Marne vertrieben. Am 8. August, dem «schwarzen Tag des deutschen Heeres», gelang den Briten bei Amiens ein breiter Panzerdurchbruch. Bereits sechs Tage später informierte Ludendorff den Kaiser und den Reichskanzler darüber, dass Deutschland nicht mehr erwarten könne, «den Kriegswillen des Gegners zu brechen». Doch in Berlin geschah – nichts.

Sechs Wochen lang, während die militärische Lage an allen Fronten immer schwieriger wurde, blieb die Regierung untätig. Das war auch eine Folge des machtpolitischen Vakuums, das in Deutschland herrschte. Denn niemand fühlte sich dafür zuständig, auf die drohende Niederlage politisch zu reagieren. Der Kaiser nicht, die Reichsregierung nicht und die Militärführung auch nicht. Den Demokraten lässt sich in diesem Zusammenhang kein Vorwurf machen, denn sie wurden nicht über die Lage informiert und erfuhren allenfalls gerüchteweise von den Problemen an der Front.

Im Angesicht immer neuer militärischer Rückschläge forderte Ludendorff die tatenlose Reichsregierung schliesslich am 29. September ultimativ auf, Präsident Wilson um einen Waffenstillstand zu bitten. Er und Hindenburg waren jedoch nicht bereit, für diesen Schritt auch öffentlich die Verantwortung zu übernehmen. Stattdessen unternahm Ludendorff den am Ende erfolgreichen Versuch, die Schuld an der militärischen Katastrophe auf das demokratische Lager abzuwälzen. Es war eine perfide

Strategie, die sich jedoch durch die offene Parteinahme Wilsons für die deutschen Demokraten geradezu aufdrängte. Wenn der amerikanische Präsident allein ihnen einen Versöhnungsfrieden angeboten hatte, war es folgerichtig, dass sie mit ihm verhandeln sollten und nicht die Männer, die er als «militaristische und imperialistische Minderheit» bezeichnet hatte.

Noch im Frühjahr hatte Ludendorff auf die Frage nach einem möglichen Scheitern seiner Westoffensiven geantwortet: «Dann muss Deutschland eben zugrunde gehen.» Am 1. Oktober 1918, als alle Offensiven fehlgeschlagen und alle glanzvollen Siege wertlos waren, trat er vor seine Offiziere und erklärte ihnen: «Ich habe aber Seine Majestät gebeten, jetzt auch diejenigen Kreise an die Regierung zu bringen, denen wir es in der Hauptsache zu danken haben, dass wir so weit gekommen sind. Wir werden also diese Herren jetzt in die Ministerien einziehen sehen. Die sollen nun den Frieden schliessen, der jetzt geschlossen werden muss. Sie sollen die Suppe jetzt essen, die sie uns eingebracht haben.»

«So viel Egoismus, so viel unerschütterte Selbstgerechtigkeit nach solchem Sturz! Gibt es nicht Zeiten der Selbstprüfung, Zeiten, in denen man in Gottes Namen einmal versuchen sollte, über sich hinauszugehen und gerecht zu sein?», hat sich schon Golo Mann über das Verhalten des deutschen Heerführers nach der Niederlage im Herbst 1918 empört.<sup>7</sup> In Ludendorffs Verhalten lag allerdings eine gewisse Konsequenz, denn schon im Juli 1917 – nach dem Scheitern seines U-Boot-Krieges und im Monat der Friedensresolution – hatte er «gewisse staatszerstörende Elemente» für eine mögliche Niederlage im Weltkrieg verantwortlich gemacht. Die Schuldzuweisung, die er im Herbst 1918 offen aussprach, war gut vorbereitet. Er pflanzte der ersten deutschen Demokratie damit einen Todeskeim ein, den sie nie abstossen konnte und der schliesslich zu ihrem Untergang beitragen sollte.

Damit dies geschehen konnte, musste das demokratische Lager allerdings einen Fehler begehen, dessen Bedeutung kaum zu überschätzen ist: Im November 1918 übernahmen die Demokraten die alleinige Verantwortung für die Beendigung des Krieges – und damit auch für alle daraus resultierenden Folgen. Matthias Erzberger, der im Juli 1917 mit der Friedensresolution das Bündnis von gemässigter Arbeiterbewegung, politischem Katholizismus und liberalem Bürgertum herbeigeführt hatte,



*Französische Postkarte zum 11. November 1918 in Compiègne: Mit der Unterschrift des Zentrumspolitikers Matthias Erzberger unter den Waffenstillstandsvertrag übernahm das demokratische Lager die Verantwortung für die Niederlage im Ersten Weltkrieg.*

unterschrieb am 11. November 1918 im berühmten Eisenbahnwagen im Wald von Compiègne den Waffenstillstand, der einer Kapitulation gleichkam. Damit ging Erzberger genau in die Falle, die Ludendorff den Demokraten wenige Wochen zuvor gestellt hatte. Ganz unabhängig von der Verantwortung für die Niederlage sprach es auch jeder militärischen Tradition Hohn, dass nicht Hindenburg oder ein anderer ranghoher General die deutsche Delegation in Compiègne anführte. Auf der Gegenseite sass schliesslich auch nicht irgendein Minister oder Staatssekretär, sondern der Oberkommandierende der alliierten Streitkräfte, Marschall Ferdinand Foch.

US-Präsident Wilson hat die deutschen Demokraten im Oktober 1918 allerdings direkt aufgefordert, die Verantwortung für die Niederlage zu übernehmen. Die Bitte um einen Waffenstillstand beantwortete er mit der Forderung nach einem «Regime-Wechsel» in Berlin und schrieb am 23. Oktober 1918 in einer Note an die deutsche Regierung, Friedensverhandlungen werde es nur mit den deutschen Demokraten geben; von den «bis-

herigen Herren der deutschen Politik» könne er hingegen nur die Übergabe («surrender») verlangen.<sup>8</sup> Diese Aussage war insofern höchst problematisch, als sich die Bedingungen, die Erzberger dann von Foch vorgelegt bekam, kaum von einer Kapitulation unterschieden.

Die endgültige Entscheidung über den deutschen Vertreter in Compiègne fiel bei einem Treffen Erzbergers mit der Obersten Heeresleitung am 7. November im deutschen Hauptquartier, dem «Hotel Britannique» im belgischen Kurort Spa. Hindenburg spürte offenbar, dass es für ihn selbst, das Militär und das nationalistische Lager von grossem Vorteil sein könnte, wenn die Demokraten die alleinige Verantwortung für die Niederlage übernehmen würden. Geschickt appellierte der Feldmarschall an das patriotische Verantwortungsgefühl des Zentrumspolitikers, der sich dadurch geschmeichelt fühlte. Mit Tränen in den Augen, so berichtete später ein Augenzeuge, habe Erzberger erklärt, dass er sich der Aufforderung Hindenburgs nicht entziehen könne, ohne später als Feigling dazustehen. Kurz vor dessen Abreise nach Frankreich wies Hindenburg den von seinen Gefühlen überwältigten Erzberger sogar daraufhin, dass es «wohl das erste Mal in der Weltgeschichte sei, dass nicht Militärs den Waffenstillstand abschliessen, sondern Politiker; er sei aber ganz damit einverstanden, zumal die Oberste Heeresleitung keine politischen Richtlinien mehr auszugeben habe; die Armee brauche unter allen Umständen Ruhe.»<sup>9</sup>

In der Öffentlichkeit rechtfertigte Erzberger seinen fatalen Entschluss später mit der Vermutung, dass sich die Entente möglicherweise gewei-gert hätte, deutsche Generäle als Verhandlungspartner zu akzeptieren. Das Argument war insofern wenig überzeugend, als es vor Erzbergers Abreise einen Telegrammwechsel zwischen Hindenburg und Foch über die Modalitäten der Waffenstillstandsverhandlungen gegeben hatte. 1945 haben sich die Alliierten im Übrigen auch nicht geweigert, die Kapitulation von Nazi-Generälen entgegenzunehmen.

Es ist erstaunlich, wie wenig Bedeutung einer formalen Kapitulation auch heute noch zugemessen wird, wo es doch das positive Beispiel von 1945 gibt, als sowohl in Deutschland als auch in Japan die richtigen Leute kapitulierten. 2006 hat es der UN-Diplomat Lakhdar Brahimi als «Ursünde» der Amerikaner bezeichnet, dass sie sowohl in Afghanistan

als auch im Irak auf eine Kapitulation ihrer geschlagenen Gegner verzichtet haben. «Wer hat eine Kapitulation unterschrieben für Saddam Hussein oder für die Taliban?», fragte Brahimi in einem Zeitungsinterview. «Niemand hat sie aufgefordert. Vielleicht hätten sie es getan. Jetzt haben wir die Situation, dass der Krieg nie beendet worden ist.»<sup>10</sup>

Im November 1918 gestand Deutschland seine Niederlage ein. Nur unterschrieb mit Matthias Erzberger der falsche Mann das entsprechende Dokument. Aus ganz unterschiedlichen Motiven heraus haben Ludendorff, Wilson und Erzberger jeweils ihren Teil dazu beigetragen, dass die Verantwortung für den militärischen Zusammenbruch im Weltkrieg vollständig auf das demokratische Lager der deutschen Gesellschaft überging. Ludendorff hatte die Falle aufgestellt, Wilson lockte und Erzberger ging schliesslich hinein. Erst durch seine Unterschrift konnte auch der auf längere Sicht so fatale Eindruck entstehen, die deutsche Armee sei im Herbst 1918 unbesiegt gewesen und habe nur aufgrund der politischen Entwicklung den Kampf eingestellt. Dabei hatte Hindenburg sogar noch während der Verhandlungen im Wald von Compiègne Erzberger in einem Telegramm aufgefordert, selbst dann den Waffenstillstand zu unterschreiben, wenn Foch zu keinerlei Zugeständnissen bereit sei.

David Lloyd George, britischer Premierminister von 1916 bis 1922, bezeichnete es später als einen Fehler, dass Deutschland den Waffenstillstand am 11. November 1918 akzeptiert hat. Als ihn Theodor Wolff im Herbst 1927 in seinem Landhaus in Surrey besuchte, sagte der ehemalige Weltkriegspremier, die deutschen Delegierten hätten die Bedingungen Fochs am 11. November 1918 nicht annehmen sollen. Es wäre klüger gewesen, wenn Deutschland die Verhandlungen in Compiègne abgebrochen und seine Armeen anschliessend hinter den Rhein zurückgezogen hätte. Grossbritannien – und damit wohl auch die USA – wären in diesem Fall nicht bereit gewesen, den Krieg auf deutschem Boden fortzusetzen. Frankreich hätte entweder alleine weiterkämpfen oder sich mit einem weniger schmachvollen Frieden für Deutschland zufriedengeben müssen. Diese Einschätzung trug der ehemalige britische Premier nach Wolffs Bericht «mit der Bestimmtheit des unfehlbar Wissenden» vor.<sup>11</sup>

Doch selbst wenn es auf deutscher Seite einen entsprechenden politischen Willen gegeben hätte, wäre ein solcher kontrollierter Rückzug in

Stellungen östlich des Rheins wegen der Revolution kaum noch durchführbar gewesen. Am 7. November hatte Kurt Eisner in München die Regierung übernommen, am 9. November kam es in Berlin zum Machtwechsel und erst am 11. November wurde der Waffenstillstand unterzeichnet. Aus Sicht der Entente hatte es sich als richtig erwiesen, nach der überraschenden Bitte Deutschlands um einen Waffenstillstand Anfang Oktober erst einmal auf Zeit zu spielen. Auch Ludendorff hatte schliesslich im Jahr zuvor mit Erfolg darauf gesetzt, dass der militärischen Schwächung Russlands der innere Zusammenbruch der Zarenherrschaft folgen würde – und hatte diese Entwicklung durch die Unterstützung Lenins sogar noch aktiv gefördert.

Nachdem sich die Erkenntnis festgesetzt hatte, dass der Krieg verloren war, brach sich in Deutschland und an der Front der tiefe, nur allzu verständliche Wunsch nach Frieden Bahn. «Tommy ist wieder vorangekommen», schrieb Paul Hindemith am 4. November von der Westfront nach Hause.

«Warum kommt der Waffenstillstand immer noch nicht?

Warum nimmt dieser gottverfluchte Krieg kein Ende?

Warum müssen wir uns hier in Kellern herumdrücken?

Warum sind gerade wir die Dummen?

Warum kann man jetzt nicht daheim sein und den schönen Herbst geniessen?

Warum kann man nicht daheim sein und fleissig arbeiten?

Warum und für wen oder was wartet man hier geduldig auf Granatbrocken?

Warum? Warum? Warum?

Wenn wir doch noch heute Nacht nach Deutschland marschieren würden!!!»<sup>12</sup>

Als Theodor Wolff am 9. November 1918 einen Demonstrationzug auf der Leipziger Strasse in Berlin beobachtete, fiel ihm auf, dass viele Soldaten ihre Uniformjacken ausgezogen hatten und auf dem Rücken mit dem Futter nach aussen trugen. Um die Wirkung noch zu erhöhen, hatten sie auch die Ärmel umgekrempelt, «die nun, mit der ans Licht gebrachten Futterseite, wie leere Wursthäute schlotterig herunterhängen». Wolff empfand dies als Ausdruck einer Sehnsucht, «die Uniform jetzt zu tragen, wie man will, und es sind gar keine Uniformen mehr, sondern nur

noch mitgeschleppte Überbleibsel aus einer langen Zeit voll Wahnsinn und Grauen. Man ist endlich wieder ein Mensch, ein Mensch, der nicht mehr blind gehorchen muss, nicht mehr gezwungen werden kann, zu töten, aus verfaulten Gräben in den Granatenhagel hinauszustürzen und gegen Stacheldrähte anzurennen». <sup>13</sup>

In Deutschland war der Wunsch nach Frieden im November 1918 auch deshalb übermächtig geworden, weil viele Menschen die Folgen der militärischen Niederlage als bei weitem nicht so katastrophal empfanden wie ein halbes Jahr später. Trotz der ausserordentlich schwierigen innen- und aussenpolitischen Situation fühlte sich die Nation in den ersten Monaten nach Kriegsende «von den Kräften der Zukunft getragen», wie Thomas Mann Ende Januar 1919 schrieb. Deutschland, so hielt er in seinem Tagebuch fest, sehe sich «durch diese denkwürdige Niederlage, nicht ohne eine gewisse Erleichterung, auf ein ganz neues Gleis gesetzt und physisch genötigt, für sein Teil des Lebens völlig von vorn und völlig anders wieder anzufangen».

Rainer Maria Rilke, der wie Thomas Mann Kriegsende und Revolution in München erlebte, hielt fest, dass er «zu dem Umsturz selbst zuerst eine gewisse rasche und freudige Zuversicht zu fassen vermocht habe, denn seit ich denken kann, habe ich der Menschheit nichts dringender gewünscht, als dass sie irgendwann eine ganz neue Seite der Zukunft aufzuschlagen ermächtigt sein möge, auf die nicht die ganze Fehlersumme der verhängnisvollen Vergangenheit übertragen werden muss.» <sup>14</sup>

Paul Hindemith war tief bewegt, als er an der Westfront von der Revolution erfuhr: «Schaudernd vernehmen wir, dass der Kaiser abgedankt hat, dass Ebert Reichskanzler werden wird, und – oh höchste Wonne – dass in den nächsten Tagen der Waffenstillstand kommen wird. Mit Worten, die unsere rauen Kriegergemüter zu Tränen rühren, spricht der Oberst von der Bedeutung dieser Umwälzungen und ermahnt uns zur Disziplin und Ordnung. Wir wandeln nach Hause, wie geblendet und können das Neue kaum fassen.» <sup>15</sup> Auch vom damals 42-jährigen Zentrumspolitiker Konrad Adenauer sind aus dem Herbst 1918 die Worte überliefert, Zeiten einer politischen Katastrophe seien «besonders geeignet, etwas Neues zu schaffen». <sup>16</sup>

Gross war bei vielen Menschen die Hoffnung, dass sich die unermesslichen Leiden und Opfer der vergangenen vier Jahre als Geburtswehen eines neuen, besseren Zeitalters erweisen würden – «auf ein ganz neues



Gleis gesetzt», «eine ganz neue Seite der Zukunft aufzuschlagen», «besonders geeignet, etwas Neues zu schaffen». In zahllosen Aufrufen, Reden und auch in seinen Wahlkämpfen hat Hitler immer wieder an die grossen Hoffnungen der Novemberrevolution erinnert, die so bitter enttäuscht worden seien. «Friede, Freiheit, Schönheit und Würde logen die Nationalverbrecher unserem gutgläubigem Volke als kommende Segnungen ihrer Tat vor», hiess es beispielsweise in seinem Putschaufruf vom 8. November 1923.

Hitlers grosser Irrtum lag darin, dass nicht irgendwelche Drahtzieher – nach seiner Überzeugung das «internationale Judentum» – die Deutschen zur Revolution verführt hatten, sondern dass der Umsturz im November 1918 die verständliche Reaktion grosser Teile der Bevölkerung auf einen verlorenen Krieg und das Versagen der bisherigen politischen Führung war. Richtig war allerdings Hitlers Wahrnehmung, dass die Revolution einen Widerstand gegen die harten Waffenstillstandsbedingungen nahezu unmöglich gemacht hatte und dass sich viele Erwartungen aus der Zeit des Umsturzes später als trügerisch erwiesen.

Der evangelische Theologe und Philosophieprofessor Ernst Troeltsch hat rückblickend vom «Traumland der Waffenstillstandsperiode» gesprochen, in dem die Deutschen vom November 1918 bis zum Mai 1919 gelebt hätten.<sup>17</sup> Sowohl die politische Führung als auch die Bevölkerung klammerten sich in dieser Zeit mit aller Kraft an die Hoffnung, dass Deutschland einen milden «Wilson-Frieden» erhalten werde. Ganz bewusst hatte sich die deutsche Regierung mit ihrem Friedensangebot nicht an Franzosen oder Briten, sondern an Amerika gewandt. Schliesslich war in Wilsons «Vierzehn Punkten» von einer gerechten Weltordnung die Rede gewesen und vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, allerdings auch von der Rückgabe Elsass-Lothringens an Frankreich und der Wiederherstellung Polens mit einem sicheren Zugang zur See, der nur auf Kosten Deutschlands möglich war. Die harten Waffenstillstandsbedingungen von Compiègne dämpften zwar den Optimismus. An der Hoffnung, von Amerika später «einen Frieden der Versöhnung und Verständigung» gewährt zu bekommen, wie es im Aufruf der Volksbeauftragten hiess, änderte dies jedoch nur wenig.

Sogar ein alter, seit Bismarcks Zeiten fast vergessener Traum schien mit dem Ende des Krieges plötzlich wahr zu werden: die Vereinigung

Österreichs mit dem Deutschen Reich, die immer eher ein Wunsch der Linken und Liberalen als der Konservativen gewesen war. Bereits wenige Tage nach Ende des Krieges richtete die Regierung in Wien eine entsprechende Anfrage an Deutschland. Auch Gustav Stresemanns DVP forderte am 22. November 1918 in einem Beschluss die Bildung eines «Grossdeutschland vom Brenner bis zum Belt». Selbst deutschnationale Konservative konnten sich aus dieser Perspektive plötzlich für die Farben Schwarz-rot-gold begeistern. So schrieb der Münchner Studienrat und Publizist Josef Hofmiller Ende November 1918 in sein Tagebuch: «Welch nie wiederkehrende Gelegenheit! Schwarz-rot-gold, das Banner von 48! Schwarz-rot-gold, das Banner der Paulskirche! Schwarz-rot-gold, das Banner der Burschenschaften! Schwarz-rot-gold, das Banner des Anschlusses! Alles, einfach alles, kann die Regierung mit dieser einen Parole zusammenfassen! Welche Gelegenheit! Jetzt endlich kann man Schwarz-rot-gold aus der Oppositionsstellung retten!»<sup>18</sup>

Nur hier und da gab es gelegentlich eine untergründige Angst und Ahnung, dass die Hoffnung auf eine Sinngebung der gewaltigen Opfer des Weltkrieges vielleicht doch bitter enttäuscht werden könnte. «Das Schrecklichste wäre», schrieb Harry Graf Kessler am 14. Januar 1919, «wenn diese ganzen Verwüstungen und Leiden nicht die Geburtswehen einer neuen Zeit wären, weil nichts da wäre, was geboren sein will; wenn man schliesslich nur kitten müsste.» Aus dieser Furcht heraus entwickelte der kunstsinnige Aristokrat sogar eine gewisse Sympathie für die Spartakisten: «Das Gefühl, dass es so kommen könnte, die Angst vor diesem Ende, ist, was die besten der Spartakisten antreibt.» Die alte Sozialdemokratie wolle nur rein materielle Veränderungen, gerechtere und bessere Verteilung und Organisation, aber nichts ideell Neues. «Dieses dagegen schwebt den Schwärmern weiter links vor, und nur dieses lohnte in der Tat die ungeheuren Blutströme des Weltkrieges.»<sup>19</sup>

Der Glaube an einen positiven Neuanfang und eine Sinngebung des millionenfachen Todes war in dieser Zeit keineswegs nur auf Intellektuelle beschränkt. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 errangen die Parteien, die sich vorbehaltlos zur neuen Ordnung bekannten, eine überwältigende Mehrheit. Bei hoher Wahlbeteiligung (83 Prozent) erhielten die SPD 37,9 Prozent der Stimmen, die liberale DDP 18,5 Prozent und die katholischen Parteien Zentrum / BVP

19,7 Prozent. Zählt man noch die USPD hinzu (7,6 Prozent), erhielt das demokratische Lager 83,7 Prozent der Stimmen und hatte damit seinen Anteil gegenüber der Wahl von 1912 um rund 20 Prozent erhöht.

Die Partei des «Ancien Régime» hingegen, die DNVP als Nachfolgerin der Vaterlandspartei, landete abgeschlagen bei 10,3 Prozent. Rechnet man auch die rechtsliberale DVP Gustav Stresemanns (4,4 Prozent) dem nationalistischen Lager zu, so wandte sich im Januar 1919 allenfalls ein Siebtel der Deutschen gegen die aus der Niederlage heraus entstandenen politischen Verhältnisse. Sozialdemokratie, politischer Katholizismus und liberales Bürgertum konnten eine beeindruckende gesellschaftliche Mehrheit hinter sich versammeln. Das nationalistische Lager befand sich hingegen hoffnungslos in der Defensive.

Es gibt auch keinen Beleg dafür, dass Adolf Hitler bereits im November 1918 im vorpommerschen Pasewalk den berühmten Beschluss gefasst hätte, «Politiker zu werden». Bis zum Frühjahr 1919 führte Adolf Hitler ein völlig unauffälliges Leben wie Millionen andere aus dem Krieg zurückgekehrte Soldaten. Es hätte für ihn in den Wochen und Monaten nach dem 9. November 1918 zahlreiche Möglichkeiten gegeben, sich einem Freikorps oder einer der sektiererischen Vereinigungen im völkisch-reaktionären Dunstkreis wie etwa der «Thule-Gesellschaft» anzuschließen. Doch nichts davon. Hitler hielt sich nach seiner Rückkehr aus dem Lazarett in Pasewalk zunächst vom 21. November bis 6. Dezember 1918 in München auf, bewachte dann für einige Wochen mit seiner Einheit ein Lager mit vorwiegend russischen Kriegsgefangenen in Traunstein und kehrte vermutlich Ende Januar, spätestens jedoch Anfang Februar 1919 dauerhaft nach München zurück. Ausgerechnet in der Hauptstadt Bayerns nahm die Revolution zwischen November 1918 und Mai 1919 einen sehr viel radikaleren Verlauf als im restlichen Deutschland.

### III.

## IM TRAULAND DER REVOLUTION

Bayerns König Ludwig III. liebte es, im Englischen Garten spazieren zu gehen. Als der 73-jährige Monarch auch am Nachmittag des 7. November 1918 bei mildem Herbstwetter seinen üblichen Gang durch den Park unternahm, eilte ihm aus der Residenz ein Bote nach und überbrachte eine bestürzende Nachricht: In München sei die Revolution ausgebrochen! Bereits zwei Tage vor Ausrufung der Republik in Berlin erfüllte sich damit auch in Deutschland zum ersten Mal die alte Prophezeiung von Friedrich Engels, dass nach einem Weltkrieg «die Kronen zu Dutzenden über das Strassenpflaster rollen und niemand sich findet, der sie aufhebt».<sup>1</sup>

Ausgerechnet die Wittelsbacher, die Bayern immerhin seit Kaiser Barbarossas Zeiten regierten, es im Dreissigjährigen Krieg zu Kurfürsten und unter Napoleon sogar zur Königswürde gebracht hatten, wurden im November 1918 als erste deutsche Dynastie abgesetzt. Die in der Bevölkerung noch immer tief verwurzelte und durch den Krieg neu belebte Abneigung gegen Preussen war einer der Gründe dafür, dass im agrarisch-konservativen und als besonders königstreu geltenden Bayern die Revolution 1918/19 von Beginn an deutlich radikaler verlief als im übrigen Deutschland. Streng genommen war Bayern sogar das einzige Land im Reich, wo es 1918 eine Revolution gab. In Berlin wurde die Regierung auf verfassungsmässig zwar höchst fragwürdige, gleichwohl jedoch geordnete Weise vom Prinzen Max von Baden an Friedrich Ebert übergeben. Dessen Regierung der «Volksbeauftragten» verfolgte von Beginn an einen mässigenden, ja sogar antirevolutionären Kurs und wollte die Macht so rasch wie möglich in die Hand eines demokratisch legitimierten Parlaments übergeben.

Ganz anders in Bayern: Hier nutzte der erst wenige Wochen zuvor aus dem Gefängnis entlassene USPD-Führer Kurt Eisner am 7. November

eine Antikriegsdemonstration auf der Theresienwiese, um den König und dessen Regierung zu entmachten. Im Handstreich besetzte er am ersten Jahrestag der russischen Oktoberrevolution mit seinen Anhängern mehrere Kasernen, wo sich die Soldaten fast ausnahmslos mit den Aufständischen verbrüderten. Noch in derselben Nacht liess sich Eisner auf einer improvisierten Versammlung seiner Anhänger im Landtag zum Ministerpräsidenten ernennen und erklärte, die Revolution habe nun «den alten Plunder der Wittelsbacher-Könige hinweggefegt».

Dass ein Mann wie Eisner eine der traditionsreichsten deutschen Dynastien stürzen konnte, macht deutlich, wie schwer Deutschland durch die schockartige Niederlage erschüttert war. Mit seinem Rauschebart, den langen, schütterten Haaren und einem kleinen Zwicker auf der Nase war der aus Berlin stammende Jude «zweifellos die exotischste Figur, die jemals in Bayern zu Macht und Ansehen kam», wie der amerikanische Historiker David Clay Large schreibt.<sup>2</sup>

In Berlin hatte Eisner die Parteizeitung «Vorwärts» geleitet, die er nach Querelen verlassen musste. 1907 zog er zunächst nach Nürnberg und drei Jahre später nach München, wo er bei einer anderen SPD-Zeitung als politischer Korrespondent und Theaterkritiker arbeitete. Ähnlich wie Ernst Toller begrüßte auch Eisner zunächst den Ausbruch des Krieges: «Jetzt hat der Zarismus Deutschland angegriffen», schrieb er in den ersten Augusttagen 1914, «jetzt haben wir keine Wahl, jetzt gibt es kein Zurückblicken.»<sup>3</sup> Bald schon änderte er jedoch seine Meinung und verlor wegen einer zunehmend kritischen Haltung zum Krieg seinen Arbeitsplatz. Er schlug sich mit kleineren journalistischen Arbeiten durch und verbrachte viel Zeit in den Kaffeehäusern Schwabings. Im April 1917 gehörte Eisner in Gotha zu den Gründungsmitgliedern der USPD. Während der Streiks Ende Januar 1918 bemühte er sich ebenso wie Toller, auch die Münchner Arbeiter zum Ausstand zu bewegen, und wurde am 1. Februar verhaftet. Im Sommer 1918 wurde er in die Zelle 70 des Gefängnisses München-Stadelheim verlegt, eine Zelle mit ungewöhnlicher Geschichte.<sup>4</sup> Ein halbes Jahr später wurde dort sein Mörder, Anton Graf Arco-Valley, inhaftiert und im November 1923, nach seinem gescheiterten Putschversuch, Adolf Hitler. Und am 1. Juli 1934 erschoss in eben jener Zelle 70 der Kommandant des KZ Dachau, Theodor Eicke, den SA-Führer Ernst Röhm. Bis zum 14. Oktober 1918 sass Eisner in Stadelheim

– und stand keine vier Wochen später an der Spitze des zweitgrössten Einzelstaats des Deutschen Reichs.

Sein Charakterbild in der Geschichte schwankt bis heute. Arthur Rosenberg bezeichnete ihn als «den einzigen schöpferischen Staatsmann», den die deutsche Revolution 1918/19 hervorgebracht habe, und auch Sebastian Haffner schrieb über ihn voller Bewunderung. Seine ehemaligen Kollegen beim «Vorwärts» in Berlin sahen ihn allerdings wesentlich kritischer: Als sie erfuhren, dass er in München Ministerpräsident geworden war, «erfüllte Heiterkeit die Redaktionsstuben, sie pflanzte sich fort in die Setzer- und Maschinensäle», wie es im «Vorwärts» vom 2. Dezember 1918 heisst. «Es war keiner unter uns, der Eisner nicht von alter Zeit liebte und schätzte, keiner, der ihm übel wollte oder ihn missachtete. Dennoch Heiterkeit überall, wohlwollende Heiterkeit. Wozu wären wir ein befreites Volk, wenn es nicht erlaubt wäre, einem alten Freund offen und öffentlich zu sagen: Du hast in deinem Leben schon viele Böcke geschossen, aber dass du dich von deinen revolutionären Schwabinger Literaturfreunden zum Ministerpräsidenten machen liessst, das war dein allergrösster Bock! ... Du lebst in einer Welt des holden Wahnsinns, wenn du glaubst, du eingewanderter Berliner Literat, der im öffentlichen Leben Bayerns noch nie eine Rolle gespielt und den man in Bayern bis vor drei bis vier Wochen kaum kannte, du könntest dich auf das Vertrauen des bayerischen Volkes stützen. Alles, was du in deinem Leben gut gemacht hast, verdirbst du mit diesem tollen Streich! ... Als ein aus allen Himmeln Gestürzter und Zerbrochener wird dieser Phantast binnen Kurzem sein Amt verlassen, nachdem er namenloses Unheil angerichtet hat.»<sup>5</sup> Auch der spätere SPD-Chef Bayerns, Erhard Auer, bezeichnete Eisner als «Phantasten mit einem Hochmut, der geradezu an Grössenwahn grenzt».

Doch Kurt Eisner verkörperte im Herbst 1918 wie kaum ein anderer Politiker die Hoffnung, dass die schockartig eingetretene Niederlage für die Deutschen den Weg in eine lichtere Zukunft ebnen könnte. Am 17. November veranstaltete er im Nationaltheater, dem früheren Hoftheater, eine pathetische «Revolutionsfeier». Dabei spielten die Münchner Philharmoniker zunächst Beethovens Leonoren-Ouvertüre. Anschliessend pries Eisner den von ihm organisierten Umsturz als erste Revolution der Geschichte, in der «die Idee, das Ideal und die Wirklichkeit vereint» worden seien: «Vergessen wir, was war, und vertrauen wir dem, was

wird.» Ein Chor trug anschliessend die Passage aus Händels Messias vor, die in die Worte mündet: «Das Volk, das im Dunkeln wandelt, sieht ein grosses Licht!» Zu guter Letzt deklamierte das Publikum die Abschluss-Strophe aus Eisners selbst gedichtetem «Gesang der Völker»: «Wir schwören zu hören / Den Rufern der Freiheit. / Wir schirmen in Stürmen / Die heiligen Höhn. / Die Menschheit gesunde / In schaffendem Bunde, / Das neue Reich entsteht. / Oh Welt werde froh! / Welt werde froh!» Da neben Eisner auch der Dirigent der Münchner Philharmoniker, der 1933 in die USA emigrierte Bruno Walter, jüdischer Herkunft war, konnte der Eindruck entstehen, dass Juden bei dieser Feier eine herausgehobene Rolle spielten.

Vier Tage nach der Veranstaltung, am 21. November 1918, kehrte der von seiner Gasvergiftung genesene Adolf Hitler aus dem Lazarett im vorpommerschen Pasewalk nach München zurück.<sup>6</sup> Es gibt eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass er Eisners Revolutionsfeier selbst gesehen hat, denn am 29. November wurde sie «für verwundete und kranke Soldaten» im National theater wiederholt, wie aus einem erhaltenen Ankündigungsplakat im Münchner Stadtarchiv hervorgeht. Zwölf Jahre später hat Hitler in einer Rede zum Jahrestag der Novemberrevolution an die Gefühle erinnert, die viele Soldaten und wohl auch er damals empfanden. «Als der Soldat zurückkam, hatte er die Sehnsucht, Friede muss sein. Keiner hat gewollt, dass alles vergeblich sein soll, was wir geleistet haben. Das Opfer der zwei Millionen Toten, der Krüppel, dass das umsonst sein soll, das hat niemand gewollt.»<sup>7</sup>

Bevor er als Wachsoldat nach Traunstein abkommandiert wurde, hatte Hitler in München auch noch ein anderes spektakuläres Ereignis der Eisner-Regierung miterlebt, die höchst kontroverse Veröffentlichung von Dokumenten über die deutsche «Kriegsschuld» im Sommer 1914. Wie viele Deutsche war auch der bayerische Ministerpräsident überzeugt, dass ein demokratisch-sozialistisches Deutschland einen ehrenvollen Frieden zu erwarten habe. Voraussetzung dafür war aus seiner Sicht, dass sich die neue Regierung vorbehaltlos vom alten Regime distanzieren und die Schuld der kaiserlichen Regierung am Ausbruch des Krieges eingestehe. So veröffentlichte er am 23. November geheime Berichte der bayerischen Gesandtschaft in Berlin vom Sommer 1914, durch die er die

Verantwortung der Reichsregierung für die Zuspitzung der österreichisch-serbischen Krise belegt sah. Die Publizierung dieser – teilweise auf fragwürdige Weise gekürzten – Dokumente kostete Eisner viel seiner anfänglichen Popularität. Die SPD-Zeitung «Münchener Post» sah den Ministerpräsidenten bereits «reif für den Staatsgerichtshof», und der nationalkonservative Publizist Josef Hofmiller notierte in sein Tagebuch: «Die Veröffentlichung dieser Dokumente in diesem Augenblick ist mörderisch. Sie schadet uns ungeheuer. Ich kann mir nicht denken, was für einen Zweck Eisner damit verfolgt, es sei denn, die Franzosen zu noch grösserer Rachsucht aufzupeitschen.»<sup>8</sup>

Auch Theodor Wolff wies Eisner bei einem Treffen in Berlin darauf hin, dass ein Eingeständnis deutscher Schuld am Kriegsausbruch die unversöhnliche Haltung Frankreichs kaum mildern würde. Doch Eisner liess sich nicht beirren und schwärmte stattdessen von den Geschehnissen des 7. November: «Unsere Revolution war wirklich schön. Blut ist nicht geflossen, und es war ein prachtvolles Schauspiel.»

Auf ebenso viel Protest wie die Veröffentlichung der Geheimakten stiess wenig später Eisners Vorschlag, die deutschen Kriegsgefangenen sollten beim Wiederaufbau der durch den Krieg verwüsteten Provinzen Nordfrankreichs mithelfen. Die Münchner Presse warf ihm daraufhin in scharfem Ton vor, er wolle die gefangenen Soldaten zu Zwangsarbeitern machen. Da Hitler schon in Wien ein intensiver Zeitungsleser war, hat er vermutlich sowohl in München als auch in Traunstein die Kontroversen um die Eisner-Regierung genau verfolgt.

Von Beginn an wurde die Revolution in Bayern von vielen Menschen mit den Juden identifiziert. So schrieb Thomas Mann am 8. November in sein Tagebuch: «München, wie Bayern, regiert von jüdischen Literaten. Wie lange wird es sich das gefallen lassen?» Zugleich äusserte er sich in sehr abfälligem Ton über einen linksradikalen Juden, der «ein Geldmacher und Geschäftsmann im Geist» sei und die Zahnarztrechnungen für die Ausbesserung seines «Kloakengebisses» nicht bezahle. «Das ist die Revolution! Es handelt sich so gut wie ausschliesslich um Juden.»<sup>9</sup>

Andere beliessen es nicht bei Worten: Am 10. November beschloss die antisemitische Thule-Gesellschaft die Bildung einer paramilitärischen Geheimorganisation zum Sturz der Revolutionsregierung. Zu die-



sem «Kampfbund Thule» gehörten auch die späteren Nazi-Größen Rudolf Hess, Hans Frank und Alfred Rosenberg.

Als Eisners Popularität Ende November 1918 rapide zu sinken begann, verbreiteten Münchner Tageszeitungen das Gerücht, er sei ein galizischer Jude. Auch die Bayerische Volkspartei (BVP), die sich kurz nach dem Umsturz vom Zentrum abgespalten hatte, wies im Wahlkampf immer wieder darauf hin, dass Eisner Jude sei. In einer offiziellen Stellungnahme betonte sie zwar am 6. Dezember, sie kenne «keine Unterschiede zwischen Deutschen und Bayern jüdischen Glaubens und Deutschen und Bayern christlichen Glaubens» und respektiere «jeden ehrlichen Juden». Gleichzeitig wandte sich die Partei jedoch gegen «die zahlreichen atheistischen Elemente eines gewissen internationalen Judentums mit vorwiegend russischer Färbung». Der Kampf gegen eben jenes «internationale Judentum» wurde für Hitler später zum Kern seiner Ideologie. Eisner selbst gab kurz vor der Wahl eine Erklärung ab, dass er zum Judentum «keinerlei Beziehung in ritueller Hinsicht» habe, er jedoch stolz darauf sei, Jude zu sein.

Die Landtagswahl am 12. Januar 1919 wurde für den Ministerpräsidenten zum Desaster: Seine Partei, die USPD, erreichte ganze 2,5 Prozent und drei Sitze. Am besten schnitt die BVP mit 35 Prozent ab, gefolgt von der SPD mit 33 Prozent. Wie auch die Einzelergebnisse zeigten, verfügten Anfang 1919 weder Eisner noch die radikaleren Kräfte über nennenswerten Rückhalt in der bayerischen Bevölkerung. Ernst Toller erhielt gerade einmal 834 Stimmen, der anarchistische Literat und Eisner-Vertraute Gustav Landauer sogar nur 92 Stimmen.

Dennoch sträubte sich Eisner gegen einen Rücktritt. Während sich die wirtschaftliche Krise nicht zuletzt wegen der Demobilisierung Zehntausender von Soldaten dramatisch zuspitzte – in München verdoppelte sich in den vier Wochen nach der Wahl die Arbeitslosigkeit –, hielt er sich noch immer für unverzichtbar. Trotz der vernichtenden Wahlniederlage und ohne demokratische Legitimation reiste er Anfang Februar als bayerischer Ministerpräsident mit Ernst Toller zu einer Konferenz sozialistischer Parteien nach Bern. Dort wiederholte er noch einmal sein Eingeständnis der deutschen Kriegsschuld, wofür ihm der Kongress viel Beifall zollte. Ganz anders jedoch die Reaktion in Bayern: Die BVP und

viele Zeitungen forderten ultimativ seinen Rücktritt. Selbst Gustav Landauer räumte mittlerweile ein, der Noch-Ministerpräsident sei der «bestgehasste Mann in Deutschland». Während Eisners Abwesenheit und ohne seine Zustimmung kündigte der SPD-Vorsitzende Erhard Auer schliesslich an, dass der neu gewählte Landtag am 21. Februar zu seiner ersten Sitzung zusammentreten werde; spätestens dann müsse Eisner zurücktreten.

Dieser 21. Februar wurde zu einem Schicksalstag für Bayern. Eisner war auf dem Weg zum Landtag, wo er seine Demission erklären wollte, als ihn der 21-jährige Anton Graf Arco-Valley von hinten erschoss. Der Attentäter hatte sich einige Wochen zuvor der Thule-Gesellschaft anschliessen wollen, war dort aber wegen seiner jüdischen Grossmutter abgewiesen worden. «Er ist ein Jude, er ist kein Deutscher», schrie Arco-Valley unmittelbar nach den tödlichen Schüssen. Als Reaktion auf das Attentat stürmte wenig später ein linksradikaler Metzgergeselle in den Landtag und schoss auf Eisners wichtigsten Gegenspieler, den SPD-Vorsitzenden Erhard Auer, der das Attentat schwer verletzt überlebte. «Nunmehr fallen Schüsse. Alles verlässt den Saal. Schluss der Sitzung um 11 Uhr 13 Minuten», heisst es dazu lapidar im stenografischen Bericht des Landtags.<sup>10</sup> «In wilder Panik stieben die Abgeordneten davon», schrieb Ernst Toller, «sie lassen das Parlament, das Volk, ihre Mandate, ihre Hüte und Mäntel im Stich, Bayern hat keine Regierung.»<sup>11</sup>

Ohne die beiden Bluttaten des 21. Februar hätte sich die politische Situation in München wohl rasch der Entwicklung im übrigen Deutschland angeglichen. Doch der Mord an Eisner führte zu einer gewaltigen Aufwallung der politischen Emotionen in der bayerischen Hauptstadt. Von John F. Kennedy über Lady Diana bis hin zu Papst Johannes Paul II. gibt es viele Beispiele dafür, dass zeitgeschichtliche Personen unmittelbar nach ihrem Tod mit einer Intensität verehrt und bewundert werden, wie dies zu ihren Lebzeiten nur selten oder nie der Fall war. Trotz seiner ebenso erfolglosen wie unpopulären Politik wurde auch Kurt Eisner nach seiner Ermordung noch einmal zum Symbol für jene bessere Zukunft, die sich viele Menschen nach den gewaltigen Opfern des Krieges inständig erhofften. Die Ernüchterung, die seine reale Politik zwischenzeitlich ausgelöst hatte, wurde noch einmal völlig überlagert von den Zukunftsträumen, die viele Menschen noch immer mit der Revolution verbanden. Umso grösser musste später die Enttäuschung sein.



*Kurt Eisner (l.) stürzte am 7. November 1919 in München die Monarchie. Seine Ermordung am 21. Februar 1919 führte zu einer Radikalisierung der Revolution. Anfang April wurde die Räterepublik ausgerufen, in der auch Ernst Toller eine wichtige Rolle spielte.*

Ein gewaltiger Leichenzug wälzte sich am 26. Februar durch München; mehr als 100'000 Menschen folgten dem Sarg oder standen am Strassenrand. Wenn die vor wenigen Jahren entdeckte Filmsequenz tatsächlich Adolf Hitler zeigt, so erwies auch er Eisner mit einer roten Armbinde die letzte Ehre. Gustav Landauer hielt am Grab die Trauerrede und verglich den toten Revolutionsführer mit Goethe, Jesus, Jan Hus und den Propheten des Alten Testaments. Heinrich Mann schwärmte davon, «die hundert Tage» von Eisners Regierung hätten «mehr Ideen, mehr Freuden der Vernunft, mehr Belebung der Geister gebracht als die fünfzig Jahre vorher».<sup>12</sup> Mit der Wirklichkeit hatte all das wenig zu tun, aber es entsprach der vorherrschenden Stimmung in München, die offenbar auch Hitler teilte.

Es gibt noch ein weiteres Indiz dafür, dass Hitler der Revolution damals positiv gegenüberstand. Nach seiner Zeit in Traunstein wurde er Mitte Februar 1919 in München zum Vertrauensmann seiner Kompanie gewählt, die treu zur Eisner-Regierung stand. Als Gegner der Revolution hätte er diese Position, in der er im April noch einmal bestätigt wurde, kaum einnehmen können. Schon Zeitgenossen fiel auf, dass er die Eisner-Regierung und die spätere Räterepublik sowohl in seinen Reden als auch in «Mein Kampf» sehr knapp abhandelte.

Über seine persönlichen Erlebnisse während der sechsmonatigen Revolutionszeit hat er sich konsequent ausgeschwiegen und in seinem Buch nur davon berichtet, dass er am 27. April 1919, also wenige Tage vor dem Sturz der Räterepublik, durch drei «rote Soldaten» verhaftet werden sollte, sie aber mit «vorgehaltenem Karabiner» verjagt habe. Falls es Spuren gab, die eine positive Haltung Hitlers zur Revolution belegen könnten, so verfügte er jahrelang über genügend Macht, um alle nur irgendwie erreichbaren Hinweise vernichten zu lassen.

Die Ermordung Eisners und die Ausschaltung seines wichtigsten Gegenspielers Erhard Auer führten in Bayern zu einem machtpolitischen Vakuum, das Anfang April von radikalen Sozialisten wie Toller, Landauer und dem Dichter Erich Mühsam zur Ausrufung einer Räteherrschaft genutzt wurde. Toller, zeitweise Vorsitzender des Zentralrats der Räterepublik, hat diese Zeit später selbst mit ätzendem Spott beschrieben: Eine zusammengewürfelte Schar sozialistischer Schwärmer versuchte sich eine Woche lang an der Regierung Bayerns. Dass sich einige Repräsentanten der Räteherrschaft selbst in einem Traumland fühlten, zeigt ein Brief Gustav Landauers vom 7. April 1919, in dem er einem Freund mitteilte, er sei «nun Beauftragter für Volksaufklärung, Unterricht, Wissenschaft, Künste und noch einiges» geworden. «Lässt man mir ein paar Wochen Zeit, so hoffe ich etwas zu leisten; aber leicht möglich, dass es nur ein paar Tage sind, und dann war es ein Traum». In gewisser Weise wirkt der weltfremde Idealismus von Männern wie Landauer und Eisner sogar sympathisch. Höchst problematisch war daran allerdings, dass sich mit der von ihnen repräsentierten Revolution die Zukunftshoffnungen vieler Menschen verbanden – und dies vor dem Hintergrund eines vierjährigen Massensterbens im Krieg, für das sich die Überlebenden nach einer Sinngebung sehnten.

Nach dem Zwischenspiel der anarchistischen Räterepublik übernahmen bald aus Russland stammende kommunistische Revolutionäre die Macht, um die «wahre Räteherrschaft» zu errichten. München schien nun vollends im revolutionären Chaos zu versinken: unbefristeter Generalstreik, willkürliche Verhaftungen, Beschlagnahme von Wohnungen, Lebensmitteln und Banktresoren. Wegen der dramatischen Lebensmittelknappheit wurde schliesslich sogar das Verarbeiten von Milch zu Butter und Käse als «konterrevolutionäre Handlung» verboten.

Gerade in München spielten in allen drei Phasen der Revolution Juden eine wichtige Rolle: zunächst Eisner und einige seiner wichtigsten Mitarbeiter, dann Toller, Mühsam und Landauer, schliesslich die russischen «Berufsrevolutionäre» Eugen Leviné und Tobia Axelrod. Dass neben ihnen auch Nichtjuden wie Ernst Niekisch oder Rudolf Eglhofer zeitweise über wichtigen Einfluss verfügten, geriet im Bewusstsein der Öffentlichkeit in den Hintergrund. Auch der Kommunist Max Levien wurde allein wegen seines Namens als Jude wahrgenommen.

Alteingesessene Münchner Juden befürchteten bereits nach der Ermordung Eisners, dass die drohende Radikalisierung der Revolution zu einer gefährlichen Aufwallung des Antisemitismus führen könnte. So ging in München das böartige Gerücht um, jüdische Hauseigentümer hätten ihre Immobilien auf amerikanische Juden überschreiben lassen, um ihren Besitz auf diese Weise vor der Revolution zu retten.<sup>13</sup> In seinem paranoiden Wahn steigerte Hitler dieses Gerücht später ins Monströse, indem er behauptete, die Juden hätten «die Revolution gemacht», damit Deutschland den Krieg verliere und Reparationen zahlen müsse, von denen dann das «Finanzjudentum» in den USA und England profitiert habe.

Am 6. April 1919, einen Tag vor Ausrufung der Räterepublik, appellierte der stellvertretende Vorsitzende der Münchner Industrie- und Handelskammer, Sigmund Fraenkel, in dramatischen Worten an Mühsam, Toller und Landauer, ihr Handeln zu überdenken. «Wir Münchner Juden», heisst es in dem offenen Brief, «haben in all den schweren, leiderfüllten Wochen der Vergangenheit geschwiegen, da Sie und andere landfremde, des bayerischen Volkscharakters unkundige Phantasten und Träumer die bittere Not und die seelische Depression unseres Volkes ausnützten, um Gläubige für Ihre vielleicht wohlgemeinten, aber verhängnisvollen und der menschlichen Natur zuwiderlaufenden Pläne einer zukünftigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu werben.» Fraenkel warnte, «die gleichen Massen, die heute Ihren Reden und Versammlungen jubeln, werden Ihnen an dem Tage fluchen, an dem sie erkennen, dass Sie ihnen leere Versprechungen statt Brot und gegenseitigen Hass statt des ersehnten inneren Friedens gebracht haben.»<sup>14</sup>

Wenige Tage nach Ausrufung der Räterepublik erschien in den «Münchner Neuesten Nachrichten» am 11. April eine Anzeige, in der

sich die Münchner Ortsgruppe des «Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens» in dramatischen Worten dagegen wandte, «dass gewissenlose Hetzer für ihre selbststüchtigen Parteizwecke die Unzufriedenheit der Massen auf die jüdischen Sündenböcke abwälzen», wobei die Worte «jüdischen Sündenböcke» besonders hervorgehoben waren. «Um die Leidenschaften der Gegner aufzupeitschen», so hiess es in dem Text, «werden immer wieder die jüdisch klingenden Namen von Führern der Unabhängigen und Kommunisten genannt. Aber die meisten von ihnen haben ihre Zugehörigkeit zum Judentum längst gelöst, stehen ausserhalb jeder jüdischen Gemeinschaft und verfolgen ihre Parteizwecke, aber nicht jüdische Ziele.»

Wenngleich die bayerische Räterepublik von Beginn an «eine tragikomische Farce» (Heinrich August Winkler) war, so schien sie doch zeitweise Teil einer mächtigen internationalen Bewegung zu sein. Am 21. März 1919 hatte in Budapest ein Revolutionärer Regierungsrat unter Vorsitz des Kommunisten Béla Kun die Macht übernommen. Und noch am 1. Mai, als die bayerische Räterepublik bereits kurz vor dem Sturz stand, verkündete Lenin vor einer riesigen Menschenmenge auf dem Roten Platz in Moskau: «In allen Ländern haben die Arbeiter den Weg des Kampfes mit dem Imperialismus betreten. Die Arbeiterklasse, die sich befreit hat, feiert ihren Tag nicht nur in Sowjetrussland frei und offen, sondern auch in Sowjetungarn und Sowjetbayern.»<sup>15</sup> Wie in Bayern waren auch in den Revolutionsregierungen Russlands und Ungarns Juden überdurchschnittlich stark vertreten. Diese Männer und Frauen gehörten zu der Generation von emanzipierten Juden, die sich von ihrer religiösen Tradition gelöst und den Idealen des Sozialismus oder auch des Zionismus zugewandt hatten. Die jahrhundertlange gesellschaftliche Diskriminierung der Juden spielte dabei ebenso eine Rolle wie die Anziehungskraft des sozialistischen Ideals der Gleichheit und Gerechtigkeit. «In der neuen sozialistischen Welt», so Saul Friedländer, «würde die gesamte Menschheit erlöst werden, und damit würde das jüdische Stigma verschwinden: Es war zumindest für einige dieser ‚nichtjüdischen Juden‘ eine Vision eines säkularisierten Messianismus; sie mag wie ein fernes Echo der Botschaft der Propheten geklungen haben, die sie nicht mehr anerkannten.»<sup>16</sup> Auch Karl Marx, dessen beide Grossväter noch Rabbiner gewesen waren, war nicht nur von der Romantik und dem deut-

schen Idealismus, sondern auch von jüdischen Endzeitvorstellungen beeinflusst.

Am selben Tag, als Lenin die Revolutionäre im fernen «Sowjetbayern» grüsste, rückten Freikorps-Truppen nach München ein. Dort waren am Tag zuvor von der Roten Armee zehn Geiseln erschossen worden, darunter sieben Mitglieder der rechtsradikalen Thule-Gesellschaft, wofür die einrückenden Soldaten grausame Rache übten. 335 Zivilisten fielen den Kämpfen zum Opfer. Und wie in der Thule-Gesellschaft fanden sich auch unter den Mitgliedern der Freikorps viele spätere Nazi-Größen: der damals 18-jährige Heinrich Himmler und der gleichaltrige Hans Frank, Rudolf Hess (damals 25), Ernst Röhm (31) und Sepp Dietrich (26), später Chef der «Leibstandarte Adolf Hitler». Die meisten von ihnen gehörten zum «Freikorps Epp», das nach dem bayerischen General Franz Ritter von Epp benannt war. Hitler machte ihn 1933 im gleichgeschalteten Bayern zum «Reichsstatthalter». Bei der Besetzung Münchens Anfang Mai 1919 ermordeten Epps Soldaten auf grausame Weise Gustav Landauer und liquidierten auch 21 Mitglieder eines katholischen Gesellenvereins, die mit der Räteherrschaft nichts zu tun hatten. Es war nicht der einzige Massenmord dieser Tage. Württembergische Truppen erschossen in einer Gräfelfinger Kiesgrube 52 entkommene russische Kriegsgefangene, die sie offenbar für Kommunisten hielten – ein früher Vorbote späterer Massaker an wehrlosen Opfern.

Adolf Hitler wurde noch während der kommunistischen Räterepublik 30 Jahre alt. Nimmt man Hinweise wie die Filmsequenz bei Eisners Beredigung oder die Wahl zum Vertrauensmann seiner Einheit ernst, stand er der Revolution zunächst positiv gegenüber und teilte somit die Erwartung von Millionen Deutschen, dass der verlorene Krieg Ausgangspunkt für eine lichtere Zukunft werden könne. Doch diese Hoffnung auf eine Sinngebung der Niederlage vom November 1918 wurde durch die Wirrnisse der Räterepublik auf brutale Weise enttäuscht. Anstatt der von Kurt Eisner versprochenen Gesellschaft, in der «die Idee, das Ideal und die Wirklichkeit vereint» seien, hatte die Räteherrschaft München nur das Chaos gebracht. Und die nächste Enttäuschung liess nicht lange auf sich warten: Vier Tage nach der «Befreiung» Münchens wurden die Versailler Friedensbedingungen bekannt.

## IV.

### DIE STUNDE DER WAHRHEIT

Der Glanz Kaiser Napoleon III. umgab die Staats- und Regierungschefs der Siegermächte, als sie sich am 18. Januar 1919 im prächtigen Salon d'Horloge des französischen Aussenministeriums am Pariser Quai d'Orsay zum Auftakt ihrer Friedenskonferenz trafen. Mehr als zwei Monate waren zu diesem Zeitpunkt bereits vergangen, seit Matthias Erzberger am 11. November im Wald von Compiègne den Waffenstillstand unterschrieben hatte. Noch ganz im Glauben, ein milder oder zumindest akzeptabler Friedensschluss stehe bevor, wählten die Deutschen am Tag nach Beginn der Pariser Konferenz ihre Nationalversammlung und stateten das demokratische Lager mit einer überwältigenden Mehrheit aus.

Schon im Januar 1919 übte ein britischer Konferenzbeobachter, der Journalist Sisley Huddleston, scharfe Kritik daran, dass die Sieger «zwei Monate verstreichen liessen, bevor sie überhaupt mit den Beratungen über den Frieden begannen, den sie beim Waffenstillstand versprochen hatten». Im Glanz des Sieges, so schrieb er weiter, «hätten wir unsere Maximalforderungen fast ohne Widerstand gegenüber den geschlagenen Deutschen durchsetzen können.» Umso positiver wäre die psychologische Wirkung gewesen, so Huddleston, wenn man die Bedingungen dann «nach und nach abgemildert hätte».<sup>1</sup>

Sein Landsmann Winston Churchill hatte sogar gleich nach dem Waffenstillstand angeregt, dem geschlagenen und durch die Seeblockade ausgehungerten Kriegsgegner ein Signal der Versöhnung zu senden. «Mein Vorschlag war, dass wir sofort und ohne weitere Nachrichten abzuwarten ein Dutzend grosser Schiffe, voll beladen mit Lebensmitteln, nach Hamburg schicken sollten», erinnerte er sich später an ein Gespräch mit Premierminister Lloyd George am Abend des 11. November.<sup>2</sup> Churchill orientierte sich damit an einer alten Devise der Römer, wonach die Übermütigen zu besiegen, die Unterworfenen aber zu schonen seien:



«Pacere subjectis et debellare superbos». Er hat diesen Gedanken in eigene Worte gefasst und zum Grundsatz seiner Aussenpolitik gemacht: «Im Krieg – Entschlossenheit. Im Unglück – Standhaftigkeit. Im Sieg – Grossmut. Im Frieden – Freundschaft.»

Doch nach vier Jahren Krieg mit Millionen von Toten und einer extremen Aufpeitschung nationaler Emotionen wäre wohl in keinem europäischen Land die Bevölkerung bereit gewesen, im Sieg Grossmut zu zeigen und einen Frieden in Freundschaft zu schliessen. Dass man Deutschland allerdings ein halbes Jahr lang in der Illusion liess, ein Versöhnungsfrieden stehe bevor, war ein Fehler, der zu vermeiden gewesen wäre.

Als der Vertreter des demokratischen Deutschlands, der parteilose Aussenminister Ulrich Graf Brockdorff-Rantzau, nach den fast viermonatigen Geheimverhandlungen nach Versailles kam, um am 7. Mai 1919 die 440 «Friedensbedingungen der alliierten und assoziierten Regierungen» entgegenzunehmen, wurde er vom französischen Premierminister Georges Clemenceau mit kühlen Worten begrüsst: «Die Stunde der Abrechnung ist da. Sie haben uns um Frieden gebeten. Wir sind geneigt, ihn Ihnen zu gewähren.»

Deutschland reagierte auf die harten Friedensbedingungen mit einem einhelligen Aufschrei der Empörung – in gewisser Weise war der Mai 1919 für die Deutschen ein August 1914 mit umgekehrten Vorzeichen. «Eine sichtliche Einigung in Schmerz, Grimm und beleidigtem Ehrgefühl», beobachtete Ernst Troeltsch in diesen Tagen und fühlte sich an die «Stimmung der Einigkeit von 1914» erinnert. Die Schulkinder zogen in grossen Demonstrationen mit schwarzweiss-roten Fahnen durch die Strassen und sangen das gleiche Lied, das im Sommer 1918 auch Ernst Toller und Adolf Hitler bei ihrer Fahrt an die Front angestimmt hatten: «Die Wacht am Rhein».

Thomas Mann, dem Deutschland im Januar 1919 noch «von den Kräften der Zukunft getragen» schien, schrieb im Mai 1919 kurz nach Bekanntwerden der Friedensbedingungen voller Hass und Bitterkeit: «Hier scheint ein Instinkt am Werk, der nur noch eins will: das Ende. Es ist zu bemerken, dass der französische Greis, dessen Lebensabend durch diesen Frieden verschönt wird, Schlitzaugen trägt. Vielleicht hat er irgendein Blutsanrecht darauf, der abendländischen Kultur den Garaus zu machen und der slawischen Mongolei den Weg zu bereiten.»<sup>3</sup>

Psychologisch lässt sich die Gefühlslage der deutschen Bevölkerung im Mai 1919 mit derjenigen eines Menschen vergleichen, der sich nach einem langen, erbitterten Kampf seinem Feind ergeben hatte, weil er seine eigenen Kräfte schwinden fühlte und sich eine milde Behandlung erhoffte. Zwar wird er in Untersuchungshaft genommen, doch ändert dies nichts an seiner Überzeugung, bald unter erträglichen Auflagen freigelassen zu werden. Er gibt sich ein halbes Jahr lang wunderschönen Zukunftsträumen hin – und ist völlig schockiert, als ihm plötzlich das Urteil verkündet wird: lebenslange Zwangsarbeit.

Was mag etwa nach dem 7. Mai 1919 jener «blasse junge Arbeiter» empfunden haben, über den Rilke ein halbes Jahr zuvor in einem Brief berichtet hatte? Bei einer Versammlung im grossen Saal des Münchner Hotels Wagner am 7. November 1918 sei dieser Mann nach Ansprachen von Max Weber, Ludwig Quidde und anderen Professoren aufs Podium gestiegen und habe gesagt: «Haben Sie oder Sie, habt Ihr das Waffenstillstandsangebot gemacht? Und doch müssten wir das tun, nicht diese Herrn da oben; bemächtigen wir uns einer Funkstation und sprechen wir, die gewöhnlichen Leute, zu den gewöhnlichen Leuten drüben, gleich wird Frieden sein.» Mit rührender Gebärde, so Rilke, habe der junge Arbeiter dann auf seine Vorredner gezeigt und hinzugefügt: «Hier, die Herrn Professoren, können französisch, die werden uns helfen, dass wir's richtig sagen, wie wir's meinen ...»<sup>4</sup>

Erst im Mai 1919 wurde den Deutschen auf brutale Weise klar, dass sie die Folgen eines verlorenen Weltkriegs zu tragen hatten. Weit verbreitet war nun das Gefühl, der Untergang des eigenen Landes stehe bevor. «Vernichtung» lautete die Überschrift des Artikels, in dem die auch von Hitler gelesenen «Münchner Neuesten Nachrichten» am 8. Mai 1919 über die Friedensbedingungen berichteten. «Wir Deutsche erfahren», hiess es in dem Leitartikel, «dass wir nicht nur ein geschlagenes, dass wir ein der Vernichtung preisgegebenes Volk sind, wenn der Wille unserer Feinde Gesetz wird.» Deutschland solle mit dem Vertrag gezwungen werden, «sein Todesurteil selber zu unterschreiben».<sup>5</sup> Auch Reichspräsident Ebert und die Reichsregierung sprachen am 9. Mai in einem gemeinsamen Aufruf davon, Deutschland sei durch den Vertrag von der «Vernichtung» bedroht. In einer Ansprache am gleichen Tag benutzte SPD-Ministerpräsident Philipp Scheidemann die Formulie-

nung, man stehe «am Grabe des deutschen Volkes». <sup>6</sup> Und vier Tage später sagte er in der Nationalversammlung, die Deutschen seien «ein Fleisch und ein Blut, und wer uns zu trennen versucht, der schneidet mit mörderischem Messer in den lebendigen Leib des deutschen Volkes». <sup>7</sup> Von solchen Bildern war es nur ein kleiner Schritt zu Hitlers Obsession, der «deutsche Volkskörper» sei durch ein inneres «Gift» von der Vernichtung bedroht.

Auch die Unternehmerverbände und Gewerkschaften sprachen am 20. Mai in einer gemeinsamen Erklärung von einem «Todesurteil für das deutsche Wirtschafts- und Volksleben» – und erinnerten daran, dass ihnen der amerikanische Präsident Wilson doch «einen Frieden des Rechts, der Freiheit, der Völkerversöhnung» versprochen habe.

Die amerikanische Historikerin Barbara Tuchman hat Wilson «die tragischste Gestalt der modernen Geschichte» genannt. Mit seinem ernst gemeinten, jedoch kaum in die Realität umzusetzenden Idealismus habe er die Sehnsucht aller Menschen guten Willens verkörpert, dass aus dem Krieg «doch noch etwas Gutes hervorgehen werde, dass das ungeheure Leiden, das Chaos, und die Zerstörung nicht umsonst gewesen seien, dass sich die Qualen als Geburtswehen einer besseren Welt herausstellen werden». Dieses Verlangen nach einer gerechteren Weltordnung dürfe nach den Blutströmen des Weltkriegs keineswegs «im Sinne eines schalen Slogans verstanden werden, sondern als tief emotionale Verheissung». <sup>8</sup> Das galt nicht nur für die Hoffnungen der Deutschen auf Wilson, sondern auch für ihre Hoffnungen auf die Revolution.

«Wir Deutsche, die wir in grösster Zahl ehrlich und gutmütig sind, haben den Versprechungen Wilsons vom Versöhnungsfrieden geglaubt und sind so bitter enttäuscht worden», sagte auch Hitler in einer frühen Parteiversammlung am 4. März 1920 im Münchner Hofbräuhaus. <sup>9</sup> Als er mehr als zwei Jahrzehnte später, am 11. Dezember 1941, vor dem Reichstag seine Kriegserklärung gegen Amerika begründete, wiederholte er diesen Vorwurf: «Sein Name bleibt verbunden mit einem der gemeinsten Wortbrüche aller Zeiten. Die Folgen seines Wortbruchs waren eine Zerrüttung des Lebens der Völker nicht nur bei den so genannten Besiegten, sondern auch bei den Siegern selbst.» <sup>10</sup>

Der Republikaner Theodore Roosevelt, US-Präsident von 1901 bis 1909, dachte weitaus realpolitischer als Wilson und vertrat im Herbst

1918 den Standpunkt, die amerikanische Regierung solle nicht zwischen den verschiedenen Lagern Deutschlands unterscheiden, sondern generell die bedingungslose Kapitulation des geschlagenen Kriegsgegners fordern. Kein Geringerer als Sigmund Freud gab ihm im Nachhinein recht. Auch Freud hatte den Zusagen Wilsons an die Demokraten vertraut, und auch seine Enttäuschung war gross. Voller Verachtung bezeichnete er den mittlerweile verstorbenen Amerikaner 1926 als den «albernsten Narr des Jahrhunderts, wenn nicht sogar aller Jahrhunderte». Wahrscheinlich sei Wilson sogar einer der grössten Verbrecher gewesen – «unbewusst» sei er sich mit diesem Urteil «ganz sicher». Als Freuds Biograf Ernest Jones einwandte, die Kompliziertheit der Nachkriegsprobleme habe es unmöglich gemacht, dass ein einzelner auch noch so mächtiger Mann einen idealen Frieden diktieren konnte, entgegnete der damals 70-jährige Freud scharf: «Dann hätte er nicht all diese Versprechungen machen dürfen.»<sup>11</sup>

Nicht der November 1918, sondern der Mai 1919 war das eigentlich traumatische Ereignis für Deutschland. Erst jetzt wurden die Deutschen in ihrer grossen Mehrheit von einem Gefühl übermannt, das Ernst Toller und Adolf Hitler wiederum nahezu wortgleich geschildert haben. «So war alles umsonst, die Millionen Tote, die Millionen Krüppel, das grosse Sterben, das grosse Hungern, alles umsonst», schrieb Toller.<sup>12</sup> Und Hitler: «Es war also alles umsonst gewesen. Umsonst all die Opfer und Entbehrungen, umsonst der Hunger und Durst von manchmal endlosen Monaten, vergeblich die Stunden, in denen wir, von Todesangst umkrallt, dennoch unsere Pflicht taten, und vergeblich der Tod von zwei Millionen, die dabei starben.»<sup>13</sup>

Harry Graf Kessler war nach dem Bekanntwerden der Friedensbedingungen so deprimiert, dass er wochenlang kein einziges Wort in sein Tagebuch notierte: «Seit 7. Mai, seit der Überreichung der Friedensbedingungen, so gedrückt, dass keine Lust zum Schreiben», heisst es unter dem Datum des 12. Juni 1919. Fünf Tage später fühlte er sich wie Troeltsch an den Kriegsausbruch fast fünf Jahre zuvor erinnert: «Es ist wie 1914. Und ebenso drückend schwül und sonnig wie damals Ende Juli.» Und am 22. Juni notierte er knapp: «Abends unbeschreibliche Niedergeschlagenheit; als ob alles Leben im Innern der Seele erstorben wäre.»<sup>14</sup>

Was bei Graf Kessler zu Trauer und Verzweiflung führte, schlug bei Adolf Hitler um in grenzenlosen, fanatischen Hass. Dieser Hass richtete

sich allerdings nicht gegen die Gewinner des Krieges, denn die taten ja nur, was ihre Pflicht war. «Wäre ich selbst Franzose und wäre mir somit Frankreichs Grösse so lieb, wie mir die Deutschlands heilig ist, so könnte und wollte auch ich nicht anders handeln, als es am Ende ein Clemenceau tut», schrieb er im letzten Kapitel von «Mein Kampf». <sup>15</sup> Sein Hass richtete sich vielmehr gegen diejenigen, die aus seiner Sicht die Schuld an Deutschlands Niederlage trugen.

Anders als beim militärischen Waffenstillstand im November 1918 stand bei der Unterzeichnung des Friedensvertrags ausser Frage, dass dies nicht die Aufgabe der Generäle, sondern der Politiker war. Dadurch wurde allerdings noch einmal der Eindruck verstärkt, allein das demokratische Lager trage die Verantwortung für die Niederlage im Krieg und die daraus entstandenen Folgen.

Als zu entscheiden war, ob Deutschland den Friedensvertrag annehmen sollte, wiederholte sich das Versteckspiel vom November 1918. So wie Hindenburg damals Erzberger überredet hatte, den Waffenstillstand zu unterzeichnen, achtete er auch jetzt peinlich genau darauf, nur ja nicht mit «Versailles» in Verbindung gebracht zu werden. Es sollte ganz so aussehen, als hätten sich die demokratischen Politiker aus freien Stücken für die Unterzeichnung des «Friedensdiktats» entschieden.

Vor der entscheidenden Kabinettsitzung am 23. Juni 1919 verlangte Reichspräsident Friedrich Ebert von der Reichswehrführung eine Auskunft darüber, ob militärischer Widerstand gegen die Alliierten möglich sei. Eine halbe Stunde vor Eberts Anruf trafen sich Hindenburg und sein Stellvertreter Wilhelm Groener im damaligen Hauptquartier der Obersten Heeresleitung im pommerschen Kolberg. Als Groener seinen Vorgesetzten fragte, ob er eine Ablehnung des Vertrages für möglich hielte, antwortete Hindenburg, Groener wisse doch genauso wie er selbst, dass dies sinnlos sei. Eine Viertelstunde vor Eberts Anruf zog Hindenburg plötzlich seine Uhr aus der Tasche und sagte zu Groener: «Sie können ja ebenso gut, auch in meiner Abwesenheit, Herrn Ebert die Antwort geben. Es ist wohl nicht notwendig, dass ich dabei bin.» Hindenburg stand auf, verabschiedete sich und verliess den Raum. Groener erteilte dem Reichspräsidenten dann am Telefon die paradoxe Auskunft, er empfehle die Annahme des Vertrages, allerdings nur als Deutscher und nicht als Offizier. <sup>16</sup> Die Spaltung der deutschen Gesellschaft schien sich in diesem

General zu verkörpern, der im Prinzip treu zur Republik stand und später Ministerposten in mehreren demokratischen Regierungen übernahm.

In der Nationalversammlung war es vor allem Matthias Erzberger, der die Ratifizierung des Friedensvertrags durchsetzte. Dadurch schien sich in seiner Person eine direkte Linie zu ergeben von der Friedensresolution im Juli 1917 über die Unterzeichnung des Waffenstillstands bis hin zu Versailles. Erzberger, der nur vier Monate älter als Konrad Adenauer war, besass zwar Verantwortungsgefühl, doch ihm fehlte das für einen Spitzenpolitiker unverzichtbare Gespür für die psychologische Wirkung des eigenen Handelns. So geriet er mehrfach in den Verdacht, geschäftliche und politische Interessen nicht sauber getrennt zu haben. Und als sich Deutschland im Juni 1919 wegen der Friedensbedingungen in einem Zustand kollektiver Depression befand, besuchte Erzberger mit Parteifreunden ein Restaurant und schrieb in das Gästebuch den Spruch «Erst mach dein Sach' – dann trink und lach». Das Zitat wurde wenig später öffentlich bekannt und löste grosse Empörung aus. Auch Theodor Wolff machte aus seiner Abneigung gegen Erzberger kein Hehl und verglich ihn mit einem «Gummiball, der immer gleich elastisch bleibt und auf dessen Rundung, auch wenn er noch so stark anprallt, keine Spur eines Eindrucks bemerkbar ist».<sup>17</sup>

Bei der Zeremonie zur Unterzeichnung des Vertrags am 28. Juni 1919 war alles auf eine Demütigung der deutschen Delegation angelegt: das Schloss Ludwig XIV. als Ort von Bismarcks Reichsgründung und auch das Datum, der fünfte Jahrestag des Attentats von Sarajevo. Auf Anregung Clemenceaus wurden diese fünf Jahre im Spiegelsaal von Versailles durch fünf französische Soldaten symbolisiert, die im Krieg schwerste, entstellende Gesichtsverletzungen erlitten hatten. In ihrer Gegenwart mussten der Sozialdemokrat Hermann Müller und der Zentrumspolitiker Johannes Bell den Vertrag unterzeichnen und damit auch die alleinige Kriegsschuld Deutschlands anerkennen – Vertreter jener politischen Parteien, die zwei Jahre zuvor im Reichstag die Friedensresolution durchgesetzt und dann im November 1918 die Verantwortung für die Unterzeichnung des Waffenstillstands übernommen hatten. Vor aller Welt wurden die deutschen Demokraten von den höchsten Vertretern jener Staaten gedemütigt, die zu Recht als Mutterländer der Demokratie galten: Grossbritannien, die Vereinigten Staaten von Amerika und



*Im Londoner Imperial War Museum hängt das Bild, das Hermann Müller (SPD, stehend) und Johannes Bell (Zentrum) am 28. Juni 1919 bei der Unterzeichnung des Friedensvertrages in Versailles zeigt. Links hinter ihnen der britische Premier Lloyd George, Frankreichs Regierungschef Clemenceau und US-Präsident Wilson.*

Frankreich. Dies konnte den Eindruck vermitteln oder bestärken, dass im Ernstfall die Zugehörigkeit zu einem Volk doch grössere Bedeutung hatte als die gemeinsame demokratische Grundüberzeugung von Menschen verschiedener Nationalität.

Seit dem Frühjahr 1919 war für die beiden grossen gesellschaftlichen Lager Deutschlands die zentrale politische Herausforderung der Zukunft klar definiert: Wie kann «Versailles» überwunden werden? Die Antwort darauf hing untrennbar mit der Antwort auf die Frage zusammen, warum der Krieg verloren gegangen war. Wenn man zu der Überzeugung kam, dass die Niederlage im Kern auf die Übermacht der Gegner zurückzuführen war und man den Weltkrieg generell für sinnlos und grauenhaft hielt, konnten die Folgen der Niederlage nur auf dem Weg der Verständigung und des politischen Ausgleichs überwunden werden, so mühsam dies in der Realität auch sein mochte. Hing man hingegen dem Glauben an, dass Deutschland den Krieg hätte gewinnen können, ihn aber wegen mangelnder Entschlossenheit, fehlendem Durchhaltewillen oder gar einem «Verrat» verloren hatte, lag der Gedanke nahe, die Niederlage rückgängig zu machen. In letzter Konsequenz bedeutete dies, dass Deutschland zu einem geeigneten Zeitpunkt einen neuen Krieg führen musste, in dem alle die Fehler zu vermeiden waren, die zum Zusammenbruch im November 1918 geführt hatten.

Es war das Grundproblem der ersten deutschen Demokratie, dass es nach 1918 – anders als nach 1945 – nie einen gesellschaftlichen Grundkonsens darüber gab, warum der Weltkrieg verloren worden war. 1945 war die Botschaft klar: Bis auf einen bizarren Rand, den es in jeder Gesellschaft gibt, konnte niemand bezweifeln, wer die Schuld für die Katastrophe trug und welcher Weg der falsche war. Dass dies nach dem Ersten Weltkrieg ganz anders war, zeigt auch die Tatsache, dass der Reichstag noch im Sommer 1919 einen Untersuchungsausschuss einsetzte, der die «Ursachen des deutschen Zusammenbruchs» klären sollte. Vor diesem Gremium machten Ludendorff und Hindenburg im November 1919 die viel zitierte Aussage, das deutsche Heer sei «von hinten erdolcht worden». Dieser provozierende Satz, der zurückging auf die Äusserung eines pensionierten englischen Generals in der «Neuen Zürcher Zeitung» im November 1918, erwies sich für die Nationalisten allerdings als Bumerang. Denn er lieferte den Demokraten den griffigen



und bis heute gebräuchlichen Kampfbegriff «Dolchstosslegende», mit dem man der Behauptung, Deutschland habe den Krieg aus innerer Schwäche verloren, recht wirksam entgegentreten konnte. Hitler hat das übrigens gespürt und den Begriff «Dolchstoss» immer seltener verwandt. Seit 1935 wurde er auch in keinem grossen deutschen Lexikon mehr verwendet.<sup>18</sup>

Die Frage, warum der Krieg verloren ging, hatte für viele Menschen nicht nur politische, sondern auch eine sehr persönliche Bedeutung. In jeder Stadt und noch im kleinsten Dorf wurden Gedenksteine für die fast zwei Millionen Soldaten errichtet, die zwischen 1914 und 1918 «für das Vaterland» gestorben waren. Fast jeder Deutsche kannte mindestens einen der dort genannten und oft sehr jungen Männer, wenn es nicht sogar der eigene Sohn, Bruder oder Vater war. Die Frage, welche Lehre aus ihrem Tod zu ziehen war, liess sich nicht einfach abtun.

Tatsächlich hatten die deutschen Soldaten im Weltkrieg, der in Grossbritannien bis heute «The Great War» und in Frankreich «La Grande Guerre» heisst, Aussergewöhnliches vollbracht. In diesem Punkt war sich Hitler ausnahmsweise mit seinem grossen Widersacher Churchill einig – und selbst Ernst Toller stimmte in dieses Lob ein: «Vier Jahre haben sie an den Fronten im Osten und Westen, in Asien und Afrika gekämpft, vier Jahre dem Gegner widerstanden, im Schlamm und Regen Flanderns, im Giftduft der wolhynischen Sümpfe, in der sengenden Glut Mesopotamiens», heisst es in Tollers «Eine Jugend in Deutschland».<sup>19</sup> Und Churchill schrieb schon in den zwanziger Jahren voller Anerkennung, seit Menschengedenken habe man «nicht einen solch gewaltigen Ausbruch erlebt wie den des deutschen Vulkans. Vier Jahre lang kämpfte Deutschland, trotzte es fünf Kontinenten zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Die deutschen Armeen hielten ihre wankenden Verbündeten aufrecht, standen überall auf erobertem Boden und fügten ihren Gegnern die doppelten Blutverluste zu.» Um die Kraft und die Fähigkeiten der Deutschen zu überwinden, mussten laut Churchill die grossen Nationen der Welt auf dem Schlachtfeld erscheinen. «Überwältigende Menschenmassen, unbegrenzte Hilfsquellen, unerhörte Opfer und nicht zuletzt die Seeblockade konnten fünfzig Monate lang nichts ausrichten.» Fast 20 Millionen Menschen hätten ihr Blut vergiessen müssen, «bevor das Schwert der schreckensvollen Faust entwunden werden konnte. Wahrlich, ihr Deutschen, für die Geschichte habt ihr genug geleistet.»<sup>20</sup>

Doch die Deutschen konnten keine Ruhe finden, weil sie sich nicht darüber einig wurden, warum sie den Grossen Krieg verloren hatten.

Zehn Jahre lang tagte der Untersuchungsausschuss des Reichstags, wobei die «Ursachen des deutschen Zusammenbruchs» doch leicht zu benennen gewesen wären: Die Westmächte waren spätestens nach dem Kriegseintritt Amerikas einfach stärker, verfügten über mehr menschliche und materielle Ressourcen und nicht zuletzt über eine weitaus günstigere geografische Ausgangsposition. Diese strukturelle Überlegenheit war vermutlich auch der Grund dafür, dass es während des Ersten Weltkriegs nie ein ernsthaftes Friedensangebot an Deutschland und seine Verbündeten gegeben hat. Stets konnte man in Paris und London die begründete Hoffnung hegen, dass man nur lange genug durchhalten müsse, bis sich das Kriegsglück gegen die Deutschen wenden würde.

Bei einer nüchternen Analyse musste man ohnehin zu dem Ergebnis kommen, dass der Weltkrieg für Deutschland kaum zu gewinnen war. Drei Mal kam Deutschland einem wichtigen militärischen Erfolg im Westen relativ nahe. Im September 1914 beim Vorstoss an die Marne, 1917 in den ersten Monaten des unbeschränkten U-Boot-Krieges und im Frühjahr 1918 mit den Offensiven Ludendorffs. Ein durchschlagender Erfolg im Herbst 1914 oder im Frühjahr 1918 hätte vermutlich dazu geführt, dass Frankreich kapituliert und Grossbritannien sein Expeditionskorps zurückgezogen hätte. Bei einem Erfolg des unbeschränkten U-Bootkrieges wäre die Reihenfolge wohl umgekehrt gewesen. In allen drei Fällen hätte Deutschland einen Grossteil des europäischen Kontinents beherrscht. Doch was dann?

Niemals in Hunderten von Jahren hatte England die Hegemonie einer einzelnen Macht über das europäische Festland akzeptiert. Warum sollte es dies am Anfang des 20. Jahrhunderts tun, wo es über die Ressourcen des Empire verfügte und sich darüber hinaus Hoffnungen auf ein Bündnis mit der aufstrebenden Weltmacht USA machen konnte, das im Frühjahr 1917 abgeschlossen wurde? Einen solchen Krieg wie seit 1914 hatte auch Britannien in seiner langen und stolzen Geschichte noch nie geführt. Sollte man ausgerechnet jetzt das in Jahrhunderten bewährte Prinzip der «Balance of Powers» auf dem Kontinent aufgeben?

Insofern hatte die Hoffnung auf einen deutschen «Sieg» bis 1918 immer etwas zutiefst Irrationales, wie es vielleicht am besten von Sebastian

Haffner beschrieben worden ist. Als 11-Jähriger, so berichtete er in seinen «Erinnerungen eines Deutschen», habe er noch im Herbst 1918 fest mit einem deutschen Triumph gerechnet. «Der Endsieg, die grosse Summe, zu der sich alle die vielseitigen Teilsiege, die der Heeresbericht enthielt, unvermeidlich einmal zusammenaddieren mussten, war für mich ungefähr das, was für den frommen Christen das Jüngste Gericht und die Auferstehung des Fleisches ist, oder für den frommen Juden die Ankunft des Messias. Es war eine unvorstellbare Steigerung aller Siegesnachrichten, in der Gefangenenzahlen, Landeroberungen und Beuteziffern vor Ungeheuerlichkeit sich selber aufhoben. Danach war nichts mehr vorzustellen. Ich wartete mit einer gewissen wilden und doch zagen Spannung auf den Endsieg; dass er einmal kam, war unvermeidlich. Fraglich war nur, was das Leben danach noch zu bieten haben konnte.»<sup>21</sup>

Der Endsieg als Erlösung von aller irdischen Qual: Genauso empfand auch Adolf Hitler.

## V.

### EIN OBERST KLAGT AN

Schanghai im Mai 1929: Im Militärhospital der chinesischen Millionenstadt liegt ein deutscher Offizier und ringt mit dem Tod. Er hat hohes Fieber und sein Körper ist von roten Flecken übersät. Seit einem halben Jahr lebt er als Militärberater Tschiang Kai-Tscheks in China. Getarnt als Kriegsreporter, hat er vor wenigen Wochen an einem Feldzug Tschiangs gegen rebellierende Warlords östlich von Wuhan teilgenommen und sich dabei mit den Pocken infiziert. Er weiss, dass er sterben wird und diktiert einem engen Mitarbeiter seine Abschiedsbotschaft. Sein «letzter ehrerbietiger Gruss», so heisst es darin, gelte «dem deutschen Vaterlande, dem Kaiser, Kronprinz Wilhelm, General Ludendorff und den Freunden, von denen ich sterbend erwarte, dass sie mich dem Geiste nach verstehen und nicht nach dem Worte suchen.»<sup>1</sup>

Der Mann, dessen Abschiedsbrief wie eine verklausulierte Rechtfertigung klang und der wenige Tage später, am 8. Mai 1929, an den Pocken starb, hiess Max Bauer und war eine Schlüsselfigur des nationalistischen Lagers in Deutschlands. Während des Krieges war er der wichtigste politische Berater Ludendorffs und entwickelte 1916 das «Hindenburg-Programm», mit dem erstmals die gesamte deutsche Volkswirtschaft für den Krieg mobilisiert werden sollte. Im Jahr darauf trug er massgeblich zum Sturz von Reichskanzler Bethmann Hollweg und zur Gründung der Vaterlandspartei bei.

Klarer als viele andere sah Bauer das Problem der inneren Spaltung Deutschlands und forderte seinen Chef Ludendorff im Dezember 1917 auf, sich als Diktator «auch nominell an die Spitze» des Reiches zu stellen; nur eine «absolute Militärdiktatur» könne noch den Erfolg im Weltkrieg bringen.<sup>2</sup> Die staatliche Macht wäre damit eindeutig auf das nationalistische Lager übergegangen. Doch Ludendorff schreckte vor einem

solchen Staatsstreich zurück, mit dem er auch die gesamte Verantwortung für Sieg oder Niederlage übernommen hätte.

Nachdem der Weltkrieg verloren war, veröffentlichte Bauer bereits im März 1919 im Scherl-Verlag von Alfred Hugenberg eine Broschüre unter dem Titel: «Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abbrechen?» Sie gipfelte in den Sätzen: «Ja, der Krieg war, namentlich im Anfang, glatt zu gewinnen, aber auch nachher war er aussichtsvoll, trotz zweifelloser Fehler, die überall vorkommen und bei unseren Gegnern noch zahlreicher waren als bei uns. Verloren worden ist er nur und ausschliesslich durch das Versagen der Heimat. Insbesondere hat die Revolution im schwersten Augenblick Deutschlands Schicksal besiegelt.»<sup>3</sup> Zwei Monate später legte Bauer nach und veröffentlichte ebenfalls bei Hugenberg eine Broschüre unter dem Titel «Der Irrwahn des Verständigungsfriedens».<sup>4</sup> Sie löste im Reichstag erregte Debatten aus und führte zur Einsetzung des Untersuchungsausschusses über die «Ursachen des deutschen Zusammenbruchs im Jahre 1918».

Es ist nicht bekannt, ob Hitler diese beiden Streitschriften gelesen hat. Die Wahrscheinlichkeit ist jedoch gross, denn Bauer verfügte als ehemaliger Chefberater Ludendorffs in der Armee über hohes Ansehen. Doch selbst wenn Hitler mit dem Inhalt von Bauers Texten aus dem Frühjahr 1919 nur auf indirektem Wege vertraut war, lässt sich an ihnen zeigen, wie sehr sich Hitlers Politik aus der Reaktion des nationalistischen Lagers auf die Niederlage im Ersten Weltkrieg entwickelt hat. Hitler wurde schliesslich zum radikalsten, skrupellosesten und am meisten mit Hass erfüllten Repräsentanten dieses Teils der deutschen Gesellschaft.

Bauer gab in seinen Streitschriften den Demokraten die Schuld an der Niederlage, rechnete aber auch schonungslos mit der kaiserlichen Politik ab, die durch ihre Halbherzigkeit und Unentschlossenheit die Katastrophe erst möglich gemacht habe. So stellte Bauer bei seiner Analyse der Vorkriegszeit fest, es sei ein verhängnisvoller Fehler gewesen, England durch den Ausbau der Marine herauszufordern, «solange wir in Europa noch keine Ellbogenfreiheit hatten». Hitler befolgte diesen Rat und schloss mit Grossbritannien 1935 das Flottenabkommen. Deutschlands Aussenpolitik bis 1914 bezeichnete Bauer als «Trauerspiel ersten Ranges. Säbelrasseln, Friedensschalmeien, Rückzüge und alles im verkehrten Augenblick, bis wir glücklich den halben Erdball gegen uns hatten».

Auch dieses Urteil übernahm Hitler und warf der deutschen Aussenpolitik bis 1914 immer wieder «Halbherzigkeit» und «Ziellosigkeit» vor.

Nicht weniger hart fiel Bauers Urteil über die deutsche Innenpolitik während des Krieges aus. «Während in der ersten Kriegsphase die Begeisterung über alles hinweggeholfen hatte, der alte Parteihader vergessen schien und alles an Pflichterfüllung wetteiferte, trat in der zweiten Phase ein starker Umschwung ein. Die Regierung erwies sich als unfähig, die Stimmung im Volk durch Aufklärung, rechtzeitige Gewährung berechtigter und strikte Ablehnung unberechtigter Forderungen aufrechtzuerhalten, mit einem Wort: das Volk zu *führen*.» Was also brauchte Deutschland für den Fall eines neuen, erfolgreicherer Krieges? Einen Führer.

Bauer kritisierte, die Regierung sei zu milde gegen Streiks, Fahnenflucht und Sympathiebekundungen für den Feind vorgegangen, während sie zugleich die Ernährungslage vernachlässigt habe. Anders als in Deutschland habe bei den Kriegsgegnern «Diktatur, Militarismus und unerbittliche Strenge» geherrscht. «Ein unbedachtes Wort genügte, um den Defätisten ins Zuchthaus oder vor die Flinte zu liefern.» Überdies, so heisst es anderer Stelle, wäre ohne den Einsatz der Kriegsgefangenen «alles nicht möglich gewesen» und Deutschland schon viel früher zusammengebrochen. Bei der Entente habe es eine wesentlich straffere politische Führung gegeben. «Wir sind genau den umgekehrten Weg gegangen wie Frankreich mit Clemenceau, Amerika mit Wilson und England mit Lloyd George.» In diesen Ländern habe die «internationale Sozialdemokratie» keine Entfaltungsmöglichkeit gehabt, «und wehe jedem Sozialisten, der mit den Deutschen nur zu liebäugeln schien».

Tatsächlich hatte das halbdemokratische und massgeblich von Bismarck geprägte Regierungssystem dazu geführt, dass in der entscheidenden Phase des Krieges ein Machtvakuum entstanden war. Es war wohl in erster Linie der jahrzehntelange und in mancher Hinsicht auch bequeme Verzicht auf die Regierungsgewalt, der die führenden Repräsentanten des demokratischen Lagers vor dem Versuch zurückschrecken liess, während des Krieges die politische Führung des Landes zu übernehmen, wofür der Sommer 1917 der beste Zeitpunkt gewesen wäre, nachdem der U-Boot-Krieg gescheitert und das nationalistische Lager in der Defensive war. Stattdessen hatten sich Matthias Erzberger und Gu-

stav Stresemann, damals Vorsitzender der gemässigt nationalistischen Nationalliberalen Partei, am Abend des 7. Juli 1917 mit Max Bauer in einem Berliner Restaurant getroffen und gemeinsam die Ablösung von Reichskanzler Bethmann Hollweg vereinbart. Es war den Beteiligten klar, dass der Kaiser den Regierungschef auswechseln musste, wenn er das Vertrauen beider Lager der deutschen Gesellschaft verloren hatte. Erst nachdem er von Bauer darüber informiert worden war, dass auch die Demokraten den Kanzlersturz wollten, verlangte Ludendorff vom Kaiser ultimativ die Entlassung Bethmann Hollwegs. Ersetzt wurde er durch den politisch völlig unbedarften Georg Michaelis, bislang Staatskommissar für Volksernährung in Preussen. «Dass dieser Verwaltungsbeamte auf den Posten des Reichskanzlers gestellt worden war, hatte die sehr vielen verblüfft, die ihn nicht kannten, und noch mehr diejenigen, die schon einmal Gelegenheit gehabt hatten, ihn in der Nähe zu sehen», kommentierte Theodor Wolff diese Personalentscheidung Wilhelms II.<sup>5</sup> Als Michaelis nach drei Monaten wegen erwiesener Unfähigkeit entlassen werden musste, schlugen die Demokraten erneut keinen eigenen Kandidaten für das Amt des Regierungschefs vor. Nun fiel des Kaisers Wahl auf den hinfälligen und fast völlig erblindeten Georg Graf Hertling, der seit 1912 Ministerpräsident in Bayern war. Zwar fragte sich nicht nur Theodor Wolff, warum es der 74-jährige zuliess, «dass man im Orkan seinen Lehnstuhl auf die Kommandobrücke trug»,<sup>6</sup> doch nahmen SPD, Zentrum und Liberale auch diese Entscheidung widerstandslos hin. Hertling war zwar Mitglied des Zentrums, gehörte aber zu einer kleinen Minderheit, die dem nationalistischen Lager nahestand. Dass es in der Zentrumsparterie immer einen solchen Flügel gab, sollte 15 Jahre später, im Mai 1932, noch einmal Bedeutung erlangen.

In gewisser Weise verhielten sich die deutschen Demokraten im Ersten Weltkrieg wie die Passagiere eines Überseedampfers, die bei stürmischer Fahrt dem zunehmend überforderten Führungspersonal zwar gelegentlich besorgte Ratschläge gaben, aber keinerlei Anstrengungen unternahmen, um selbst das Kommando zu übernehmen. Ans Steuer mussten sie sich erst rufen lassen – und zwar zu einem Zeitpunkt, als feststand, dass die Passage mit einem Schiffbruch enden würde. Als sich diese Nachricht herumsprach, meuterte auch noch ein Teil der Mannschaft, was

dann von den früheren Offizieren für den katastrophalen Ausgang der gesamten Reise verantwortlich gemacht wurde.

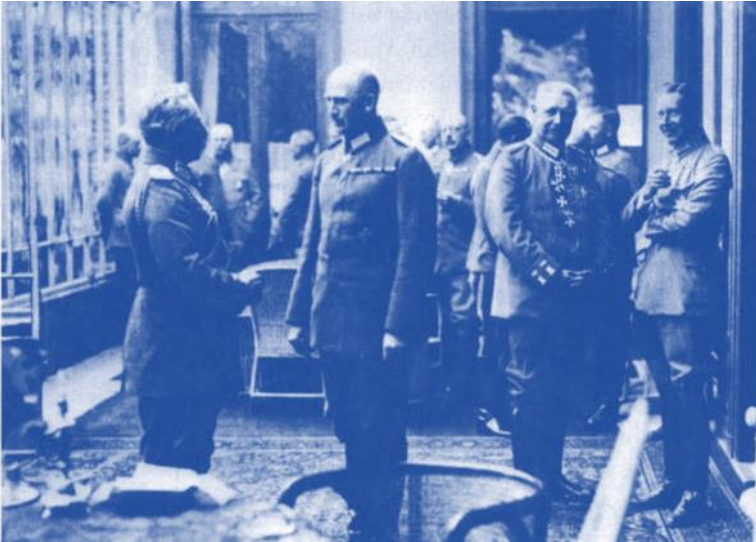
Wilhelms II. Fehlbesetzungen für das Kanzleramt waren allerdings nicht nur auf sein mangelndes Geschick bei Personalentscheidungen zurückzuführen, sondern vor allem eine Folge der inneren Spaltung Deutschlands. Der Regierungschef musste schliesslich beiden Lagern der Gesellschaft zumindest prinzipiell genehm sein. Weil jedoch Demokraten und Nationalisten in einem «unversöhnlichen und hoffnungslosen Widerspruch» (Woodrow Wilson) zueinanderstanden, schied eine kraftvolle Führungspersönlichkeit für das Amt des Reichskanzlers fast zwangsläufig aus. Den Soldaten an der Front, die jeden Tag ihr Leben riskierten, musste dies wie Hohn auf ihre oft übermenschliche Leistung erscheinen.

In seiner Generalabrechnung vom März 1919 räumte Bauer auch Fehler des eigenen Lagers ein. So habe der uneingeschränkte U-Boot-Krieg «nicht geleistet, was versprochen war», und Deutschland «den Hass so ziemlich der ganzen Welt zugezogen». Ein Kriegseintritt Amerikas sei allerdings auch ohne U-Boot-Krieg wahrscheinlich gewesen, da «dieses Riesenreich dem Kriege, der über die künftige Vormacht auf der Erde entscheiden sollte, einfach nicht fembleiben konnte».

Bauer gab ebenfalls zu, dass Ludendorffs Offensiven vom Frühjahr 1918 ihre strategischen Ziele verfehlt hatten. Die anschliessende Niederlage sei jedoch allein auf das «Versagen der Heimat» zurückzuführen gewesen. «Der Offiziers- und Unteroffiziersmangel war sehr nachteilig. Dazu stockte der Mannschaftersatz, und die neu eingestellten Truppen waren sozialistisch oder bolschewistisch verseucht und am Feinde nicht zu brauchen. Massenhaft liefen diese Leute über. Der böse Einfluss der Heimat begann sich zu zeigen, und unsere Gegner wiesen schon damals darauf hin, dass wir an der Heimat zusammenbrechen würden.» Neben der nachlassenden Kampfkraft sei es «die immer mehr zunehmende Demoralisation bei vielen Verbänden» gewesen, «die uns schliesslich ins Unglück stürzte».

Mit dieser Feststellung vertauschte Bauer auf eklatante Weise Ursache und Folge der militärischen Niederlage. Denn erst nach den gescheiterten Frühjahrsoffensiven und den Rückschlägen im Juli und August 1918 hatte die Moral der deutschen Truppe in grösserem Umfang nachgelassen. Es war vor allem die versäumte innere Demokratisierung Deutschlands, die dazu führte, dass sich im Laufe des Krieges immer mehr Men-





*Oberst Max Bauer (2. v. l.), hier im Juni 1918 im Gespräch mit Kaiser Wilhelm II., war eine Schlüsselfigur des nationalistischen Lagers in Deutschland. Rechts daneben im deutschen Hauptquartier in Spa Paul von Hindenburg und Kronprinz Wilhelm.*

schen fragten, ob sie in erster Linie für das Vaterland oder aber für den Erhalt eines autoritären und antiquierten Regierungssystems kämpften. «Vier Jahre lang hatte man immer wieder die Fahne hinausgehängt. Zuletzt noch hatte die Heeresleitung versichert, alle Reserven des Feindes seien vernichtet, und diesmal komme man nach Paris. All das war nichts gewesen als Täuschung und Selbstbetrug. Plötzlich stand vor jedem die Wahrheit, brach alles zusammen.»<sup>7</sup> Prägnanter als von Theodor Wolff liess sich die zentrale Ursache für den Zusammenbruch der «Heimatfront» und den Ausbruch der Revolution im Herbst 1918 kaum beschreiben. Die Kriegsmüdigkeit, die es in allen Ländern gab, konnte in Deutschland weitaus stärker als in Frankreich oder Grossbritannien um sich greifen, weil die politische Führung nicht den Mehrheitswillen der Bevölkerung repräsentierte.

Es war nicht nur ein Hirngespinnst der Nationalisten, dass die unbedingte Bereitschaft zum Einsatz des eigenen Lebens bei vielen Deutschen seit den militärischen Rückschlägen im Sommer 1918 rapide

nachliess. Schliesslich hatte auch in Russland die mangelnde Identifikation grosser Teile der Bevölkerung mit der politischen Führungsschicht dazu geführt, dass den Problemen an der Front die Revolution und der Zusammenbruch im Inneren folgten. Bauer verstieg sich sogar zu der Behauptung, Deutschland hätte den Krieg im Frühjahr 1919 noch gewinnen können, wenn es im Herbst 1918 zur Einigkeit von 1914 zurückgefunden hätte. Doch stattdessen habe die Revolution «im schwersten Augenblick Deutschlands Schicksal besiegelt» und «uns wehrlos der Rache unserer unerbittlichen Feinde ausgeliefert». Hitler benutzte diese Formulierungen fast wörtlich in zahllosen Reden.

Das letzte Kapitel der 70 Seiten langen Broschüre trug die Überschrift «Die Schuldfrage». Als ersten Schuldigen nannte Bauer Kaiser Wilhelm II. «Er hat schlappe und unfähige Berater gewählt, eine unglückselige Politik vor dem Krieg getrieben und hat das Volk im Krieg nicht geführt, sondern es in kleinlichen Sorgen und Uneinigkeit aufgehen lassen.» Erstaunliche Worte aus der Feder eines Mannes, der wenige Monate zuvor noch ein führender Repräsentant der kaiserlichen Armee war. Eine Restauration der Hohenzollern-Monarchie konnte demnach nicht das geeignete Mittel sein, um Deutschland wieder in die Höhe zu führen.

Auch Ludendorff trage Schuld, denn er habe «nötigenfalls unter Opferung seiner Person das Ultimatum stellen müssen, dass im Innern rechtzeitig Ordnung» geschaffen werde. «Schwere Schuld» trage schliesslich der Reichstag, wo die Mittelparteien – also Zentrum und Liberale – «durch das Friedensgewinsel die Willenskraft unseres Volkes zum Siege gelähmt und in diesem Punkt genauso schädlich wie die Linke gewirkt» hätten. Die Schuld von SPD und USPD bezeichnete Bauer schliesslich als «ungeheuer». Die sozialistischen Parteien nutzten laut Bauer «die Schlappeheit der Regierung einerseits und die Zwangslage des Vaterlandes andererseits rücksichtslos aus, um ihre Parteidräume zu verwirklichen».

Die Juden erwähnte Bauer in seinem Aufsatz mit keinem Wort. Stimmt man seiner Analyse zu, ergab sich aber ein Problem: Wie wollte man die Niederlage rückgängig machen, wenn das deutsche Volk im Krieg dermassen versagt hatte? Mit diesem Volk, so konnte man schlussfolgern, war der Krieg einfach nicht zu gewinnen.

Wie später Hitler bezeichnete auch Bauer bereits im März 1919 die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Probleme der Gegenwart als

direkte Folge nicht der Niederlage, sondern der Novemberrevolution, die erst zum Zusammenbruch geführt habe. Da die Revolution Deutschland im schwersten Augenblick des Krieges «entwaffnet» und damit die Niederlage bewusst herbeigeführt habe, erscheinen die aktuellen Probleme nicht als Konsequenz eines ohnehin verlorenen Krieges, sondern als «Schuld» der Novemberrevolution.

Ein grosser Schwachpunkt von Bauers Argumentation bestand darin, dass es sein ehemaliger Chef Ludendorff gewesen war, der Anfang Oktober 1918 ultimativ ein Waffenstillstandsangebot gefordert und damit den Krieg verloren gegeben hatte. Nachdem Bauer diese Tatsache in seiner ersten Broschüre nur kurz gestreift hatte, behandelte er sie ausführlicher in seiner Schrift «Der Irrwahn des Verständigungsfriedens». Sie erschien im Mai 1919, also zu einem Zeitpunkt, als die Friedensbedingungen von Versailles bereits bekannt waren.

Inzwischen hatte auch Ludendorff seine Kriegserinnerungen veröffentlicht und darin ebenfalls der Heimat die alleinige Schuld an der Niederlage gegeben. Den Tag der Revolution erklärte er dabei zum Schlüsseldatum, an dem sich eine gewaltige Katastrophe ereignet habe. «Am 9. November sank Deutschland, bar jeder festen Hand und bar jeden Willens, seiner Fürsten beraubt, wie ein Kartenhaus zusammen», schrieb er im Nachwort. «Die staatliche und gesellschaftliche Ordnung wurde vernichtet. Jede Autorität hörte auf.» Nach diesem «Nervenzusammenbruch» hätten die neuen Machthaber Deutschland dann «auf Gnade und Ungnade einem unerbittlichen Feind ausgeliefert».<sup>8</sup> Die Wortwahl ist bemerkenswert, denn Ludendorff hatte nach den militärischen Rückschlägen Ende Juli 1918 in seinem Hauptquartier selbst einen Nervenzusammenbruch erlitten.

Ganz im Sinne seines früheren Vorgesetzten schrieb auch Bauer in seiner zweiten Broschüre, Deutschland habe den Krieg verloren, «weil Phantasten und politische Kriegsgewinnler dem irgeleiteten Volk Verständigungsfrieden und Freiheit so lange vorgaukelten, bis sie ihre Zeit gekommen glaubten». Während die Deutschen nun «im Innern blutige Fehden» kämpften, würden sie von aussen «versklavt». Bauer stellte diesem Zustand die Stimmung vom August 1914 gegenüber: «Unbeschreibliches, Unvergessliches spielte sich ab. Fast zu laut gab sich die Begeisterung.» Doch dann hätten «die Zeit am Willen» und «der Mangel

am Körper des Volkes» genagt. Die Regierung habe dieser Entwicklung tatenlos zugesehen und damit zugelassen, dass die «oft und feierlich bekundete Einheit des nationalen Wollens in tausend sich befehdende Interessen zersplitterte und schliesslich ein seelischer Zusammenbruch ohnegleichen dem Ringen eines grossen Volkes das tragische Ende schuf». Hitler übernahm diese Einschätzung und erklärte unmittelbar vor Beginn des Zweiten Weltkriegs seinen Generälen auf dem Obersalzberg, «ausschlaggebend» für den Erfolg des kommenden Krieges würden «seelische Faktoren» sein. «1918 fiel die Nation», so fuhr er fort, «weil die seelischen Vorbedingungen ungenügend waren.»<sup>9</sup>

Wie später auch Hitler sah Bauer in der Verbreitung «internationalistischer Gedanken» einen entscheidenden Grund für die Niederlage Deutschlands. «Politischer Radikalismus», so Bauer im Mai 1919, sei stets «internationalistisch», weil er sich an allgemeinen Theorien orientiere und Nationen, Völker und Staaten nur als «temporäre Zweckmässigkeitsverbände ohne jeden ethischen Gehalt» empfinde. «Der Radikale kennt (ob Anarchist oder Kommunist, Sozialist oder Demokrat: ganz gleich) nur den Menschen an sich wie und soweit ihn die von aller Wirklichkeit abstrahierende Logik liefert. Für das Daseinsrecht der Nation ist in solchem Bau kein Platz.» Bauers Gleichsetzung von Anarchisten, Kommunisten, Sozialisten und Demokraten war ohne Frage polemisch. Doch in ihrer Haltung zum Weltkrieg waren sich diese politischen Gruppen weitgehend einig: Sie empfanden ihn als sinnloses Gemetzel, das sich auf keinen Fall wiederholen dürfe. Die Erkenntnis, dass es sich bei jedem toten Soldaten um einen toten Menschen handelte, war dafür eine wichtige Voraussetzung. «Und plötzlich, als teile sich die Finsternis vom Licht, das Wort vom Sinn, erfasse ich die einfache Wahrheit Mensch, die ich vergessen hatte, die vergraben und verschüttet lag, die Gemeinsamkeit, das Eine und Einende.

Ein toter Mensch.

Nicht: ein toter Franzose.

Nicht: ein toter Deutscher.

Ein toter Mensch.»<sup>10</sup>

So hat Ernst Toller seinen inneren Wandlungsprozess während des Krieges beschrieben. Nach Bauers Überzeugung hat genau diese Einstellung dazu geführt, dass Deutschland den Krieg verloren habe und die

tiefste Demütigung seiner Geschichte erleben müsse. Versailles erschien in dieser Logik wie als Strafe für eine humane Gesinnung. Nie zuvor, so schrieb er, sei ein Volk, «das zum Siege so prädestiniert war, wie das deutsche, so ruchlos erst seelisch, dann materiell entwaffnet worden. Riesenhaft, wie die Katastrophe, ist die Schuld, die jetzt in Versailles ihre Kodifikation erhält.»

Mehrfach sprach Bauer in beiden Aufsätzen davon, das Heer sei von der Heimat aus «vergiftet» und «verseucht» worden. Schon Ludendorff hatte in seiner Ansprache vom 1. Oktober 1918, in der er seine engeren Mitarbeiter über das bevorstehende Waffenstillstandsgesuch informierte, die Behauptung aufgestellt, die deutsche Armee sei «leider schon schwer verseucht durch das Gift spartakistisch-sozialistischer Ideen», sodass die Fortsetzung des Krieges sinnlos geworden sei. Durch Bauers Broschüren fand das Bild von der «Vergiftung» der deutschen Armee den Weg in die Öffentlichkeit.

Max Bauer berichtete in seinem Aufsatz auch, die Oberste Heeresleitung habe im Sommer 1918 die Berufung eines «Presse- oder Propagandaministers» vorgeschlagen, um «noch einmal im Volk einen einheitlich geschlossenen Siegeswillen zu entfesseln». Gescheitert sei dieser Plan «einmal an den vorgeschlagenen Personen, hauptsächlich aber daran, dass der Reichskanzler in diesem Manne – der ja natürlich eine grosse Macht bekommen konnte – seinen präsumtiven Nachfolger sah». Hitler schuf ein solches Amt bereits im März 1933 und besetzte es mit Joseph Goebbels, einem seiner engsten Vertrauten, der vor allem nach der Niederlage von Stalingrad viel Energie darauf verwandte, «noch einmal im Volk einen einheitlich geschlossenen Siegeswillen zu entfesseln». Es mag Zufall sein, aber Goebbels war es dann auch, den Hitler nach der Verstossung Görings und Himmlers im April 1945 für wenige Stunden zu seinem Nachfolger als Reichskanzler bestimmte.

Anhand zahlreicher, bis dahin unveröffentlichter Dokumente, die ihm von seinem früheren Chef Ludendorff zur Verfügung gestellt wurden, versuchte Bauer im Mai 1919 den Vorwurf zu widerlegen, die Oberste Heeresleitung habe im Herbst 1918 «plötzlich das verlorene Spiel erkannt und dann innerhalb von 24 Stunden ein Friedens- und Waffenstillstandsangebot verlangt». Ludendorff habe nur deshalb auf ein rasches Waffenstillstandsangebot gedrängt, weil er «das ewige Zaudern der Regierung» gekannt habe «und weil naturgemäss, solange das Heer noch –

wenn auch auf eine kürzere Linie zurückgehend – hielt, auf günstigere Friedens- und Waffenstillstandsbedingungen zu rechnen war».

Bauer ignorierte, welche dramatischen psychologischen Folgen das plötzliche Waffenstillstandsangebot haben musste. Andererseits stellt sich aber die Frage, welche sinnvolle Alternative es zu Ludendorffs Handeln gab. Gerade wenn man Hitler vorwirft, dass er einen längst verlorenen Krieg weiterführte und damit unzählige Menschenleben opferte, verdient Ludendorffs Entscheidung einen gewissen Respekt. Was wäre besser geworden, wenn man mit einem Waffenstillstandsangebot noch länger gewartet hätte? Das Problem war nicht, dass Ludendorff im Herbst 1918 den verlorenen Krieg abbrach. Das Problem war vielmehr, dass es ihm gelang, die Verantwortung für die Niederlage auf das demokratische Lager der deutschen Gesellschaft abzuwälzen.

Gerade wenn die Lage so war, wie Ludendorff sie wahrnahm, dass also die Moral der deutschen Soldaten beständig abnahm, hätte er zumindest erwägen können, parallel zu dem Waffenstillstandsangebot die besetzten Gebiete im Westen kampflos zu räumen und den Krieg auf diese Weise in einen offensichtlichen Verteidigungskampf für Deutschland umzuwandeln. Eine solche Entscheidung hätte ausserordentlichen Mut und grosse Entschlusskraft verlangt und wäre nicht ohne Risiko gewesen. Zumindest aber hätte sich Ludendorff auf Napoleon berufen können, von dem der Ratschlag stammt, bei einem militärischen Rückzug müsse man unbedingt weit genug zurückgehen. Stattdessen aber wurde der wochenlange Notenwechsel zwischen Berlin und Washington begleitet von ständigen, erzwungenen Geländeverlusten der deutschen Armee, was weder die Kompromissbereitschaft der Alliierten förderte noch die deprimierte Stimmung in der Heimat verbesserte.

Wie schon in der Broschüre vom März erwähnte Bauer auch in seinem Aufsatz vom Mai 1919 die Juden mit keinem Wort. Zwar sind auch von ihm Äusserungen mit antisemitischer Tendenz überliefert, doch empfand er gegenüber Juden keinen Hass, selbst wenn sie Kommunisten waren. So traf er sich Ende 1919 in Berlin mindestens ein Mal mit «Lenins Mann in Deutschland», Karl Radek, und verbrachte im Winter 1923/24 auf Einladung Leo Trotzki knapp drei Monate in der Sowjetunion, wo er sowohl von Trotzki selbst als auch von anderen führenden Politikern

wie Staatspräsident Kalinin, Außenminister Tschitscherin oder Geheimdienst-Chef Felix Dzierzynski empfangen wurde.

Der fehlende Judenhass Bauers war wohl auch der Grund dafür, warum Hitler nie die politische Nähe zu dem Mann suchte, der ihm so viele seiner Ideen gegeben hatte. Denn jemand, der über die inneren «Zersplitterung» des deutschen Volkes klagte, aber die Juden nicht als Gefahr sah, verhielt sich nach Hitlers Überzeugung wie ein Arzt, der an den Symptomen einer Krankheit «herumdokterte», ohne deren Ursache zu erkennen.

## VI.

### «UNERBITTLICHE VERGELTUNG»

Nirgendwo sonst in Deutschland war im Frühjahr 1919 die Enttäuschung aller Zukunftshoffnungen so gross wie in München. Der Schock von Versailles fiel dort zusammen mit dem bitteren Ende der Räterepublik und damit auch der Revolution.

Für Adolf Hitler hat sich in dieser Zeit plötzlich alles zu einem scheinbar schlüssigen Gesamtbild zusammengefügt. «Deutschland hatte einen Dolchstoss in den Rücken empfangen und war von den Juden niedergeworfen worden, von den Kriegsgewinnlern und Intriganten hinter der Front, von den verfluchten Bolschewiken in ihrer internationalen Verschwörung jüdischer Intellektueller.» Winston Churchill hat mit diesen Worten die Grundüberzeugung seines Kriegsgegners bemerkenswert klar beschrieben.<sup>1</sup>

Wie viele Deutsche war Hitler vermutlich schon im Herbst 1918 überzeugt, dass Deutschland den Krieg nicht wegen der äusseren Übermacht, sondern aufgrund innerer Schwäche verloren habe. In den nächsten Monaten scheint aber auch er von den grossen Zukunftshoffnungen, die die Revolution bei vielen Menschen weckte, nicht völlig unbeeindruckt gewesen zu sein. Jedenfalls gibt es kein Indiz dafür, dass er sich in irgendeiner Form gegen die neue politische Ordnung gewandt hätte. Seit dem Frühjahr 1919 allerdings, nach dem Doppelschock von Versailles und dem Scheitern der Räterepublik, setzte sich in ihm der Wahn fest, die Juden hätten die innere Schwäche Deutschlands herbeigeführt, die Oberst Bauer so detailliert beschrieb. Weil die Juden das deutsche Volk von innen «vergiftet» hätten, sei der Krieg verloren worden. Nicht im November 1918, sondern im Verlauf des Jahres 1919 wuchs in ihm «der Hass, der Hass gegen die Urheber dieser Tat», wie er in «Mein Kampf» schrieb.<sup>2</sup>

Schon in Österreich hatte Hitler «eine glühende und mystische Bewunderung für Deutschland und das deutsche Volk» entwickelt, wie es



Churchill formulierte.<sup>3</sup> Es waren aber nie die Deutschen selbst, die Hitler liebte, oder ihre Kultur und Geschichte. Es war ein idealisiertes, abstraktes Deutschland, das er anbetete und das die emotionale Leere füllte, die sonst in seinem Leben herrschte. Der Psychoanalytiker Werner Bohleber hat darauf hingewiesen, dass gerade erfolglose und beziehungsgestörte Menschen dazu neigen, ein Ideal der «Gleichheit, Reinheit und Einheit» aufzurichten. Es gibt diesen Menschen eine Art Sicherheit und hilft ihnen, in einer widersprüchlichen und von Konflikten geprägten Wirklichkeit eine eigene Identität zu finden. Auch im Islamismus und anderen radikalen Ideologien spielt dieses Phänomen eine wichtige Rolle.<sup>4</sup>

Hitlers einziger Jugendfreund August Kubizek hat glaubhaft beschrieben, wie sich der spätere Diktator schon in Linz und Wien ganz seinen Traum von einem «deutschen Idealstaat» hingegeben habe, in dem alle Probleme und Widersprüche der Gegenwart gelöst sein würden. Dieses «Reich» sei zum Ziel aller seiner unerfüllten Wünsche und Sehnsüchte geworden. «Geriet er mit einer politischen Überlegung in die Sackgasse und wusste nicht sogleich weiter, so hiess es kurzerhand: Diese Frage wird das Reich lösen.»<sup>5</sup> Bewunderung für das nahe und doch so ferne «Reich» war in den deutschsprachigen Gebieten der k.u.k. Monarchie nicht ungewöhnlich. Bei Hitler nahm sie aber schon früh extreme Formen an.

Während er in seinen Traumwelten lebte, waren seine Kontakte zu anderen Menschen von Hemmungen und tiefem Misstrauen geprägt. Nach Kubizeks Schilderungen hatte Hitler schon als junger Mann gegen emotionale und körperliche Nähe einen starken Widerwillen, konnte sich aber umso mehr an seinen Fantasien – und auch an Wagner-Opern – berauschen. Sehr viel später nahm auch Joachim von Ribbentrop an Hitler «etwas unbeschreiblich Distanzierendes» wahr. Kubizek beschrieb seinen früheren Freund als leicht reizbaren und in ständiger Unruhe lebenden Mann, der zugleich von dem Drang getrieben war, für alles und jedes eine umfassende Erklärung zu finden. «Ich habe niemals erlebt, dass er sich mit leichter Hand über etwas hinweggesetzt hätte. Jede Sache musste auf den Grund durchschaut und daraufhin geprüft werden, wie sie sich in das grosse Ziel, das er sich gesetzt hatte, einfügen würde.»<sup>6</sup> Für Verschwörungstheorien sind solche Menschen besonders empfänglich, geben sie ihnen doch das Gefühl, endlich hinter eine vermeintliche «Fassade» blicken zu können.

Das Verhältnis der beiden jungen Männer war vor allem dadurch geprägt, dass Hitler lange Vorträge hielt und Kubizek mehr oder weniger gebannt zuhörte. Kubizek, der ebenfalls keine anderen Freunde hatte, war sowohl von Hitlers Fantasie als auch von seiner Ernsthaftigkeit fasziniert.<sup>7</sup> «Ich staunte wohl, mit welcher unheimlicher Vorstellungskraft sich mein Freund in dieser Traumwelt zurecht fand, viel besser als in der realen Welt, die ihn umgab. Aber ich ahnte natürlich nicht, dass das, was für mich nur müßiges Spiel der Phantasie oder romantisches Schwärmen war, für ihn viel mehr bedeutete.»<sup>8</sup> Den seit Ende 1904 bestehenden Kontakt zu Kubizek brach Hitler schliesslich im Sommer 1908 abrupt und vollständig ab, ohne dass es zu einem ernsteren Streit gekommen wäre. So wie Kubizek waren ihm im Grunde auch alle anderen Menschen egal. Nicht egal war ihm aber, was er unter «Deutschland» verstand. Auch Kubizek schreibt von einer «bedingungslosen Hingabe», mit der sich Hitler seiner Vorstellung vom deutschen Volk verschrieben habe. «Allein in diesem Volke lebte er.»<sup>9</sup>

In München hatte Hitler dann im August 1914 die euphorischen Momente des Kriegsbeginns erlebt und war mit der verzückten, scheinbar zu einem Körper zusammengewachsenen Nation verschmolzen, die seinem Leben durch den Einsatz an der Front auch erstmals einen Sinn gab. Doch dann hatte sich das Land gespalten und schliesslich trotz glänzender Siege und gewaltiger Opfer den Weltkrieg verloren. Wenn er nun einen Schuldigen fand, der die Nation erst im Inneren zersetzt und dann durch die Revolution den Zusammenbruch herbeigeführt hatte, konnte er sein eigenes, idealisiertes Bild von Deutschland für sich retten. Nun bot ihm plötzlich der ganze antisemitische Schund, den er bereits in seiner Wiener Zeit in sich aufgesogen hatte, eine Erklärung für die verzweifelte Lage Deutschlands.

Eine wichtige Rolle spielten dabei die berüchtigten «Protokolle der Weisen von Zion», die bereits vor dem Ersten Weltkrieg von Mitarbeitern des russischen Geheimdienstes fabriziert worden waren, um die zaristische Regierung von einer Liberalisierung des politischen Systems abzuhalten. Ausgerechnet im Sommer 1919 erschien dieses perfide Machwerk erstmals in einer deutschen Übersetzung. Anhand von fingierten Mitschriften geheimer Sitzungen einer «jüdischen Zentrale» wird darin unter anderem dargelegt, die Juden würden vor allem durch

die geschickte Manipulation der Presse andere Völker beherrschen und dadurch ihre eigenen Ziele erreichen. «Die Hauptaufgabe unserer Geheimbünde besteht darin, die öffentliche Meinung durch eine zersetzende Beurteilung aller Vorgänge in ihrer Widerstandskraft zu lähmen», heisst es unter dem Stichwort «Die Bedeutung unserer zersetzenden Urteilskraft». An anderer Stelle planen die fiktiven Verschwörer, den verarmten Arbeitern «einen allgemeinen Menschheitsdienst im brüderlichen Sinne» vorzugaukeln. In Wahrheit werde man aber dafür sorgen, dass die Arbeiter noch mehr Hunger litten und noch effektiver ausgebeutet werden könnten.<sup>10</sup> Der Idealist Kurt Eisner erschien im Lichte dieses Textes plötzlich wie der gut getarnte Agent eines geheimen Netzwerkes zur Errichtung der jüdischen Weltherrschaft.

Der ungewöhnliche Verlauf der Revolution in München erschien Hitler wie die nachträgliche Bestätigung aller antisemitischen Verschwörungstheorien, mit denen er schon in Wien in Berührung gekommen war und die in den «Zionistischen Protokollen» noch einmal in aller Ausführlichkeit ausgebreitet wurden. Noch im Mai 1943 sagte er zu Goebbels, die Protokolle könnten «absolute Echtheit beanspruchen», da sie die Weltherrschaftspläne der Juden korrekt wiedergäben.<sup>11</sup>

Erst die Geschehnisse in München liessen ihn zu der Überzeugung kommen, die Juden würden zunächst mit scheinbar «harmlosen» demokratischen Parolen für den Umsturz der bestehenden Verhältnisse sorgen und dann den «Bolschewismus» errichten, der aber nichts weiter sei als die Tarnung ihrer eigenen Herrschaft. «Der Tod Eisners», so schrieb er in seinem Buch, «beschleunigte nur die Entwicklung und führte endlich zur Rätediktatur, besser ausgedrückt zu einer vorübergehenden Judenherrschaft, wie sie ursprünglich den Urhebern der ganzen Revolution als Ziel vor Augen schwebte.»<sup>12</sup>

Nicht im November 1918, sondern irgendwann in der Zeit vom Frühjahr bis zum Herbst 1919 hat Hitler «beschlossen», Politiker zu werden. Die Legende vom Erweckungserlebnis in Pasewalk hat er selbst korrigiert, und zwar in einer Ansprache vor den Oberbefehlshabern der Wehrmacht nach dem Polenfeldzug am 23. November 1939. «Der erste Entschluss war 1919, als ich nach langen inneren Kämpfen Politiker wurde und den Kampf gegen meine Feinde aufnahm», erklärte er den versammelten Generälen. «Das war der schwerste Entschluss von allen.»

Grundlage für seine aktuellen Erfolge sei die Tatsache, dass er zu Beginn seiner politischen Arbeit «die Zeitereignisse von damals» und die «Ursachen der damaligen Geschehnisse» gründlich studiert habe. Daraus habe er «den festen Willen» entwickelt, «brutale Entschlüsse zu ziehen». In dem Vortrag kündigte Hitler Angriffe auf weitere Länder an und erwähnte immer wieder den Ersten Weltkrieg. So stünden seine Chancen «heute anders als bei der Offensive 1918», da Deutschland militärisch stärker sei. «Das Ganze bedeutet den Abschluss des Weltkrieges, nicht eine Einzelaktion». Er beendete die Rede mit der Ankündigung, er «werde in diesem Kampf stehen oder fallen. Ich werde die Niederlage meines Volkes nicht überleben. Nach aussen keine Kapitulation, nach innen keine Revolution.»<sup>13</sup>

Am 9. Mai 1919, sechs Tage nach Niederschlagung der Räterepublik und zwei Tage nach Bekanntwerden der Friedensbedingungen von Versailles, hatte Hitler tatsächlich zum ersten Mal eine Tätigkeit mit politischer Bedeutung aufgenommen. Er wurde Mitglied der «Untersuchungskommission über die Revolutionsvorgänge beim 2. Infanterieregiment». Aufgabe dieser Einheit war es, alle Soldaten aufzuspüren und zu verhaften, «denen Zugehörigkeit zur Roten Armee oder spartakistische, bolschewistische, kommunistische Umtriebe nachgewiesen werden».<sup>14</sup> Nach Ansicht seines damaligen Vorgesetzten, des Hauptmanns Karl Mayr, erfüllte der damals 30-jährige Gefreite seine Aufgabe offenbar so gut, dass er für die Reichswehr schon bald Fortbildungskurse über «staatsbürgerliches Denken» in einem Lager bei Augsburg abhalten durfte. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er sein Redetalent. Spätestens zu dieser Zeit dürfte Hitler auch mit den Schriften Max Bauers in Berührung gekommen sein.

Als Anfang September 1919 ein ehemaliger Teilnehmer dieser Kurse, ein gewisser Adolf Gemlich aus Ulm, nähere Informationen zur «Judenfrage» wünschte, reichte Mayr diese Anfrage an Hitler weiter. Sein Antwortbrief, der auf den 16. September 1919 datiert ist, ist bekanntlich der früheste Beleg für Hitlers Antisemitismus. Hitler schrieb, dass die Juden «unbedingt Rasse und nicht Religionsgemeinschaft» seien, dass es ihnen nur ums Geld ginge und sie «den nationalen Stolz» eines Volkes durch «schamloses Erziehen zum Laster» zerstörten. Nach dieser Wiedergabe weit verbreiteter Klischees waren im letzten Drittel des Briefes bereits die ersten Umrissse seines besonderen Antisemitismus zu erkennen.

Recht unvermittelt bezeichnete er das «Wirken» der Juden als «Rassentuberkulose der Völker» und verglich sie damit zum ersten Mal mit einer tödlichen Krankheit. «Letztes Ziel» des Antisemitismus müsse «unverrückbar die Entfernung der Juden überhaupt» sein. Gleich im Anschluss stellte er fest, die Revolution sei nicht auf einen «einheitlichen nationalen Willen unseres Volkes zurückzuführen». Stattdessen hätten die Juden die Unzufriedenheit des Volkes schlau ausgenutzt. Sie seien die Einzigen, die «aus der Neubildung der deutschen Verhältnisse» einen Nutzen zögen und daher auch «die treibenden Kräfte der Revolution» gewesen. Da die gegenwärtige Regierung auf die Unterstützung der Juden angewiesen sei, unterdrücke sie die antisemitische Bewegung und verhindere den «Kampf des betrogenen Volkes gegen seine Betrüger».<sup>15</sup> Damit hatte Hitler seinen zentralen Vorwurf an die Juden formuliert: Sie seien verantwortlich für die Novemberrevolution und hätten damit das deutsche Volk betrogen.

Einen Monat später, am 3. Oktober 1919, besuchte Hitler im Auftrag der Reichswehr eine Versammlung von Anton Drexlers Deutscher Arbeiterpartei (DAP) im Münchner Sterneckerbräu. Am Tag darauf bat er seinen Vorgesetzten Mayr, dieser Partei beitreten zu dürfen, da ihre Mitglieder «den Gedanken des Frontsoldaten sprechen».<sup>16</sup> DAP-Gründer Drexler hatte sich 1917 der Vaterlandspartei angeschlossen und auf diese Weise zu der Überzeugung bekannt, dass für den Gewinn des Weltkriegs jedes Opfer vertretbar sei, sich der Sieg dann aber auch lohnen müsse. Noch im März 1918 hatte er in München zur politischen Unterstützung von Ludendorffs Frühjahrsoffensiven einen «Arbeiterrausschuss für einen guten Frieden» gegründet. Nun aber war der Krieg verloren und eine Frage beherrschte die politischen Diskussionen im nationalistischen Lager Deutschlands: Wie konnte es so weit kommen?

Hitler nahm in der DAP rasch eine dominierende Rolle ein. «Wer waren die Führer der blutigen Räteherrschaft in Bayern?», heisst es in seinen überlieferten Stichworten für eine Rede im November 1919. «Der Jude Mühsam, der Jude Landauer, der Jude Levien, der Jude Leviné, der russische Jude Axelrod, auch Eisner war ein Jude.»<sup>17</sup> Und so wie die «Juden Lieb knecht, Luxemburg und Radek» den Spartakistenaufruch in Berlin angeführt hätten, sei auch Erzberger ein Jude. Der Unterzeichner des Waffenstillstandsvertrags wurde nicht nur von Hitler, sondern auch

von anderen Angehörigen des nationalistischen Lagers immer wieder als Jude bezeichnet. Dabei nutzte man die Tatsache aus, dass die Bevölkerung seines schwäbischen Heimatdorfes Buttenhausen rund zur Hälfte aus jüdischen Viehhändlern und ihren Angehörigen bestand.

Am 6. April verlas Hitler bei einer Versammlung der mittlerweile in NSDAP umbenannten Partei im Münchner Hofbräuhaus mehrere Proklamationen aus der Revolutionszeit und fragte: «Ja, wo sind und bleiben denn diese schönen Versprechungen?» Zum ersten Mal kündigte er nun offen die «Ausrottung» der Juden an: «Wir wollen keine Gefühlsantiseptika sein, die Pogromstimmung erzeugen wollen, sondern es beseelt uns die unerbittliche Entschlossenheit, das Übel an der Wurzel zu packen und mit Stumpf und Stiel auszurotten.» Lebhaften Beifall verzeichnete das Protokoll an dieser Stelle. «Um unser Ziel zu erreichen», so fuhr er fort, «muss uns jedes Mittel recht sein, selbst wenn wir uns mit dem Teufel verbinden müssten.»<sup>18</sup>

Elf Tage später sagte er in einer weiteren Parteiversammlung an gleicher Stelle die paradoxen Sätze: «Heldhaft hat unser Volk den Krieg gewonnen. Viereinhalb Jahre hat es bedurft, um unser Volk so weit zu vergiften, dass es sich dann selbst besiegte.» Schon vor dem Krieg hätten nicht «Alldeutsche», sondern «Alljuden» den entscheidenden Einfluss auf die deutsche Politik gehabt. «Während wir», so fuhr er fort, «viereinhalb Jahre lang draussen Not und Entbehrungen erdulden und Todesängste ausstehen mussten, haben sich daheim Tausende in der skrupellosesten Weise zu bereichern gesucht und das deutsche Volk systematisch im Innern untergraben.» Anschliessend forderte er, dem deutschen Volk «das Gefühl des Hasses gegen alles Fremde» einzuimpfen. «Wir müssen das Gift ausser und in uns ausmerzen, wenn wir wieder genesen wollen.»<sup>19</sup> Diese Worte fielen fast auf den Tag genau 25 Jahre, bevor er am 29. April 1945 im Bunker sein politisches Testament diktierte, das mit der Aufforderung zum «unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum» endete. Gift und Vergiftung: Seit dem Frühjahr 1920 hatte Hitler immer wieder diese Worte benutzt, wenn er über die Gründe für die Niederlage Deutschlands im Weltkrieg sprach.

Hitler hatte das Bedürfnis, seinem Judenhass durch historische Rückblicke eine Art «wissenschaftliche» Dimension zu geben. Am 13. August 1920 hielt er im Münchner Hofbräuhaus eine rund zweistündige Re-

de unter dem Titel «Warum sind wir Antisemiten?», der sich noch eine Diskussion anschloss.<sup>20</sup> In grosser Ausführlichkeit entwickelte er dort eine wirre Rassentheorie, die sowohl von Wiener Antisemiten wie Guido von List als auch von den «Zionistischen Protokollen» beeinflusst war. Die Arier, so führte er aus, stammten ursprünglich aus den nördlichen Teilen der Welt, wo sie «in jenen unerhörten Eiswüsten» durch die «Göttin der Not» das Prinzip der Arbeit entdeckt hätten. Dieses habe ihnen nach der Übersiedlung in südlichere Gefilde die Fähigkeit zur Staatsbildung gegeben. Da den Juden diese Eigenschaft fehle, wirkten sie «unbedingt staatenzerstörend» und setzten an die «Stelle der Autorität der Vernunft die so genannte Autorität der Majorität», die sie wiederum durch die Presse zu steuern wüssten. Historisch gesehen, habe der Jude erst den Fürsten gedient, dann für die Demokratie gekämpft und mache sich in der Gegenwart selbst zum Diktator. Es gebe keine guten und bösen Juden. Jeder Jude arbeite «ganz genau der Bestimmung seiner Rasse entsprechend, denn die Rasse oder wollen wir lieber sagen Nation und was damit zusammenhängt Charakter usw. liegt, wie der Jude selbst erklärt, im Blut, und dieses Blut zwingt jeden Einzelnen, entsprechend diesen Grundsätzen zu handeln, mag es nun der leitende Kopf einer Partei sein, die sich demokratisch nennt, sich sozialistisch heisst. Oder ein Kopf der Wissenschaft, der Literatur oder ein ganz gewöhnlicher Auslagenanpreisler.» In der anschliessenden Diskussion sagte er, nachdem Deutschland durch die Not des Krieges «reif» für einen Umsturz geworden sei, hätten die Juden am 9. November 1918 «ihre Revolution» gemacht.

Hitlers ohnehin schon extremen Hassgefühle verstärkten sich noch einmal, als sich die internationale Lage nach dem vergleichsweise ruhigen Jahr 1920 wieder verschärfte. Immer wieder forderte er nun, dass alle, die für die Niederlage Deutschlands im Weltkrieg verantwortlich seien, sterben müssten. Nach langwierigen Verhandlungen hatten die Kriegsgegner Deutschlands Anfang 1921 die Höhe der deutschen Reparationen festgelegt: 226 Milliarden Goldmark, zahlbar über einen Zeitraum von 42 Jahren. Einige Wochen später wurde diese Forderung auf 132 Milliarden Goldmark in 66 Jahresraten abgemildert. Abgesehen davon, dass dies tatsächlich sehr hohe Summen waren, hatten die Alliierten erneut viel zu viel Zeit verstreichen lassen, bevor sie gegenüber Deutschland Klarheit schufen; seit der Unterzeichnung des Friedensvertrags wa-



*Am 9. November 1923 unternahmen Hitler und Ludendorff in München ihren erfolglosen Putschversuch. Auch der ehemalige General behauptete mittlerweile, die Juden seien schuld daran, dass Deutschland den Ersten Weltkrieg verloren habe.*

ren immerhin schon fast zwei Jahre vergangen. Die vom demokratischen Lager gestellte Reichsregierung aus SPD, Zentrum und DDP lehnte die Forderungen zunächst als untragbar ab, wurde dann aber nach einem Kanzlerwechsel durch die ultimative Drohung, das Ruhrgebiet zu besetzen, zur Annahme gezwungen. Überreicht wurde dieses «Londoner Ultimatum» vom britischen Premierminister Lloyd George, der es dann einige Jahre später gegenüber Theodor Wolff als Fehler bezeichnete, dass Deutschland im November 1918 den Waffenstillstand unterschrieben hatte.

Hitler reagierte auf die Entwicklung im Frühjahr 1921 mit Rachechwüren gegen die «inneren Feinde des Volkes», die er für die Niederlage im November 1918 verantwortlich machte. So forderte er am 28.



April «Protest um Protest aber nicht gegen den Herrn Lloyd George, der sich darüber nicht einmal schnäuzt, sondern gegen diese Bande von Hundsföttern, die uns in dieses unermessliche Elend gestürzt hat und unter uns die ausschliessliche Schuld trägt». Hitler verlangte, «Nationalverbrecher» wie Matthias Erzberger vor einen «Staatsgerichtshof» zu stellen. «Wir erwarten aber unbedingt, dass angesichts der zwei Millionen bester Deutscher, die für unser Volk verbluteten, der 800'000 Krüppel, deren Opfer aber durch diese staatsverbrecherischen Schurken heute wertlos ist, die also um ihr Leben und ihre Gesundheit betrogen wurden, dass ihre und unsere Verderber nicht den Tod erleiden durch eine ehrenvolle Kugel, sondern durch den Strang.»<sup>21</sup>

In seinem zweiten, unveröffentlicht gebliebenen Buch hiess es, er gestehe «freimütigst, dass ich mich mit jedem der damaligen Gegner versöhnen könnte, aber dass mein Hass gegen die Verräter unseres Volkes in den eigenen Reihen ein unversöhnlicher ist und bleibt.»<sup>22</sup> Das war keine leere Phrase: Im September 1936 empfing er eben jenen Lloyd George zu einem dreistündigen Gespräch auf dem Berghof, das in sehr entspannter Atmosphäre verlief. Es sollte eine Begegnung mit bemerkenswerten Folgen werden.

Die «Vergifter unseres Volkes» waren es, gegen die sich Hitlers Hass richtete und für die er im Januar 1922 ein «blutigstes Strafgericht» forderte.<sup>23</sup> «Man bleibe uns fern mit der Phrase *Versöhnung*«, schrieb er zur gleichen Zeit. «Hass, brennenden Hass wollen wir in die Seelen der Millionen unserer Volksgenossen giessen, so lange bis einst die eine Flamme von Zorn in Deutschland aufbrennt, die die Verderber unseres Volkes zur Rache zieht.»<sup>24</sup>

1921 traf Hitler zum ersten Mal mit Ludendorff zusammen. Trotz ihrer jahrelangen politischen Nähe gab es zwischen dem ehemaligen General, der sich so gern als «Feldherr» bezeichnete, und dem ehemaligen Gefreiten einen wichtigen Unterschied. Ludendorff ging es vor allem darum, seine eigene Rolle im Weltkrieg zu rechtfertigen und jede Verantwortung für die Niederlage von sich zu weisen. «Sein Geist trug den doppelten Flor. Um Deutschland und um Ludendorff», erinnerte sich Theodor Wolff an ein Abendessen mit ihm im Frühjahr 1919. Um sich selbst zu entlasten, hatte auch Ludendorff bald die Juden als Schuldige für die Niederlage ausgemacht. «Unter der richtigen Anleitung», so beschrieb es

Wolff, «fielen ihm, wie man zu sagen pflegt, die Schuppen von den Augen, und er begriff, dass der Krieg nicht infolge der feindlichen Übermacht, nicht durch das Eingreifen der Amerikaner, nicht durch die verspotteten Tanks, nicht durch strategische Fehler, nicht durch die Irrtümer der Westoffensive, nicht durch das Hervorbrechen der tot geglaubten französischen Armee beim Walde von Villers-Cotterêts,<sup>25</sup> sondern einzig und allein durch die Gebote des Talmud verloren und zugleich er selber von einem alttestamentarischen Komplott erdolcht worden war.» Ludendorff wurde aus seiner Selbstgerechtigkeit heraus zum Antisemiten, nicht aus Rachedurst. Anders als Hitler nannte er die Juden meist gemeinsam mit den beiden anderen «überstaatlichen Mächten», den Katholiken und den Freimaurern, die er ebenfalls für den Zusammenbruch Deutschlands verantwortlich machte. «Auch sein Hass hatte Format», schrieb Wolff, «sein Hirn war nicht mit Bildern von Verfolgungen und Strafen angefüllt.»<sup>26</sup>

Hitler hingegen war von der Obsession getrieben, er müsse die Niederlage rückgängig machen und die «Schuldigen» dafür töten. Und so wie er 1921 gefordert hatte, nicht gegen das «Londoner Ultimatum» Lloyd Georges, sondern gegen die inneren Feinde des deutschen Volkes sei der Kampf zu führen, lehnte er im Januar 1923 auch den passiven Widerstand gegen die Besetzung des Ruhrgebiets ab, der damals von allen anderen politischen Parteien unterstützt wurde. Bereits am Tag des Einmarsches französischer und belgischer Truppen gab er vor 9'000 Anhängern im Münchner Zirkus Krone die Parole aus: «Nicht nieder mit Frankreich! Sondern nieder mit den Novemberverbrechern!», ein Ausdruck, den er fortan immer wieder gebrauchte.<sup>27</sup> In der damaligen, emotional extrem aufgeheizten Stimmung war seine Position in der Öffentlichkeit nur sehr schwer zu vertreten, doch sie entbehrte nicht einer gewissen Logik. Wenn man die Grundüberzeugung des nationalistischen Lagers in Deutschland teilte, dass der Weltkrieg wegen innerer Schwäche verloren wurde, war es tatsächlich sinnlos, eine konfrontative Aussenpolitik zu betreiben, solange diese innere Schwäche nicht behoben war. Erst nach fünf Jahren einer «nationalen Reinigungsdiktatur», so verkündete er am 15. Januar, werde auch aussenpolitisch «der Umschwung kommen».<sup>28</sup> Dies entsprach recht genau der Zeitspanne, die Hitler später brauchte, um nach der Machtübernahme 1933 zu der offen aggressiven Aussenpolitik seit dem Frühjahr 1938 überzugehen.

Zwei Wochen nach Beginn der Ruhrbesetzung, als er wegen seiner Ablehnung des passiven Widerstands auch im nationalistischen Lager stark unter Druck stand, umriss Hitler in einem Beitrag für den «Völkischen Beobachter» seine politischen Grundüberzeugungen.<sup>29</sup> Zunächst stellte er die Frage, ob Deutschland den Weltkrieg wegen äusserer Übermacht verloren habe. «Nein und dreimal nein!», lautete seine Antwort. «Nein, was das deutsche Volk erst lähmte und später in seinem innersten Mark zerfrass», sei das «Gift einer Lehre» gewesen, die «im ersten Rausch der Begeisterung 1914 dem oberflächlichen Betrachter als überwunden schien, um mit desto heftigerer Wirksamkeit innerlich weiterzufressen.» Die Juden hätten den Marxismus nur zu dem Zweck erfunden, um damit die Arbeiter zu verführen. «Er ist die Waffe, die der internationale Welt- und Börsenjude zur Eroberung dieser Welt braucht.» Den Millionen Deutschen, die den «Flötentönen ihrer internationalen Führer» gefolgt seien, müsse man verzeihen, zumal die Staatsführung zu wenig gegen den Marxismus unternommen habe. «Den Zehntausenden jedoch, die bewusst aus reiner Schurkenhaftigkeit heraus diesen grössten Gaunerstreich der Weltgeschichte organisierten und leiteten, dem deutschen Volk die Waffe aus der Faust stahlen und die Fessel der goldenen Internationale mit anlegen halfen, kann nimmermehr verziehen werden.» Für sie könne es «nur eine einzige Sühne geben: es ist die einer unerbittlichen Vergeltung.» Eine «Einheitsfront» im Ruhrkampf sei nicht möglich, weil sich «zwischen uns und den Volksbetrü gern, Arbeiterverführern und bürgerlichen Parteiverbrechern zwei Millionen Tote schieben». Stattdessen sei «der grosse National- und Vaterlandsverräter zu vernichten. Und dieser fanatische Entschluss zu einer notwendigen Reinigung des deutschen Blutes, er wird uns unendliche Kräfte zuführen». Damit hatte Hitler den Kern seiner Weitsicht in aller Klarheit enthüllt.

Am 8. November 1923 dann, zum fünften Jahrestag der Novemberrevolution, unternahm er gemeinsam mit Ludendorff in München den Versuch, gewaltsam die Macht zu erobern. Auch seine «Proklamation an alle Deutschen» richtete sich gegen die Feinde im Inneren und nicht gegen die Kriegsgegner Deutschlands. «Fünf Jahre sind heute vollendet, seit dem Tage, da unter dem Gejohle elender Deserteure, aus Gefängnissen entkommenen Verbrechern das deutsche Heldenvolk den Todesstoss des Verrats erhielt», hiess es in dem Text. Ausführlich zitierte Hitler nun Pa-

rolen aus der Revolutionszeit und fragte im Anschluss: «Und was ist gekommen? Zusammengebrochen steht heute unser unglückseliges Volk am Rande seines eigenen Grabes.» Anschliessend schilderte er das Schicksal Deutschlands und die angebliche «Verkommenheit» seiner gegenwärtigen politischen Führung in den grellsten Farben. Zum Abschluss der Proklamation hiess es: «In dieser Erkenntnis wurde am 8. November 1923, am Jahrestage der tiefsten deutschen Schmach, die Regierung der Novemberverbrecher zu Berlin für abgesetzt erklärt und eine neue provisorische Nationalregierung wie folgt proklamiert». Ludendorff sollte «Reichsverweser» werden, Hitler Reichskanzler, «beide mit diktatorischen Vollmachten».

Die Gefängnisstrafe, die Hitler für seinen dilettantischen Putschversuch erhielt, gab ihm nun nach Jahren eines extrem rastlosen Lebens die willkommene Gelegenheit, sein Weltbild im Zusammenhang darzulegen. Es entstand der erste Teil seines Buches «Mein Kampf».

## VII.

### DAS BUCH VON HASS UND QUAL

«Zu Anfang des 20. Jahrhunderts lebte in einem süddeutschen Gefängnis ein junger Mann, der ein sehr dickes Buch schrieb; der junge Mann war kein Schriftsteller, er wurde auch nie einer, aber er schrieb ein sehr dickes Buch, das den Schutz der Unlesbarkeit genoss, aber in vielen Millionen Exemplaren verkauft wurde: es konkurrierte mit der Bibel! Es war das Buch eines Mannes, dessen Augen nichts gesehen hatten, der in seinem Inneren nichts anderes hatte als Hass und Qual, Ekel und manch Widerwärtiges noch – er schrieb ein Buch, und wir brauchen nur die Augen aufzuschlagen: wohin wir blicken, sehen wir die Zerstörungen, die auf das Konto dieses Menschen gehen, der sich Adolf Hitler nannte und keine Augen gehabt hatte, um zu sehen: seine Bilder waren schief, sein Stil war unerträglich – er hatte die Welt nicht mit dem Auge eines Menschen gesehen, sondern in der Verzerrung, die sein Inneres sich davon gebildet hatte.»<sup>1</sup>

Es sind treffende Worte, die Heinrich Böll 1952 in seinem «Bekenntnis zur Trümmerliteratur» für den schreibenden Adolf Hitler fand. Denn tatsächlich war dieser junge Mann von nichts so sehr getrieben wie Hass und Qual und Ekel. In einem Punkt aber irrte Böll. Das von Todes-, Krankheits- und Rachevisionen durchzogene Buch «Mein Kampf» ist bei weitem nicht so unlesbar, wie immer wieder behauptet wird. Hitler war kein Stilist, neigte zur häufigen Substantivierung von Verben («das Erkennen der Tatsache») und pflegte ein oft schwer erträgliches Pathos. Doch welcher Hass ihn trieb und welche grausigen Ziele er verfolgte, lässt sich aus seinem Buch klar und eindeutig herauslesen. Es gibt wenige Politiker, die vor ihrem Machtantritt so offen ihre politischen Grundüberzeugungen beschrieben und zugleich einen so freimütigen Einblick in ihr Gefühlsleben gestattet haben wie Adolf Hitler. Niemand, der ihn wählte oder ihm zujubelte, konnte behaupten, man habe nicht wissen können, was er wirklich wollte.

«Eine Abrechnung» lautet der Titel des ersten, in der Haft geschriebenen Teils von «Mein Kampf» – es ist die «Abrechnung» mit jenen, die für ihn die Schuld an der Niederlage Deutschlands im Weltkrieg trugen. Wie kann der November 1918 erklärt werden und welche Schlussfolgerungen sind daraus zu ziehen? Dies ist das zentrale Thema des Buches. Alle in «Mein Kampf» aufgestellten und später umgesetzten Forderungen, von den Kriegszielen über die Bündnispolitik und die Bedeutung der Propaganda bis hin zur Sterilisierung Behinderter, leiten sich aus dieser Kernfrage ab. «Der tiefste und letzte Grund des Unterganges des alten Reiches», schrieb er, «lag im Nichterkennen des Rasseproblems und seiner Bedeutung für die geschichtliche Entwicklung der Völker.»<sup>2</sup> Fast wörtlich wiederholte er diese Behauptung noch einmal im Kapitel «Volk und Rasse»: Die letzte und ausschlaggebende Ursache des deutschen Zusammenbruchs im November 1918 sei «das Nichterkennen des Rasseproblems und besonders der jüdischen Gefahr» gewesen. «Die Niederlagen auf dem Schlachtfelde im August 1918 wären spielend leicht zu ertragen gewesen. Sie standen in keinem Verhältnis zu den Siegen unseres Volkes.» Nicht wegen dieser militärischen Rückschläge habe Deutschland den Krieg verloren, «sondern gestürzt wurden wir von jener Macht, die diese Niederlagen vorbereitete, indem sie seit vielen Jahrzehnten planmässig unserem Volke die politischen und moralischen Instinkte und Kräfte raubte, die allein Völker zum Dasein befähigen und damit auch berechtigen».<sup>3</sup> Nicht das deutsche Volk hatte im Krieg versagt, wie etwa Max Bauer behauptete, sondern es war nach Hitlers Überzeugung von den Juden erst «vergiftet» und dann «verraten» worden.

Indem er die Juden zu den Schuldigen für die Niederlage Deutschlands im Weltkrieg machte, konnte er sich das Unerklärbare doch noch erklären und dem Sinnlosen doch noch einen Sinn geben. In «Mein Kampf» bezeichnet er es sogar als «grosses Glück» für das deutsche Volk, «dass die Zeit seiner schleichenden Erkrankung plötzlich in einer so fürchtbaren Katastrophe abgekürzt wurde, denn im anderen Falle wäre die Nation wohl langsamer, aber umso sicherer zugrunde gegangen». Es sei kein Zufall, dass die Menschheit der Pest leichter Herr geworden sei als der Tuberkulose. «Die eine kommt in schrecklichen, die Menschheit aufrüttelnden Todeswellen, die andere im langsamen Schleichen; die eine führt zur entsetzlichen Furcht, die andere zur all-

mählichen Gleichgültigkeit.» Genauso verhalte es sich auch «mit Erkrankungen von Volkskörpern». Wolle man die Krankheit heilen, wofür äusserste Entschlossenheit notwendig sei, müsse man zunächst einmal die «Erreger von den durch sie hervorgerufenen Zuständen» unterscheiden. Das sei umso schwerer, «je länger die Krankheitsstoffe in dem Volkskörper sich befinden», denn es könne leicht geschehen, «dass man nach einer bestimmten Zeit unbedingt schädliche Gifte als Bestandteil des eigenen Volkstums ansieht».<sup>4</sup> So wollte er sich wohl selbst erklären, dass er die Juden lange Zeit für ungefährlich gehalten hatte. Ausführlich beschrieb er daraufhin all jene Zustände, die aus seiner Sicht durch den jüdischen Einfluss hervorgerufen waren. «Der Bolschewismus der Kunst», «Die Schmähung grosser Vergangenheit» oder «Die Verprostitutionierung der Volks-Seele» lauteten die entsprechenden Schlagworte, wobei er seiner oft sexuell aufgeladenen Fantasie freien Lauf liess.

Schliesslich kam er zu seinem zentralen Thema, dem «Zusammenbruch» Deutschlands im November 1918. «Mussten sich nicht die Gräber all der Hunderttausenden öffnen, die im Glauben an das Vaterland einst hinausgezogen waren, um niemals wiederzukehren?» fragte er. «Mussten sie sich nicht öffnen und die stummen, schlamm- und blutbedeckten Helden als Rachegeister in die Heimat senden, die sie um das höchste Opfer, das auf dieser Welt der Mann seinem Volke zu bringen vermag, so hohnvoll betrogen hatte?»<sup>5</sup> Ein solcher «Rachegeist» wollte er selbst werden, wie er während der Niederschrift des Buches gegenüber Rudolf Hess bekannte. Erst ruhig, dann stockender und schliesslich unter Tränen las er ihm am 29. Juni 1924 auf der Festung Landsberg die Passage über die Fahrt an die Front 1914 vor und sagte dann: «Oh, ich werde erbarmungslos und fürchterlich Rache nehmen, an dem Tag, an dem ich es kann! Ich nehme Rache im Namen der Toten, die ich dann vor mir seh!»<sup>6</sup>

In jeder Auseinandersetzung, so legte er sich die Welt zurecht, gebe es drei Gruppen: die Kämpfer, die Lauen und die Verräter.<sup>7</sup> Die Kämpfer im Weltkrieg waren die Soldaten an der Front, die Lauen die Politiker in der Heimat – und als Verräter machte er die Juden aus und alle diejenigen, die sich bewusst oder unbewusst in den Dienst ihrer Interessen stellten. Den Arbeitern könne man allerdings keinen Vorwurf machen, denn sie hatten sich ja nur von der marxistischen Ideologie verführen lassen,

die von den Juden zu genau diesem Zweck erfunden worden sei. Die Masse der sozialistisch beeinflussten Arbeiter galt es zurückzugewinnen für «die nationale Sache», weshalb es auch wichtig war, dass die von ihm geführte politische Bewegung den Namen Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei trug. Die Überzeugung, dass die marxistischen Arbeiter noch nicht ganz für die Nation verloren waren, leitete er aus der Tatsache ab, dass sich viele von ihnen im August 1914 ebenso von der Kriegsbegeisterung anstecken liessen wie andere Bevölkerungsgruppen. Hitler beschrieb dies mit der misslungenen Formulierung, die Arbeiter hätten sich damals «aus der Umarmung dieser giftigen Seuche gelöst».<sup>8</sup>

So wie Hitler die Juden beschuldigte, sie hätten die Deutschen mit falschen Versprechungen zur Novemberrevolution verführt und erst später ihre wahren Ziele enthüllt, warf er ihnen auch vor, zu Beginn des Weltkrieges ihre wirklichen Absichten verschleiert zu haben. Als Reaktion auf die Kriegsbegeisterung der Arbeiter habe «das jüdische Führerpack» sich die «Tarnkappe der Lüge über die Ohren» gezogen und die nationale Begeisterung «mitgemimt». Gleich zweimal erwähnte Hitler in diesem Zusammenhang die Eröffnung des Reichstags am 4. August 1914 im Berliner Schloss, als Kaiser Wilhelm II. den berühmten Satz sagte, er kenne keine Parteien mehr, sondern nur Deutsche. Anschliessend kamen die anwesenden Parteiführer seiner Aufforderung nach und versprachen ihm in die Hand, dass sie mit ihm «durch dick und dünn, durch Not und Tod» durchhalten würden.

Wie sehr Hitler von Max Bauer beeinflusst war, wird auch daran deutlich, dass er in diesem Zusammenhang einen Irrtum aus dessen im Mai 1919 erschienener Schrift «Der Irrwahn des Verständigungsfriedens» übernahm. Im Rückblick auf die Stimmung im August 1914 hatte Bauer geschrieben: «Im Weissen Saal des Königlichen Schlosses sangen, ein noch nie gesehener Vorgang, die Abgeordneten nach Verlesung der Thronrede die Nationalhymne, legten die Parteiführer feierlich in die Hand des Kaisers, unter Verpfändung ihres Manneswortes, das Gelöbnis unbedingter Hingabe an die grosse Sache des Vaterlandes nieder.» Bauers Schilderung erweckte den Eindruck, als habe auch die SPD – damals die mit Abstand stärkste Partei – an der Zeremonie am 4. August 1914 teilgenommen und später ihr Wort gebrochen. Unter Bezug auf diese Zeremonie schrieb Hitler in «Mein Kampf», als erster deutscher Kaiser



habe Wilhelm II. «den Führern des Marxismus die Hand zur Versöhnung gereicht. Während sie die kaiserliche Hand noch in der ihren hielten, suchte die andere schon nach dem Dolche.» Gleich im Anschluss folgten die berühmten Sätze: «Mit dem Juden gibt es kein Paktieren, sondern nur das harte Entweder – Oder. Ich aber beschloss, Politiker zu werden.»<sup>9</sup>

Auch wenn es zutrifft, dass die SPD-Fraktion am 5. August im Reichstag den Kriegskrediten zustimmte, waren ihre Abgeordneten bei der Zeremonie im Berliner Schloss nicht anwesend und gaben gegenüber Wilhelm II. auch keinen Treueschwur ab.<sup>10</sup> Wichtigster Repräsentant der SPD war damals Hugo Haase, der sich mit Friedrich Ebert den Parteivorsitz und mit Philipp Scheidemann den Fraktionsvorsitz teilte. Gegen seine eigene Überzeugung beugte er sich am 5. August der Mehrheitsmeinung in seiner Partei und begründete die Bewilligung der Kriegskredite im Reichstag mit den Worten, man lasse «das Vaterland in der Stunde der Gefahr nicht im Stich». Von Kriegsbegeisterung war in seiner kurzen, nachdenklichen Rede nichts zu spüren. Stattdessen warnte er vor den grauenhaften Folgen eines grossen europäischen Krieges. Haase, der jüdischer Abstammung war, wurde 1917 Gründungsvorsitzender der USPD und übernahm am 10. November 1918 zusammen mit Ebert die Leitung der Übergangsregierung, des «Rats der Volksbeauftragten».

Auch an anderer Stelle von «Mein Kampf» erwähnte Hitler den angeblichen Meineid der «Marxisten» am 4. August 1914 und liess dabei seinen Massenmordfantasien freien Lauf. Im Anschluss an die emotionsgeladene Schilderung seiner Fahrt an die Front folgte der Vorwurf an die Juden, sie hätten im August 1914 ihre wahren Absichten verschleiert. «Nun wäre aber der Zeitpunkt gekommen gewesen, gegen die ganze betrügerische Genossenschaft dieser jüdischen Volksvergifter vorzugehen.» Nach seinen Worten wäre es «die Pflicht einer besorgten Staatsregierung gewesen, nun, da der deutsche Arbeiter wieder den Weg zum Volkstum gefmden hatte, die Verhetzer dieses Volkstums unbarmherzig auszurotten. Wenn an der Front die Besten fielen, dann konnte man zu Hause wenigstens das Ungeziefer vertilgen.» Stattdessen aber habe Wilhelm II. den «hinterlistigen Meuchelmördern» die Hand zur Versöhnung gereicht und den «meineidigen Verbrechern» damit die Möglichkeit gegeben, insgeheim die Revolution vorzubereiten. «Man musste rücksichtslos die gesamten militärischen Machtmittel einsetzen zur Ausrot-

tung dieser Pestilenz.» Gleich im nächsten Satz schrieb er: «Die Parteien waren aufzulösen, der Reichstag wenn nötig mit Bajonetten zur Vernunft zu bringen, am besten aber sofort aufzuheben.»<sup>11</sup>

Diese Ankündigung konnte er bereits in der ersten Jahreshälfte 1933 umsetzen und benötigte dafür nicht einmal «Bajonette». Ein staatlich organisierter Massenmord unter Einsatz der «gesamten militärischen Machtmittel» war in Friedenszeiten allerdings nicht zu verwirklichen, das wusste auch Hitler. Es gibt in «Mein Kampf» eine Passage, in der er zumindest andeutet, dass er die Juden nur in einem neuen Krieg würde umbringen können. Im Kapitel über die Wirkung von «Kriegspropaganda» schrieb er recht unvermittelt: «Wenn aber Völker um ihre Existenz auf diesem Planeten kämpfen, mithin die Schicksalsfrage von Sein oder Nichtsein an sie herantritt, fallen alle Erwägungen von Humanität und Ästhetik in ein Nichts zusammen und scheiden aus.»<sup>12</sup> Klarer ausgedrückt: Ein staatlich organisierter Massenmord war nur in der politischen und emotionalen Ausnahmesituation eines Krieges möglich. Bewusst oder unbewusst hat Hitler seine öffentliche Ankündigung vom 30. Januar 1939, ein neuer Weltkrieg werde zur «Vernichtung der jüdischen Rasse» in Europa führen, später immer wieder auf den Tag des Kriegsbeginns am 1. September 1939 verlegt.

Manche Historiker vertreten die Ansicht, Hitlers Judenhass sei auch und vor allem taktisch motiviert gewesen. Indem sich die Aggression auf eine kleine, klar abgrenzbare und zudem von vielen Deutschen mit Vorurteilen belegte Gruppe richtete, habe er seiner politischen Bewegung einen starken Identifikationskern gegeben. Es ist richtig, dass Hitler die taktischen Vorteile, die ihm der Antisemitismus bot, zu nutzen wusste, wozu er sich in «Mein Kampf» auch offen bekannte. Doch schon seine hasserfüllte Sprache ging weit über das Mass hinaus, das für taktische Zwecke notwendig gewesen wäre. Das gilt umso mehr für die millionenfache Ermordung der Juden. Die Deutschen wussten darüber oft mehr, als sie sich nach dem Krieg eingestehen wollten. Doch es lässt sich nicht behaupten, dass Hitler dadurch zusätzliche Popularität gewonnen hätte. Dass er dennoch die Entscheidung traf, einen millionenfachen Massenmord in Auftrag zu geben, macht deutlich, wie ernst ihm die «Endlösung der Judenfrage» war und dass für ihn die Aspekte der Machtsicherung dahinter zurücktraten.

Vor allem im zweiten Teil von «Mein Kampf», den er nach seiner Entlassung aus der Festungshaft verfasste, bemühte sich Hitler sehr intensiv darum, seine rassistische Weltanschauung «wissenschaftlich» zu begründen. Auch wenn die marxistische Lehre bei weitem anspruchsvoller, ausgereifter und auch humaner war als Hitlers Weltanschauung, erfüllte sie doch für die meisten Kommunisten einen ähnlichen Zweck wie die Rassentheorie für die Nazis: Sie gab den Anhängern der jeweiligen Bewegung das Gefühl, auf der Grundlage von wissenschaftlichen Erkenntnissen zu handeln. Die emotional wirklich treibende Kraft war jedoch die Kriegserfahrung, bei den Nationalsozialisten ebenso wie bei den Kommunisten. Nur die wenigsten von ihnen hatten die theoretischen Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels wirklich gelesen oder gar verstanden. Nichts aber gab den kommunistischen Parteien Europas nach 1918 so viel inneren Zusammenhalt wie der Vorwurf, das kapitalistische System sei für den Tod von Millionen Menschen im Weltkrieg verantwortlich. Ernst Toller fand dafür die prägnante Formel: «Die Frage der Kriegsschuld verblasst vor der Schuld des Kapitalismus.» Nicht für das Vaterland wurde der Krieg geführt, so schrieb er, sondern «für Gold, für Land, für Erz, für Öl, für lauter tote Dinge sterben, hungern, verzweifeln die Menschen».<sup>13</sup> Es war im Kern das, was Lenin meinte, wenn er vom «imperialistischen Krieg» sprach. Diese Grundüberzeugung trug auch über 1945 hinweg. Die SED und die anderen kommunistischen Parteien in Mittel- und Osteuropa zogen einen Grossteil ihrer – dann mit den Jahrzehnten immer schwächer werdenden – Legitimation aus dem Vorwurf, der Kapitalismus habe nun sogar zwei verheerende Weltkriege ausgelöst.

Bei allen grundsätzlichen moralischen Unterschieden befanden sich radikale Antisemiten und radikale Sozialisten vor dem Ersten Weltkrieg in einer ähnlichen Ausgangsposition. In allen europäischen Ländern stellten sie eine kleine politische Minderheit dar, ohne Aussicht auf die Regierungsgewalt. In jenen Ländern, die den Krieg verloren hatten, boten sie dann jedoch ein Erklärungsmuster an, das vielen Menschen als plausibel erschien. So auch Adolf Hitler. Die antisemitischen Verschwörungstheorien, mit denen er schon in Wien in Berührung gekommen war, hatten bei ihm zunächst keine nachweisbare emotionale Reaktion ausgelöst. Doch nachdem im Mai 1919 das wahre Ausmass der Niederlage feststand, konnte er sich damit die Katastrophe erklären.

Wollte man den Ersten Weltkrieg für Deutschland doch noch gewinnen, lag es nahe, zunächst die grosse Eroberung im Osten zurückzuerlangen, die schon einmal gelungen und im November 1918 wieder verloren gegangen war. Beim zweiten Mal aber würde es im Hinblick auf diese Gebiete keine Kompromisse zwischen Nationalisten und Demokraten geben, sondern nur eine radikale nationalistische Lösung: die Ausbeutung, Kolonisierung und «rücksichtslose Germanisierung» Osteuropas. Schon im Mai 1921 hatte Hitler den Frieden von Brest-Litowsk auf extrem nationalistische Weise interpretiert, indem er feststellte, dieser Vertrag habe durch den «Erwerb von Grund und Boden» die Ernährung Deutschlands sicherstellen sollen.<sup>14</sup> Hitler benötigte allerdings eine Begründung, warum Deutschland eine derart grosse Fläche annekieren sollte. Er stellt nun immer wieder abstruse Berechnungen über das Verhältnis von Bevölkerungszahl und Fläche an, mit denen er zu begründen versuchte, dass Deutschland expandieren müsse.

Die Auffassung, dass eine wachsende Bevölkerung zusätzlichen Raum benötige, ging auf den Briten Cecil Rhodes (1853-1902) zurück und war auch von Lenin in seinem 1917 erschienenen Werk «Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus»<sup>15</sup> zitiert worden. Cecil Rhodes, der als einer der wichtigsten Vertreter des britischen Imperialismus gilt, hatte 1895 im Londoner East End eine Versammlung von Arbeitslosen besucht. Anschliessend sagte er zu einem Freund, er habe die dort gehörten, emotionsgeladenen Reden «als einzigen Schrei nach Brot, Brot» empfunden und sei seitdem mehr denn je von der Bedeutung des Imperialismus überzeugt. Das grosse Ziel sei die Lösung der sozialen Frage. «Um die vierzig Millionen Einwohner des Vereinigten Königreichs vor einem mörderischen Bürgerkrieg zu schützen, müssen wir Kolonialpolitiker neue Ländereien erschliessen, um den Überschuss an Bevölkerung aufzunehmen, und neue Absatzgebiete schaffen für die Waren, die sie in ihren Fabriken und Minen erzeugen». Das Empire sei für ihn eine «Brot- und Butter-Frage», sagte Rhodes, der dem Staat Rhodesien seinen Namen gab und nach dem noch heute das wichtigste Auslandsstipendium der Universität Oxford benannt ist.

Hitler übernahm diese Argumentation und verband sie mit seinem Judenhass. Da es in Deutschland eine jährliche Bevölkerungszunahme «von nahezu neunhunderttausend Seelen» gebe, drohe die Gefahr einer

«Hungerverelendung», warnte er in seinem Buch. Um dies zu vermeiden, müsse Deutschland «zur Ansiedlung der überlaufenden Volkszahl» neuen Grund und Boden erwerben, aber «nicht etwa in Kamerun», sondern «im grossen und ganzen nur auf Kosten Russlands».<sup>16</sup> Das Schicksal habe den Deutschen «hier einen Fingerzeig» gegeben, wie er dann im zweiten Teil von «Mein Kampf» schrieb. Durch den Bolschewismus, den er ja stets nur als jüdisches Herrschaftsinstrument sah, habe das russische Volk jene Intelligenz verloren, «die bisher dessen staatlichen Bestand herbeiführte und garantierte». An die Stelle dieser «fast restlos ausgerotteten Führungsschicht» sei nun «der Jude getreten». So wenig die Russen in der Lage seien, «das Joch der Juden abzuschütteln», so unmöglich sei es «dem Juden», den russischen Staat dauerhaft zu erhalten. «Er selbst ist kein Element der Organisation, sondern ein Ferment der Dekomposition. Das Riesenreich im Osten ist reif zum Zusammenbruch.» Das Ende der dortigen Judenherrschaft werde auch das Ende Russlands als Staat sein. «Wir sind vom Schicksal ausersehen, Zeugen einer Katastrophe zu werden, die die gewaltigste Bestätigung für die Richtigkeit der völkischen Rassentheorie sein wird.»<sup>17</sup> Hitler war offenbar fest davon überzeugt, dass sich Russland ebenso leicht erobern lassen werde wie es der Reichswehr im Frühjahr 1919 gelungen war, die Münchner Räterepublik niederzuschlagen, die er ja ebenfalls als letzte Stufe der «Judenherrschaft» interpretiert hatte.

Der von Hitler immer wieder benutzte Begriff «Ferment der Dekomposition» geht zurück auf den Althistoriker und Nobelpreisträger Theodor Mommsen (1817-1903). Im dritten, 1856 erschienenen Band seiner «Römischen Geschichte» hatte Mommsen das Verhältnis Julius Cäsars zum Judentum beschrieben. «Das merkwürdig nachgiebige zähe Volk», so Mommsen, «war in der alten wie in der heutigen Welt überall und nirgends heimisch und überall und nirgends mächtig.» So wie zuvor schon Alexander der Grosse habe auch Cäsar die Juden durch besondere Vorrechte gefördert und «ihren eigentümlichen Kult gegen die römischen wie gegen die griechischen Lokalpfaffen» geschützt. Beide Herrscher hätten dabei nicht daran gedacht, die Juden der hellenischen oder italisch-hellenischen Nationalität ebenbürtig zur Seite zu stellen. «Aber der Jude, der nicht wie der Okzidentale die Pandoragabe politischer Organisation empfangen hat und gegen den Staat sich wesentlich gleich-

gültig verhält; der ferner ebenso schwer den Kern seiner nationalen Eigentümlichkeit aufgibt als bereitwillig denselben mit jeder beliebigen Nationalität umhüllt und bis zu einem gewissen Grad der fremden Volkstümlichkeit sich anschmiegt – der Jude war ebendarum wie geschaffen für einen Staat, welcher auf den Trümmern von hundert lebendigen Politien erbaut und mit einer gewissermassen abstrakten und von vornherein verschliffenen Nationalität ausgestattet werden sollte.» Auch in der alten Welt sei das Judentum «ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition» gewesen und «insofern ein vorzugsweise berechtigtes Mitglied in dem Cäsarischen Staate, dessen Politie doch eigentlich nichts als Weltbürgertum, dessen Volkstümlichkeit im Grunde nichts als Humanität war.»<sup>18</sup>

Übertrug man Mommsens Sätze auf die Spaltung Deutschlands im Ersten Weltkrieg und unterstellte den Juden auch noch bösen Willen, konnten solche Aussagen zum Treibsatz für gewaltigen Hass werden. Am 26. April 1942, bei der letzten Sitzung des «Grossdeutschen Reichstags» in der Berliner Krolloper, bezog sich Hitler sogar direkt auf den berühmten Althistoriker. Am Beispiel der Sowjetunion, die er «das plastische Produkt dieser jüdischen Infektion» nannte, wiederholte er seine alte These, dass es den Juden zunächst darum gehe, eine «fanatisierte Masse zur Vernichtung ihrer Staatsgrundlagen anzufeuern». Anschliessend folge die Ausrottung der «nationalen Intelligenz» und die Vernichtung der kulturellen Grundlagen eines Volkes. «Was dann noch übrigbleibt, ist das Tier im Menschen und eine jüdische Schicht, die zur Führung gebracht, als Parasit am Ende den eigenen Nährboden zerstört. Diesem Prozess der, wie Mommsen sagt, von den Juden betriebenen Dekomposition von Völkern und Staaten hat nun das junge erwachende Europa den Kampf angesagt.»<sup>19</sup>

Auch Joseph Goebbels benutzte den Begriff «Ferment der Dekomposition» an einer zentralen Stelle. In seiner Sportpalastrede über den «totalen Krieg» am 18. Februar 1943, die über weite Strecken der indirekten Rechtfertigung des Völkermords diente, behauptete er, «hinter den vorstürmenden Sowjetdivisionen sehen wir schon die jüdischen Liquidationskommandos, hinter diesen aber erhebt sich der Terror, das Gespenst des Millionenhungers und einer vollkommenen europäischen Anarchie». Hier erweise sich «wiederum das internationale Judentum als das teuflische Ferment der Dekomposition, das eine geradezu zynische Genugtu-

ung dabei empfindet, die Welt in ihre tiefste Unordnung zu stürzen und damit den Untergang jahrtausendealter Kulturen, an denen es niemals einen inneren Anteil hatte, herbeizuführen».<sup>20</sup> Es ist bemerkenswert, dass Goebbels mit seiner Behauptung, hinter den «vorstürmenden Sowjetdivisionen» gebe es jüdische Liquidationskommandos, in Umkehrung genau das Verhalten der deutschen Einsatzgruppen hinter den Linien der Wehrmacht beschrieb. Die Äusserung von Goebbels sollte offenbar eine psychologisch entlastende Wirkung haben, denn dass es im Osten Massenerschiessungen von Juden gab, hatte sich in der Bevölkerung allgemein herumgesprochen.

Cecil Rhodes und Theodor Mommsen: Die Beispiele zeigen, wie Hitler zahlreiche Bruchstücke, die er irgendwo aufgelesen hatte, in sein Weltbild integrierte. Was ihn aber im Innersten wirklich trieb, war das unbändige Verlangen, die Niederlage im Ersten Weltkrieg sowohl zu rächen als auch rückgängig zu machen und damit dem Sinnlosen doch noch einen Sinn zu geben. Im Anschluss an seine Begründung für die Eroberung Russlands schrieb er ganz offen, «die Katastrophe des Jahres 1918» könne doch «noch von unendlichem Segen für die Zukunft unseres Volkes werden», wenn das deutsche Volk aus diesem Zusammenbruch heraus «zu einer vollständigen Neuorientierung seines aussenpolitischen Handelns» gelange.<sup>21</sup> Dann waren nach seiner Überzeugung auch die fast zwei Millionen deutschen Soldaten zwischen 1914 und 1918 nicht umsonst gestorben.

Das letzte Kapitel von «Mein Kampf» widmete Hitler der Rechtfertigung seines Verhaltens während der Ruhrbesetzung 1923. Hatte er während der Reparationskrise des Jahres 1921 immer wieder gefordert, dass alle diejenigen sterben müssten, die aus seiner Sicht für die Niederlage Deutschlands im Weltkrieg verantwortlich waren, so äusserte er im Zusammenhang mit der Ruhrkrise erstmals den Gedanken, die Juden in grosser Zahl mit Giftgas zu töten. Die Besetzung des Ruhrgebiets durch französische und belgische Truppen am 11. Januar 1923 hatte in Deutschland von rechts bis links eine gewaltige Welle der nationalen Empörung ausgelöst. Erneut erinnerte die Stimmung in Deutschland an jene vom August 1914. Doch wie bereits erwähnt, verweigerte sich Hitler als nahezu einziger Politiker des nationalistischen Lagers dem «Ruhrkampf» und forderte stattdessen, zunächst seien die inneren Feinde des deutschen Volkes zu vernichten. «So wie es sich im Jahre 1918 blutig gerächt hat, dass man 1914 und 1915 nicht dazu übergang, der marxisti-



*Demonstration gegen die Ruhrbesetzung 1923 in Berlin. Weil nach seiner Überzeugung der eigentliche Feind im Inneren stand, verweigerte sich Hitler dem «Ruhrkampf» und sprach in diesem Zusammenhang zum ersten Mal davon, die Juden mit Giftgas zu töten.*



schen Schlange einmal für immer den Kopf zu zertreten, so musste es sich auch auf das Unseligste rächen, wenn man im Frühjahr 1923 nicht den Anlass wahrnahm, den marxistischen Landesverrättern und Volksmördern endgültig das Handwerk zu legen.» Wie er sich das konkret vorstellte, offenbarte er wenige Zeilen später: «Hätte man zu Kriegsbeginn und während des Krieges einmal zwölf- oder fünfzehntausend dieser hebräischen Volksverderber so unter Giftgas gehalten, wie Hunderttausende unserer allerbesten deutschen Arbeiter aus allen Schichten und Berufen es im Felde erdulden mussten, dann wäre das Millionenopfer der Front nicht vergeblich gewesen.» Voraussetzung für jede erfolgreiche Aussenpolitik war nach seinen Worten «die Ausscheidung des marxistischen Giftes aus unserem Volkskörper». Denn ehe man gegen äussere Feinde kämpfen könne, müsse man erst den Feind im Inneren vernichten, «sonst wehe, wenn nicht der Sieg schon am ersten Tage den Kampf belohnt!»

Hitler räumte offen ein, dass er 1923 im nationalistischen Lager isoliert war. Die Kehle habe er sich bei dem Versuch «heiser geredet», seine Gesprächspartner davon zu überzeugen, «dass bei gleichen Fehlern wie im Jahre 1914 und den folgenden Jahren, zwangsläufig auch wieder ein Ende kommen würde wie 1918», berichtete er rückblickend. «Aber ich predigte tauben Ohren. Sie verstanden es alle besser, einschliesslich des Chefs der Wehrmacht, bis sie endlich vor der erbärmlichsten Kapitulation aller Zeiten standen.»<sup>22</sup> Den katastrophalen Verlauf des passiven Widerstands im Ruhrgebiet, der die Hyperinflation auslöste und einen volkswirtschaftlichen Schaden in gewaltiger Höhe anrichtete, musste er zwangsläufig als Bestätigung seiner Auffassungen empfinden.

Hitlers Verhalten im Krisenjahr 1923 zeigt besonders deutlich, dass seine Reden über eine «innere Vergiftung» Deutschlands nicht nur leere Rhetorik waren, sondern einer tiefen Überzeugung entsprachen. Es wäre für ihn viel einfacher gewesen, sich zumindest verbal dem «nationalen Widerstand» an der Ruhr anzuschliessen. Doch der damals 33-Jährige wählte bewusst den Weg in die Isolation und drohte allen NS DAP-Mitgliedern, die den zunächst überaus populären «Ruhrkampf» unterstützten, mit dem Parteiausschluss. Es war ein Irrtum, dass Deutschland den Weltkrieg wegen innerer Schwäche verloren hatte. Wenn man allerdings

diesem Irrglauben anhing, war es konsequent, erst die Ursache für diese innere Schwäche beseitigen zu wollen, bevor man einen neuen Kampf aufnahm. Es war mörderischer Wahnsinn, aber es hatte Methode.

Zwei Dinge liessen Hitler zum radikalsten und skrupellosesten Vertreter des nationalistischen Lagers in Deutschland werden: die Besessenheit, mit der er glaubte, die Juden hätten das deutsche Volk «vergiftet», und der abgrundtiefe Hass, der aus dieser Überzeugung entstand. Für beides, den Vergiftungswahn und die Fähigkeit zum grenzenlosen Hass, gibt es vermutlich eine Erklärung in seiner Lebensgeschichte.

## VIII.

### DEUTSCHLAND, TOTE MUTTER

Es wäre absurd, den Holocaust mit persönlichen Erlebnissen Hitlers erklären zu wollen. Trotzdem kann die Frage gestellt werden, warum er für die Behauptung, die Juden hätten den «deutschen Volkskörper vergiftet», so empfänglich war und warum daraus dieser abgrundtiefe Hass entstand. Seit 1919 lebte er im Ausnahmezustand, und auch seine Herrschaft glich in gewisser Weise einem permanenten Ausnahmezustand. Beruf, Familie, Freunde, auch Lebensfreude, innere Gelassenheit und die Fähigkeit zur Entspannung – alles, was einen Menschen nach einer kollektiven Gefuhlsaufwallung den Weg zurück in die Normalität finden lässt, fehlte bei Hitler. «Was andere Lebensgenuss nennen, verstand er überhaupt nicht», hatte schon sein einziger Jugendfreund August Kubizek in Linz bemerkt. «Wie schön hätte er sich bei seiner unzweifelhaften Begabung das Leben machen können, wie schwer aber machte er es sich! Dauernd stiess er sich an den Dingen und war mit aller Welt überworfen. Gerade jene gesunde Unbekümmertheit, die junge Menschen auszeichnet, war ihm gänzlich fremd.»<sup>1</sup>

Menschen mit einem ähnlichen familiären Hintergrund wie bei Hitler gibt es zu allen Zeiten und in allen Regionen dieser Welt. Ohne den verlorenen Weltkrieg wäre auch er mit hoher Wahrscheinlichkeit ein etwas sonderbarer und eigenbrötlicher Mann geblieben, der gegenüber seinen Mitmenschen jedoch keinen Schaden anrichtete. Erst die Ereignisse in Deutschland 1918/19 liessen bei ihm die extremen Hassgefühle hervorbrechen, die fortan sein Leben bestimmten. Politische Wirkung konnte er nur erzielen, weil seine individuelle Traumatisierung zusammenfiel mit der kollektiven Traumatisierung der deutschen Gesellschaft durch den verlorenen Weltkrieg. Das war vor allem deshalb der Fall, weil die Niederlage einen Verlauf genommen hatte, wie er sich psychologisch ungünstiger kaum denken lässt:

Vier Jahre lang gewaltige Opfer und grosse Siege, dann der plötzliche Abbruch des Krieges, die Revolution und mit ihr die Hoffnung auf eine Sinngebung des millionenfachen Todes – und schliesslich, mit einem halben Jahr Verzögerung, die ganze bittere Wahrheit.

Ein Schlüssel zu Hitlers Persönlichkeit liegt mit hoher Wahrscheinlichkeit in dem Spannungsverhältnis zwischen dem extrem gewalttätigen Vater und der fürsorglichen, ihren Sohn vergötternden Mutter. Klara Hitler war die 23 Jahre jüngere Nichte ihres Mannes Alois, der sie als Dienstmagd in seinen ständig wechselnden Wohnungen angestellt hatte. Während er noch mit einer anderen, ebenfalls sehr viel jüngeren Frau verheiratet war, begann er mit Klara eine sexuelle Beziehung. Nachdem seine Ehefrau an Tuberkulose gestorben war, heiratete er Klara, die ihn aber weiterhin «Onkel» nannte. Sie wurde immer wieder schwanger, doch innerhalb von zweieinhalb Jahren starben ihre ersten drei Kinder. Adolf war das erste Kind, das überlebte.

Wie allgemein bekannt ist, wurde Adolf von seinem Vater immer wieder schwer misshandelt. Seine Schwester Paula berichtete nach dem Krieg, ihr Bruder habe den gemeinsamen Vater «zu extremer Strenge» herausgefordert und sei jeden Tage schwer verprügelt worden. Die Gewaltausbrüche von Alois Hitler waren unberechenbar, oft fanden sie unter Alkoholeinfluss statt. Einmal nahm die Familie sogar an, der Vater habe seinen Sohn totgeschlagen. Goebbels schrieb in seinem Tagebuch, Hitler habe «fast genau dieselbe Jugend durchgemacht wie ich. Der Vater Haustyran, die Mutter eine Quelle der Güte und Liebe». Gegenüber seiner Sekretärin sagte Hitler, er habe seinen Vater nicht geliebt, sondern gefürchtet. «Er war jähzornig und schlug sofort zu. Meine arme Mutter hatte dann immer Angst um mich.»<sup>2</sup> Auch Adolfs Halbbruder Alois junior wurde von seinem Vater so schwer misshandelt, dass er bereits im Alter von 14 Jahren die Familie verliess und jeden Kontakt mit ihr abbrach.

Regelmässige, hasserfüllte Schläge und harte, ungerechte Bestrafungen lösen in jedem Kind das Bedürfnis nach Rache und Vergeltung aus. «Ein schwer bestrafte Kind träumt von Rache. Es ist unfähig, die Notwendigkeit von Tadel und Regeln einzusehen, und spürt keinerlei Zärtlichkeit», schreibt der amerikanische Kinderpsychiater W. Hugh Missildine in seinem Standardwerk «In dir lebt das Kind, das du warst».<sup>3</sup> Auch Erwachsene können noch immer von einem tief sitzenden Rachebedürfnis erfüllt sein. Da die Eltern des misshandelten Kindes nach Missildines

Worten «im Allgemeinen von der Bühne des Lebens als Erwachsener abgetreten sind, kann sich sein Rachegefühl auf anderen Wegen Luft machen.» Der Mensch, der als Kind von Hass und dem Bedürfnis nach Vergeltung erfüllt war, könne als Erwachsener nur schwer Befriedigung finden. «Sein Leben ist dem Bedürfnis seines Kindes von früher gewidmet, ‚Satisfaktion‘ zu bekommen.»

Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, dass Hitler seinen Vater als Anhänger jener «weltbürgerlichen Anschauungen» beschrieb, als deren Träger er das Judentum sah und die er für eine zentrale Ursache des deutschen Zusammenbruchs im Herbst 1918 hielt. Er erinnere sich nicht, so die entsprechende Passage von «Mein Kampf», in seinem Elternhaus zu Lebzeiten des Vaters jemals das Wort «Jude» gehört zu haben. «Ich glaube, der alte Herr würde schon in der besonderen Betonung dieser Bezeichnung eine kulturelle Rückständigkeit erblickt haben. Er war im Laufe seines Lebens zu mehr oder minder weltbürgerlichen Anschauungen gelangt, die sich bei schroffster nationaler Gesinnung nicht nur erhalten hatten, sondern auch auf mich abfärbten.»<sup>4</sup>

Alois Hitler starb, als Adolf 13 Jahre alt war, also kurz vor dem Zeitpunkt, an dem der Sohn seinem Vater körperlich gewachsen gewesen wäre und sich wenigstens einmal erfolgreich hätte zur Wehr setzen können. Der plötzliche Tod von Alois Hitler bei einem Wirtshausbesuch am Morgen des 3. Januar 1903 verhinderte ausserdem, dass der Sohn seinen Vater jemals schwach oder hilfebedürftig erlebte. Alois verschwand als der brutale, übermächtige, aber natürlich auch bewunderte Mann aus Adolfs Leben, der er als Vater immer gewesen war.

Ganz anders als das Verhältnis zu seinem Vater war Hitlers Beziehung zu seiner Mutter. Sie war der einzige Mensch, zu dem er jemals eine tiefe emotionale Bindung aufgebaut hat. Hitler gehörte zu den Männern, die sich selbst im fortgeschrittenen Alter emotional nicht von ihrer Mutter lösen können. Immer trug er ein Bild von ihr mit sich, eine Zeit lang auch als Medaillon auf der Brust, stellte ein weiteres in jedem seiner Arbeitszimmer auf und hängte es auch über seine Betten.<sup>5</sup> Zumindest symbolisch trennte er sich durch die Heirat mit Eva Braun erst dann von der Mutter, als sein Entschluss zum Selbstmord feststand. Bei der «Hochzeitsfeier» im Bunker gestand er dann zum ersten und einzigen Mal offen ein, dass der Nationalsozialismus gescheitert sei und nie wieder aufleben werde.<sup>6</sup>



*Nach dem plötzlichen Tod seines gewalttätigen Vaters Alois im Januar 1903 entwickelte Adolf Hitler eine sehr enge Beziehung zu seiner Mutter Klara. Sie starb Ende 1907 qualvoll an Brustkrebs, was auf eine Blutvergiftung unbekanntem Ursprungs zurückgeführt wurde.*

Ebenso extrem wie seine lebenslange Bindung an die Mutter, die jede andere Frauenbeziehung ausschloss, war seine Reaktion bei ihrem Tod. Klara Hitler hatte sich im Januar 1907 wegen starker Brustschmerzen an den Allgemeinarzt Eduard Bloch gewandt. Er diagnostizierte eine Krebserkrankung und ordnete die Amputation der betroffenen Brust an. Rund drei Wochen nach der Operation wurde Klara Hitler als «geheilt» aus der Klinik entlassen und nahm ihre Hausarbeit wieder auf. Sie wohnte damals mit ihren beiden am Leben gebliebenen Kindern, dem 17-jährigen Adolf und der elfjährigen Paula, sowie ihrer geistig behinderten Schwester Johanna in Linz. Nachdem Adolf die Realschule in Steyr zwei Jahre zuvor ohne Abschluss verlassen hatte, lungerte er zu Hause herum und träumte davon, ein grosser Künstler oder Architekt zu werden. Irgendwann in den Monaten nach ihrer Entlassung aus der Klinik gab Klara Hitler ihrem Sohn die ersehnte Erlaubnis, sich an der Kunstakademie in Wien zu bewerben. Der in Wirklichkeit todkranken Frau ging es im Sommer 1907 noch so gut, dass sie die Praxis von Dr. Bloch am 2. Juli und dann erst wieder am

2. September besuchte. Vermutlich reiste sie in dieser Zeit zu ihren Verwandten ins Waldviertel.

Offenbar in dem Glauben, seine Mutter sei vom Krebs geheilt oder zumindest gesundheitlich stabil, fuhr Adolf Anfang September nach Wien, um dort am 1. und 2. Oktober die Aufnahmeprüfung an der Kunstakademie abzulegen, die er bekanntlich nicht bestand. «Ich war vom Erfolg so überzeugt, dass die mir verkündete Ablehnung mich wie ein jäher Schlag aus heiterem Himmel traf», erinnerte er sich in «Mein Kampf». Dieser Misserfolg muss für den mittlerweile 18-Jährigen umso niederschmetternder gewesen sein, als ihm sein gewalttätiger Vater verboten hatte, Künstler zu werden. Erst die Mutter hatte ihm nach langem Zögern die Teilnahme an der Akademieprüfung erlaubt, und diesem hart erkämpften Vertrauen hatte er sich nun nicht als würdig erwiesen. Das Verbot des Vaters, Künstler zu werden, hat wohl vor allem in Hitlers Vorstellung existiert, denn es ist wenig wahrscheinlich, dass er als 12- oder 13-Jähriger bereits ernsthafte Berufswünsche geäußert hat. Kubizek erinnerte sich, dass die Autorität des Vaters auch nach seinem Tod im Bewusstsein der Familie noch sehr präsent war.

Nach der deprimierenden Absage durch die Kunstakademie blieb er zunächst in Wien, ohne seine Mutter über den Misserfolg zu informieren. Erst nachdem er vermutlich von einer Nachbarin erfahren hatte, dass sich der Gesundheitszustand Klaras während seiner Abwesenheit dramatisch verschlechtert hatte, kehrte er nach Linz zurück. Dort teilte ihm Bloch in einem längeren Gespräch mit, dass seine Mutter sterben werde. Innerlich zutiefst aufgewühlt, ging Hitler daraufhin zu Kubizek, der damals in einer Matratzenwerkstatt arbeitete und den er seit seiner Rückkehr aus Wien noch nicht wieder getroffen hatte. «Da stand eines Vormittags, eben als ich voll Eifer die Matratzen füllte, Adolf in der Werkstätte», schrieb Kubizek über diese Begegnung. «Elend sah er aus. Sein Gesicht war von einer fast durchsichtigen Blässe, die Augen waren trübe, die Stimme klang rau. Aber ich spürte, welcher Ansturm jähren Schmerzes sich hinter dieser eisigen Haltung verbarg.»

Fast ohne Begrüssung sei es aus Hitler herausgeplatzt: «„Unheilbar, sagt der Arzt“, dies war alles, was Adolf hervorbrachte. Ich erschrak über diese eindeutige Diagnose. Wahrscheinlich war er von Doktor Bloch über den Zustand seiner Mutter informiert worden. Vielleicht hatte er noch einen anderen Arzt zu Rate gezogen. Aber er konnte sich mit diesem harten Urteil nicht abfinden.

Feuer kam in seine Augen. Zorn blitzte auf. ‚Unheilbar – was heisst das?‘ stiess er hervor. ‚Nicht, dass Leiden unheilbar ist, sondern nur, dass die Ärzte es nicht zu heilen vermögen. Meine Mutter ist doch noch gar nicht alt. Siebenundvierzig Jahre ist doch kein Alter, in dem man unbedingt sterben muss. Aber sooft die Ärzte mit ihrer Weisheit zu Ende sind, heisst es sogleich unheilbar. Vielleicht' wenn meine Mutter in einer späteren, fortschrittlicheren Epoche leben würde und an der gleichen Krankheit zu leiden hätte, könnte man sie heilen.‘»

Brustkrebs galt damals als Folge einer Blutvergiftung unbekanntem Ursprungs. Der französische Chirurg Alfred Velpeau hatte 1854 eine entsprechende Theorie aufgestellt, die auch international viel Beachtung fand und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein nahezu unangefochten blieb.<sup>7</sup> Hitler war mit dieser Theorie vertraut, denn bei einem seiner Tischgespräche beklagte er sich im März 1942 darüber, dass es der Wissenschaft noch nicht gelungen sei, die krebsauslösenden Gifte ausfindig zu machen.<sup>8</sup>

Niemals zuvor, so erinnerte sich Kubizek noch Jahrzehnte später an die Begegnung in der Matratzenwerkstatt, habe er seinen damaligen Freund mit solcher «Bitterkeit und Leidenschaft» sprechen hören. Für Hitler und seine Mutter begann nun ein wochenlanges, gemeinsam durchlebtes Martyrium. Nach der Schilderung Kubizeks, der in dieser Zeit häufig die Wohnung der Familie besuchte, stellte Adolf sowohl das Bett Klara Hitlers als auch das Sofa, auf dem er schlief, in die geheizte Küche, damit er auch nachts immer in der Nähe seiner Mutter sein konnte. «Adolf las ihr jeden Wunsch von den Augen ab und war auf das Zärtlichste um sie bemüht», erinnerte sich Kubizek. Eine solche «einzigartige seelische Harmonie zwischen Mutter und Sohn» habe er nie wieder erlebt; sein Freund habe sich in diesen Wochen «völlig vergessen» und nur noch in aufopfernder Sorge um die Mutter gelebt.<sup>9</sup> Auch Bloch erinnerte sich Jahrzehnte später nach seiner Auswanderung in Amerika daran, dass Adolf Hitler jeden Tag «in innigster Liebe» stundenlang am Bett seiner sterbenden Mutter gestanden habe, «jede ihrer Bewegungen beobachtend, um rasch ihr kleine Hilfsleistungen angedeihen lassen zu können». Und seine Schwester Paula berichtete ebenfalls von einer «überströmenden Zärtlichkeit», mit der ihr Bruder die gemeinsame Mutter in den letzten Wochen ihres Lebens umsorgt habe.



Bloch hat Klara Hitler in den letzten Wochen vor ihrem Tod auch mit hoch dosiertem Jodoform behandelt. Um ihre Qualen zu lindern, legte er Gaze-Tücher mit diesem Wirkstoff auf die schwärende Brustwunde. Wegen seines unangenehmen Geruchs, des hohen Preises und der Schädlichkeit bei hohen Dosierungen wird Jodoform heute in der Medizin kaum noch verwendet. Diese Tatsache hat den amerikanischen Historiker Rudolph Binion zu der Vermutung geführt, Hitlers Judenhass sei auch darauf zurückzuführen, dass seine Mutter von ihrem jüdischen Hausarzt Bloch falsch behandelt wurde.<sup>10</sup> Diese Theorie ist jedoch nicht überzeugend, denn Hitler hat nie Zweifel an der damals weit verbreiteten Jodoform-Behandlung geäußert und Bloch auch nie irgendwelche Vorwürfe gemacht. Im Gegenteil: Nach dem «Anschluss» Österreichs im März 1938 stellte er den noch immer in Linz lebenden Arzt sogar unter seinen Schutz. Anders als der Glasermeister Samuel Morgenstern und andere österreichische Juden, die Hitler persönlich kannte, konnte der damals 66-jährige Mediziner seine finanziellen Angelegenheiten regeln, seinen Besitz regulär verkaufen und zwei Jahre später mit seiner Frau nach New York emigrieren, wo er 1945 in New York starb. Bis zuletzt konnte er sich nicht erklären, warum aus dem jungen fürsorglichen Mann, den er 1907 kennengelernt hatte, ein fanatischer Antisemit und skrupelloser Kriegstreiber geworden war.

Obwohl die todkranke Patientin von ihrem Arzt auch Morphium erhielt, litt Klara Hitler immer wieder unter starken Schmerzen, «die ihren Sohn zu foltern schienen», wie sich Bloch in den USA erinnerte. «Er machte jedes Mal ein gepeinigtes Gesicht, wenn er sah, dass ihre Züge sich vor Schmerz verkrampften». Auch seinem Freund Kubizek berichtete Hitler verzweifelt, seine Mutter leide unter fürchtbaren Schmerzen. Klara Hitler starb schliesslich am frühen Morgen des 21. Dezember 1907.

Auf dieses Ereignis reagierte der damals 18-jährige Hitler mit einer Heftigkeit, die über die normale Trauer eines fast erwachsenen Mannes über den Verlust der Mutter weit hinausging. In seiner jahrzehntelangen Berufstätigkeit habe er «nie einen jungen Menschen gesehen, der vor Schmerz und Gram so namenlos unglücklich gewesen wäre» wie der junge Hitler beim Tod seiner Mutter, erinnerte sich Eduard Bloch 1941. Nach der Beerdigung von Klara Hitler habe er das Gefühl gehabt: «Hier steht ein Mensch vor dir, dem ein Stück seines Herzens, seines Ichs entrisen worden ist.» Nie habe er in seinem Leben «eine innigere Liebe»

beobachten können als zwischen Adolf und Klara Hitler.<sup>11</sup> Auch Kubizek war überzeugt, dass der spätere Diktator «mit seiner Mutter das einzige Wesen auf Erden verlor, auf das sich seine Liebe konzentrierte und das ihm diese ebenso vollkommen erwidert hatte». Tatsächlich scheint diese Frau auch über den Tod hinaus alle positiven Gefühle absorbiert zu haben, zu denen Hitler gegenüber anderen Menschen fähig war. In «Mein Kampf» schrieb er selbst, dass der Verlust seiner Mutter für ihn ein entsetzlicher «Schlag» gewesen sei, da er seinen Vater «verehrt», seine Mutter aber «geliebt» habe.<sup>12</sup>

Hitler hat in seinem Buch selbst eine Verbindung zwischen dem Verlust seiner vergötterten Mutter und der Niederlage Deutschlands im Weltkrieg hergestellt. Seine Reaktion auf den Waffenstillstand im November 1918 in Pasewalk beschrieb er mit den Worten: «Während es mir um die Augen wieder schwarz ward, tastete und taumelte ich zum Schlafsaal zurück, warf mich auf mein Lager und grub den brennenden Kopf in Decke und Kissen. Seit dem Tage, da ich am Grabe der Mutter gestanden, hatte ich nicht mehr geweint.» Auch wenn er das Geschehen möglicherweise dramatisiert hat, ist es nicht unglaubwürdig, dass er die Nachricht als Schock empfand, zumal er auch noch unter den Folgen seiner Vergiftung durch Gelbkreuzgas litt. Er schilderte seine Reaktion auf die Nachricht vom Waffenstillstand wie diejenige eines Menschen, der einen entsetzlichen Schicksalsschlag erlitten hat: «Was folgte, waren entsetzliche Tage und noch böseren Nächten – ich wusste, dass alles verloren war.»<sup>13</sup> Doch dann fuhr er nach München, und alles schien nicht so schlimm zu sein. In der Stadt herrschte eine revolutionäre Aufbruchstimmung, und Kurt Eisner verkündete voller Pathos, die Niederlage im Weltkrieg sei Ausgangspunkt für eine lichtere Zukunft der Nation. Umso bitterer war die Enttäuschung ein halbes Jahr später.

Auf emotionaler Ebene gab es insofern eine Parallele zwischen der Art und Weise, wie Hitler 1907 den Tod seiner Mutter und 1918/19 die Niederlage Deutschlands im Weltkrieg erlebte. Einer schockierenden Nachricht – im Januar 1907 die Krebsdiagnose, im November 1918 der Waffenstillstand – folgte eine Zeit grosser Hoffnung. Die Krebsoperation schien gelungen zu sein, und er erhielt die ersehnte Erlaubnis zur Bewerbung an der Kunstakademie, was seinen Traum, ein grosser Künstler zu werden, enorm beflügelt haben muss. Doch dann folgte wie später im Frühjahr 1918 ein doppelter Schock: die Ablehnung an der

Hochschule und die Nachricht von der drastischen Verschlechterung des Gesundheitszustandes seiner Mutter.

So wie er bei seiner Mutter eine scheinbare Heilung erlebt hatte, stellte er auch das Deutschland bis 1918 immer wieder wie einen Krebskranken dar, dessen äusserlich guter Zustand nur verschleierte, dass er dem Tode geweiht war. «Die Nation und ihr das Leben auf dieser Erde befähigender und erhaltender Organismus, der Staat, wurden innerlich nicht gesünder, sondern krankten zusehends immer mehr dahin», schrieb er in «Mein Kampf». Alle «Scheinblüte» des Kaiserreichs habe «die innere Schwäche nicht verbergen» können; selbst zur Zeit der Reichsgründung sei «der innere Verfall bereits im vollen Gang» gewesen. Zwar habe es sich bei den Politikern der Vorkriegszeit, «die am deutschen Volkskörper herumdokterten», um keine schlechten Menschen gehandelt, doch seien ihre Bemühungen erfolglos geblieben, «weil sie im günstigsten Falle höchstens die Erscheinungsformen unserer allgemeinen Erkrankung sahen und diese zu bekämpfen versuchten, an dem Erreger aber blind vorübergingen.» Auch bei der Kriegsbegeisterung im August 1914 habe es sich nur «um das letzte Aufflackern des nationalen Selbsterhaltungstriebes gegenüber der fortschreitenden pazifistisch-marxistischen Lähmung unseres Volkskörpers» gehandelt.<sup>14</sup> Der innere Niedergang des deutschen Volkes, heisst es an anderer Stelle, habe «damals schon längst begonnen, ohne dass die Menschen, wie so oft im Leben, sich über die Vernichter ihres Daseins klar geworden wären. Manchmal dokterte man wohl auch an der Krankheit herum, verwechselte jedoch dann die Formen der Erscheinung mit dem Erreger». Da man diesen Erreger – die Juden – nicht kannte oder nicht habe erkennen wollen, sei der bisherige Kampf gegen den Marxismus nur eine «kurpfuscherische Salbaderei» gewesen. «Denn denken Sie nicht, dass sie eine Krankheit bekämpfen können, ohne nicht den Erreger zu töten, ohne den Bazillus zu vernichten», hatte er bereits am 7. August 1920 in einer Rede in Salzburg gesagt. «Und denken Sie nicht, dass Sie die Rasantuberkulose bekämpfen können, ohne zu sorgen, dass das Volk frei wird vom Erreger der Rasantuberkulose.» Die Lösung der Judenfrage sei die entscheidende Voraussetzung dafür, dass Deutschland im Inneren gesunde. «Das Wirken des Judentums wird niemals vergehen, und die Vergiftung des Volkes nicht enden, solange der Erreger, der Jude, aus unserer Mitte entfernt ist.»<sup>15</sup>

In «Mein Kampf» bezeichnete Hitler den Tod seiner Mutter als «Abschluss einer langen, schmerzhaften Krankheit, die von Anfang an wenig Aussicht auf Genesung liess». <sup>16</sup> Die Niederlage Deutschlands 1918 war für ihn ebenfalls das Ergebnis einer schweren Erkrankung, die sich aus seiner Sicht jedoch durch eine Radikalkur heilen liess: «die Entfernung des jüdischen Giftes». Im direkten Bezug zur Novemberrevolution, als «niemand mehr die Kraft zu einem selbständigen Entschluss» aufgebracht habe, forderte er einen solchen Schritt, auch wenn die Erfolgsaussichten unsicher seien. «Ein Krebskranker, dessen Tod andernfalls gewiss ist, braucht nicht erst (eine Erfolgchance von) einundfünfzig Prozent auszurechnen, um eine Operation zu wagen. Und wenn diese auch nur mit einem halben Prozent Wahrscheinlichkeit Heilung verspricht, wird ein mutiger Mann sie wagen.» <sup>17</sup> Ganz ähnlich äusserte er sich 1928 in seinem zweiten, unveröffentlicht gebliebenen Buch. «Nun handelt es sich bei der Heilung eines Volkskörpers aus tiefen und schweren Krankheiten nicht darum, ein Rezept zu finden, das selbst vollkommen giftfrei ist, sondern nicht selten darum, ein Gift durch Gegengift zu brechen.» Zur Beseitigung «von als tödlich erkannten Zuständen» müsse man auch den Mut zu gefährlichen Entschlüssen haben. «Wenn ein Mensch dem Krebs verfallen erscheint und unbedingt sterben muss, dann wäre es unsinnig, eine Operation abzulehnen, weil sie entweder nur mit wenig Prozent Sicherheit gelingt und der Kranke aber selbst im Falle des Gelingens immer noch kein 100-prozentig Gesunder sein wird.» <sup>18</sup>

Im Juli 1941, während des rasanten Vormarsches der Wehrmacht durch die Sowjetunion, verglich er sich sogar mit dem Medizin-Nobelpreisträger Robert Koch, der 1882 den Erreger der Tuberkulose entdeckt hatte. «Ich fühle mich wie Robert Koch in der Politik», sagte Hitler gegenüber einem Mitarbeiter. «Der fand den Bazillus der Tuberkulose und wies damit der ärztlichen Wissenschaft neue Wege. Ich entdeckte den Juden als den Bazillus und das Ferment aller gesellschaftlichen Dekomposition.» <sup>19</sup> Und am 30. Januar 1943, dem zehnten Jahrestag seiner Ernennung zum Reichskanzler und dem Tag der Kapitulation in Stalingrad, erklärte er in einer von Goebbels im Berliner Sportpalast verlesenen Proklamation, als «Ferment der Dekomposition» würden die Juden weiter die Menschheit im Inneren zerfleischen, zersetzen und ausbeuten, bis alle Völker die Kraft fänden, «sich dieses Krankheitserregers zu ent-

ledigen».<sup>20</sup> Ein Jahr später sagte er in einer seiner letzten Rundfunkreden, jeder europäische Staat werde «früher oder später dieser Pest erliegen, es sei denn, er rafft sich in letzter Minute noch auf und entfernt mit Gewalt diese Bakterien aus seinem Körper».<sup>21</sup>

Dass Hitler überhaupt auf die Idee kommen konnte, die Juden mit Erregern einer Krankheit gleichzusetzen, war allerdings nur möglich, weil solche Vorstellungen als Auswüchse eines extremen Rassismus und Antisemitismus seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in mehreren europäischen Ländern aufgekommen waren. Bereits 1887, also zwei Jahre vor Hitlers Geburt, hatte der Göttinger Orientalist und Kulturphilosoph Paul de Lagarde die Juden als «Träger der Verwesung» bezeichnet. «Mit Trichinen und Bazillen wird nicht verhandelt, Trichinen und Bazillen werden nicht erzogen. Sie werden so rasch und so gründlich wie möglich vernichtet.» Wenn sich, so fügte Lagarde hinzu, «eine solche massive Verwesung» angehäuft habe wie unter den europäischen Juden, komme man «mit innerlicher Arznei erst zum Ziele, nachdem man durch einen chirurgischen Eingriff den angesammelten Eiter entfernt hat».

Auch der Schriftsteller und Kulturhistoriker Houston Stewart Chamberlain, der 1923 mit Hitler in Bayreuth zusammentraf, vertrat in seinem 1899 erschienenen Bestseller «Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts» einen radikalen Antisemitismus und forderte die «Ausscheidung» des «jüdischen Krankheitsstoffes» aus dem deutschen Volk.<sup>22</sup>

Dies waren Extremformen von antisemitischen und rassistischen Grundeinstellungen, wie sie insbesondere im Wien der Vorkriegszeit kursierten, aber bis weit ins 20. Jahrhundert hinein auch in vielen westlichen Gesellschaften verbreitet waren. Sie beruhten auf der Überzeugung, dass es zwischen den Angehörigen verschiedener Völker und Rassen – diese beiden Begriffe gingen bei Hitler oft durcheinander – nicht nur körperliche, sondern auch unveränderliche, «im Blut liegende» Unterschiede des Charakters gebe, die eine Überlegenheit bestimmter Völker und Rassen über andere Völker und Rassen ausmache. Das Besondere an Adolf Hitler war nicht, dass er Rassist war. Das Besondere an ihm war die Verbindung von Rassismus und Hass und der Bereitschaft zum Völkermord.

So war zum Beispiel Theodore Roosevelt (1858-1919) als umfassend gebildeter Mann und bedeutender Präsident der USA zutiefst davon überzeugt, dass die weiße Rasse allen anderen Rassen weit überlegen

sei. Daraus leitet er aber kein Recht zur Unterdrückung oder gar zur Ermordung anderer Menschen ab, sondern eine besondere Verantwortung der weissen Rasse gegenüber allen anderen Rassen. Woodrow Wilson, dessen demokratische Grundüberzeugungen ebenfalls ausser Frage stehen, verschärfte während seiner Präsidentschaft sogar einige Rassentrennungsgesetze in den USA.

Auch in den traditionsreichen europäischen Demokratien Frankreich und Grossbritannien teilten im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts viele führende Politiker die Überzeugung, dass es angeborene, über Äusserlichkeiten hinausgehende Unterschiede zwischen Angehörigen verschiedener Rassen gebe. Der britische Premierminister und Ausenminister Arthur James Balfour (1848-1930), der den Juden während des Ersten Weltkriegs in der nach ihm benannten Balfour-Deklaration «eine nationale Heimstatt» in Palästina versprach, hegte beispielsweise nicht den geringsten Zweifel daran, dass nur die weisse Rasse zu menschlichem Fortschritt in der Lage sei.<sup>23</sup>

Die Vorstellung, dass es verschiedene «Volkskörper» gebe, die miteinander um die Vorherrschaft ringen, war wiederum in einem multiethnischen Staat wie Österreich-Ungarn weit verbreitet. Auch heute spielt in solchen Staaten die Volkszugehörigkeit im Bewusstsein vieler Menschen eine grössere Rolle als die Überzeugungskraft einer politischen Idee. Wie Brigitte Hamann eindrucksvoll beschrieben hat, scheiterte auch der Parlamentarismus in Österreich bis 1918 an der Unversöhnlichkeit, mit der sich die Abgeordneten der verschiedenen Volksgruppen im Wiener Reichsrat gegenüberstanden. Vermutlich hat nichts so sehr zu der dauerhaften und hoffentlich endgültigen Diskreditierung rassistischer Ideen beigetragen wie der industriell organisierte Massenmord im Holocaust. Doch auch in den Vereinigten Staaten vergingen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs noch neun Jahre, bis der Oberste Gerichtshof die Trennung von weissen und farbigen Schulkindern für verfassungswidrig erklärte.

Ein erschüttertes, in zwei Lager gespaltenes Land und ein Mann, der für die radikalen Theorien der Zeit besonders empfänglich war: Das war die Ausgangslage im Frühjahr 1919 in Deutschland. Es stellt sich die Frage, warum dieser Mann die Macht erringen und seine monströsen Vernichtungsfantasien schliesslich in die Tat umsetzen konnte.

## IX.

### DIE GESPALTENE REPUBLIK

Der zentrale Konflikt in der Weimarer Republik verlief nicht zwischen Gegnern und Anhängern der Monarchie. Der zentrale Konflikt betraf die Frage, welche Konsequenzen aus dem verlorenen Krieg zu ziehen waren. Der sinnlose Tod von zwei Millionen Soldaten, die als unverdient empfundene Niederlage und die wirklichen oder imaginierten Belastungen durch den Friedensvertrag – das waren die Themen, von denen die Menschen aufgewühlt wurden, und nicht die Frage, ob irgendein Hohenzoller auf den verlorenen Thron zurückkehren würde.

Lautete die Lehre des Krieges, dass sich ein solches Grauen nie wiederholen dürfe? Das war die Überzeugung des demokratischen Lagers. Oder waren die angeblich Schuldigen an der Niederlage zu bestrafen und das Ergebnis des Krieges rückgängig zu machen? Das war die Überzeugung des nationalistischen Lagers. Im Kern ging es bei dem Konflikt um die Frage, ob man die Niederlage im November 1918 akzeptierte oder nicht. Wenn man sie akzeptierte, folgte daraus, dass ihre Folgen in einem mühsamen Prozess Schritt für Schritt abzumildern waren, bevor man sie schliesslich auf lange Sicht ganz überwinden konnte. Wenn man die Niederlage aber rückgängig machen wollte, war ein neuer Krieg oder zumindest die Drohung mit einem solchen Krieg die logische Konsequenz. Die Überzeugung, der Zusammenbruch im Herbst 1918 sei die Folge innerer Schwäche gewesen, war für diese Grundhaltung eine wichtige Voraussetzung. Denn wenn Deutschland einer äusseren Übermacht unterlegen war, bestand die hohe Wahrscheinlichkeit, dass sich dies in einem neuen Krieg wiederholen würde. Trugen hingegen innere Feinde die Schuld, konnte man diese Feinde ausschalten und auf längere Sicht die Niederlage in einen Sieg verwandeln. Daraus folgte wiederum, dass die Ermordung innerer Gegner im nationalistischen Lager der deutschen Gesellschaft von Beginn an als legitimes Mittel der politischen Auseinanderset-

zung gesehen wurde: Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht im Januar 1919, Matthias Erzberger im August 1921 und Walther Rathenau im Juni 1922, um nur die bekanntesten Beispiele zu nennen.

Fast zwangsläufig richtete sich der Hass vieler Nationalisten gegen die Juden, denen schon vor dem Weltkrieg in Europa der Vorwurf gemacht worden war, Völker von innen zu schwächen. Trotz aller Schrecken war der deutsch-französische Krieg 1870/71 im Vergleich zum Ersten Weltkrieg eher ein Abenteuerflug gewesen. Dennoch gab es in grossen Teilen der französischen Gesellschaft über Jahrzehnte hinweg das starke Bedürfnis, die Niederlage und ihre Folgen – die Reichsgründung und den Verlust Elsass-Lothringens – rückgängig zu machen. Ohne einen neuen Krieg war das nicht zu erreichen. Und es war kein Zufall, dass es in der Dreyfus-Affäre 1894 um den Vorwurf ging, der jüdische Hauptmann habe Spionage für Deutschland betrieben, also Verrat begangen und Frankreich von innen geschwächt. Die Unschuld von Alfred Dreyfus war leicht zu beweisen. Dennoch dauerte es Jahre, bis sich die offensichtliche Wahrheit allgemein durchsetzte, wobei die Konfliktlinie in der französischen Gesellschaft ebenfalls zwischen einem nationalistischen und einem demokratischen Lager verlief. Viele Historiker vertreten die Ansicht, die Rehabilitierung von Dreyfus habe für das Land eine reinigende Wirkung gehabt und antisemitische Überzeugungen weitgehend diskreditiert. Das mag zutreffen, aber die französische Gesellschaft wurde – zumindest bis zur Niederlage 1940 – auch nicht mehr auf die Probe gestellt.

Für das nationalistische Lager in Deutschland war es zunächst sogar ein gravierender struktureller Nachteil, dass sich in seinen Reihen viele Anhänger der Monarchie befanden. Denn Wilhelm II., der schon während des Krieges immer mehr zu einer Randfigur geworden war, hatte durch die würdelosen Umstände seiner Abdankung im November 1918 in weiten Bevölkerungskreisen auch den letzten Rest von Respekt verspielt. Die wichtigste gesellschaftliche Basis des nationalistischen Lagers waren zunächst die alten preussisch-deutschen Führungsschichten. Diese Ausgangsposition verschaffte den Nationalisten wichtigen Einfluss in Militär, Verwaltung und Justiz, begrenzte aber zugleich ihre Anziehungskraft auf die Mehrheit der Bevölkerung. Denn die Skepsis gegenüber den Repräsentanten des Kaiserreichs blieb in vielen Teilen der Gesellschaft gross.



Die Demokraten waren hingegen vor allem in der Arbeiterschaft und in grossen Teilen des katholischen Bürgertums tief verwurzelt. SPD und Zentrum waren traditionsreiche Parteien mit einer verlässlichen Stammwählerschaft. Keine natürliche politische Heimat hatte hingegen das evangelische Bürgertum. Genau diese Überlegung brachte Theodor Wolff bereits am 10. November 1918 dazu, die Gründung einer neuen liberalen Partei voranzu treiben. «Sozialdemokratie und Katholizismus sind unbestreitbar zwei ungeheuer wichtige, und gegenwärtig die wichtigsten Kräfte, – sie haben nicht nur die grossen Scharen hinter sich, sondern sind auch, als einzige, heute noch in sich geschlossen und fest gefügt», schrieb er in sein Tagebuch. «Aber Deutschland ist Deutschland, und wer die Wirklichkeit sieht, und über den Tag hinaus, kann nicht meinen, diese beiden starken Pfeiler genügen, um einer Republik – denn jetzt ist die Republik das einzig Mögliche geworden – auf die Dauer den nötigen Halt zu geben.»<sup>1</sup>

Wolffs Überlegungen waren richtig, doch bis heute fällt es liberalen Parteien nicht nur in Deutschland schwer, grössere Bevölkerungsgruppen dauerhaft an sich zu binden. Sehr viel besser hätte diese Aufgabe wohl das Zentrum erfüllen können, wenn es 1918/19 die konfessionelle Grenze zum Protestantismus überwunden und sich in eine bürgerliche, christlich geprägte Volkspartei umgewandelt hätte wie nach 1945 CDU und CSU. Es gab entsprechende Überlegungen, doch sie führten zu keinem Ergebnis.

Die Existenz einer rein katholischen Partei war eine Spätfolge der vielleicht grössten Besonderheit Deutschlands in der neueren europäischen Geschichte: des unentschiedenen Ausgangs der Reformation. Im Grunde hatte das Zentrum bereits mit dem Ende von Bismarcks «Kulturkampf» seine Existenzberechtigung verloren, was aber nicht weiter ins Gewicht fiel, weil das Parlament nur wenig reale Macht ausübte. Das änderte sich 1918/19. Der Fortbestand der Zentrumspartei über diese Zeitenwende hinweg kann als gutes Beispiel gelten für die mangelnde Fähigkeit einer politischen Elite, aus veränderten Rahmenbedingungen die notwendigen Schlüsse zu ziehen.

Damals wie heute bildete das Bekenntnis zu den grundlegenden Menschenrechten, der demokratischen Regierungsform und einer friedlichen Aussenpolitik den Identitätskern des demokratischen Lagers. Die grössten Differenzen zwischen den demokratischen Parteien gab es in der Wirtschafts- und Sozialpolitik.

Die Nationalisten waren hingegen vor allem von einem Affekt getrieben: der Empörung über den «verlorenen Sieg» im Weltkrieg und dem Bedürfnis, dafür einen Schuldigen zu finden. Je erträglicher die Folgen der Niederlage erschienen, desto grösser waren die Chancen, dass sich Humanität, Vernunft und Tradition dauerhaft durchsetzten. Wurden die Konsequenzen der Niederlage allerdings allzu drückend, erhielten die Emotionen des nationalistischen Lagers neue Nahrung.

Es gab auch Seitenwechsel. Zu den Nationalisten, die nach 1918 Demokraten wurden, gehörten Gustav Stresemann, Thomas Mann und erstaunlicherweise auch der «Entdecker» Hitlers, der bayerische Hauptmann Karl Mayr. 1920 noch ein wichtiger Verbindungsmann der Kapp-Putschisten in München, schloss er sich später dem SPD-nahen «Reichsbanner» an, emigrierte in den dreissiger Jahren nach Frankreich und wurde dort während des Krieges von der Gestapo verhaftet. Im Februar 1945 kam er im KZ Buchenwald ums Leben. Ein prominenter Überläufer in entgegengesetzter Richtung war der Finanzexperte Hjalmar Schacht. 1918 Mitbegründer von Theodor Wolffs liberaler DDP, wechselte er 1926 die Seiten und war von 1933 bis 1939 Reichsbankpräsident unter Hitler.

Im März 1920 unternahm das nationalistische Lager den Versuch, durch Gewalt die Macht zu erobern. Ludendorff, Oberst Bauer, die ehemalige Führung der Vaterlandspartei: nahezu alle wichtigen Vertreter der Nationalisten waren am «Kapp-Putsch» beteiligt. Wolfgang Kapp, ehemals zweiter Vorsitzender der Vaterlandspartei, und der General Walther Freiherr von Lüttwitz mussten allerdings die gleiche Erfahrung machen wie Hitler dreieinhalb Jahre später. Ein gewaltsamer Umsturz stiess in Deutschland auf massive Widerstände grosser Teile der Gesellschaft. Auch waren die Hoffnungen der Revolution noch frisch, und nicht alle waren enttäuscht worden. Der Acht-Stunden-Tag, das Frauenwahlrecht und die Parlamentarisierung des politischen Systems entsprachen den Wünschen vieler Menschen und banden sie weiter an das demokratische Lager. Auch blieb trotz «Versailles» die Friedenssehnsucht in weiten Teilen der Bevölkerung übermächtig. So setzte ein Generalstreik dem Umsturzversuch innerhalb weniger Tage ein Ende.

Der damals 30-jährige Hitler war zur Unterstützung der Putschisten am 17. März von München nach Berlin geflogen, stand dem Staatsstreich aber vor allem deshalb ablehnend gegenüber, weil der Pressechef von Kapp und Lüttwitz jüdischstämmig war: der aus Ungarn stammende

Abenteurer Ignatz Trebitsch-Lincoln, ein damals guter Freund von Max Bauer.<sup>2</sup> Denn wer die Juden nicht als Gefahr sah, war aus Hitlers Sicht ja nichts weiter als ein «Kurpfuscher». Pilot seines Fluges war jener Robert Ritter von Greim, der 25 Jahre später, am 26. April 1945, noch einmal mit Hanna Reitsch in das belagerte Berlin flog und von Hitler im Bunker für ein paar Tage zum Nachfolger Görings als Chef der Luftwaffe ernannt wurde.

Die Erschütterung durch den Kapp-Putsch führte in den beiden wichtigsten Einzelstaaten Deutschlands zu einer dauerhaften politischen Umwälzung. In Preussen etablierte sich als Reaktion auf die Bedrohung von rechts eine stabile Regierung aus SPD, Zentrum und Liberalen, die als «Bollwerk» der Demokraten bis Juli 1932 im Amt blieb. In Bayern übernahm hingegen der nationalistische Flügel der Bayrischen Volkspartei die Macht, die er bis zur «Gleichschaltung» im Frühjahr 1933 behielt. Die durch den Kapp-Putsch ausgelösten Veränderungen waren auch eine Reaktion auf den unterschiedlichen Verlauf der Revolution in beiden Ländern. Trotz aller Enttäuschungen hatte der November 1918 in Preussen mehr dauerhafte und von vielen Menschen begrüßte Fortschritte gebracht als in jedem anderen grossen Bundesstaat: Das ungerechte Drei-Klassen-Wahlrecht war ebenso abgeschafft worden wie die antiquierte Vormachtstellung des preussischen Adels. In Bayern hingegen hatte der Umsturz trotz Eisners grossem Pathos kaum positive Wirkungen gehabt. In Preussen hatte die Revolution weniger versprochen und mehr gehalten, in Bayern mehr versprochen und weniger gehalten.

Bei der Reichstagswahl im Juni 1920 kamen die klassischen Parteien des demokratischen Lagers (SPD, DDP, Zentrum einschliesslich der auf Reichsebene weitgehend demokratischen BVP) auf 48 Prozent, was einem Verlust von mehr als 28 Prozent gegenüber Januar 1919 entsprach. Verantwortlich dafür waren vor allem die herben Verluste von SPD und DDP. Da sich jedoch die DVP Gustav Stresemanns, die im Juni 1920 stark hinzugewann, deutlich auf die Demokraten zubewegte, konnte dieser Rückgang zumindest teilweise ausgeglichen werden. Zusammen mit der DVP verfügte das demokratische Lager im Sommer 1920 noch immer über 61,5 Prozent der Stimmen.

Im gleichen Jahr geschah allerdings etwas, das die strategische Mehrheitsfähigkeit der Demokraten deutlich verschlechterte. Unter dem Druck Moskaus zerbrach die USPD, die bei den Wahlen im Juni um

mehr als zehn Punkte auf 17,9 Prozent angewachsen war. Obwohl sie für eine sehr viel linkere Politik als die SPD eintrat, akzeptierte die 1917 gegründete Partei die Spielregeln der parlamentarischen Demokratie und wäre wohl auch bereit gewesen, unter bestimmten Bedingungen wieder mit der SPD zusammenzuarbeiten, wie sie das auch schon 1918 im «Rat der Volksbeauftragten» getan hatte.

Im Frühjahr 1920 verlangte jedoch die sowjetische Führung von der USPD und anderen sozialistischen Parteien, sich in antidemokratische und diktatorisch geführte Kaderorganisationen umzuwandeln, um in die Kommunistische Internationale (Komintern) aufgenommen zu werden. Nur eine Minderheit der USPD-Reichstagsabgeordneten, dafür aber die Mehrheit der Parteitagsdelegierten und auch der Mitglieder war dazu bereit und schloss sich der KPD an, die bis dahin nur eine Splitterpartei gewesen war. Die meisten Abgeordneten und rund 40 Prozent der USPD-Mitglieder kehrten zur SPD zurück. Die Spaltung der USPD führte dazu, dass sich ein wichtiger Teil der Arbeiterbewegung – immerhin eine Wiege der Demokratie in Deutschland – den Interessen der Sowjetunion unterordnete und die verbliebenen Bande zum demokratischen Lager radikal kappte. In gewisser Weise hat die PDS 1990 dort wieder angefangen, wo die USPD 70 Jahre zuvor aufgehört hat: als unabhängige, linke Partei, deren inhaltliche Vorstellungen man für falsch halten kann, die aber das Prinzip demokratischer Mehrheitsbildung respektiert und der SPD unter bestimmten Bedingungen als Bündnispartner zur Verfügung steht.

Die gestärkte KPD wurde hingegen zu einem merkwürdigen Solitär in der deutschen Parteienlandschaft. Bei allen wichtigen Wahlen bis Ende 1932 hätte das demokratische Lager gemeinsam mit den Kommunisten gegenüber den Nationalisten eine Mehrheit erreicht. Doch obwohl die KPD allein nie die geringste Chance auf die Eroberung einer staatlichen Machtposition hatte, verweigerte sie sich konsequent einer gemeinsamen Mehrheitsbildung mit den Demokraten.<sup>3</sup> Neben der Tatsache, dass man dem konservativen evangelischen Bürgertum keine parteipolitische Heimat bieten konnte, war die massgeblich von Moskau beeinflusste Radikalisierung eines Teils der deutschen Arbeiterbewegung der gravierendste strategische Nachteil, der die Demokraten in der Auseinandersetzung mit den Nationalisten schwächte.

Wie gross das Mobilisierungspotenzial der Nationalisten war, zeigte sich bei der Reichstagswahl im Mai 1924, die ganz im Zeichen der Ruhr-

krise im Jahr zuvor stand. Zum ersten Mal trat nun auch die NSDAP bei einer Wahl an, und zwar zunächst gegen den Willen Hitlers, der in der Festung Landsberg inhaftiert war. Doch der überraschende Erfolg des Bündnisses der NSDAP mit der ebenfalls extrem antisemitischen Deutschvölkischen Freiheitspartei überzeugte ihn, dass die Teilnahme an Wahlen und der Einzug in Parlamente vielleicht doch der geeignete Weg sein könnten, um in Deutschland die Macht zu erobern. Aus dem Stand heraus erreichte das Nazi-Bündnis 6,5 Prozent der Stimmen – obwohl der NS DAP-Vorsitzende im Frühjahr 1924 keine einzige Wahlkampfrede halten konnte, weil er ja wegen Hochverrats im Gefängnis sass.

Aber auch vor seinem Putschversuch hatte Hitler keine sozialen Versprechungen gemacht, sondern nur immer wieder seine Forderung variiert: «Nieder mit den Novemberverbrechern!» Immerhin 1,9 Millionen Wähler liessen sich im Mai 1924 von dieser Parole überzeugen und gaben ihre Stimme einer Partei, die sich offen zu ihrer Judenfeindschaft bekannte und für Deutschland eine «Reinigungsdiktatur» propagierte. In einer schweren wirtschaftlichen Krise, die unmittelbar auf die Niederlage im Weltkrieg zurückzuführen war, hatten offenbar fast zwei Millionen Menschen das starke Bedürfnis, diejenigen «inneren Feinde» zu bestrafen, die sie für den Zusammenbruch im Jahr 1918 verantwortlich machten. Wenn die damals führungslose und in weiten Teilen Deutschlands kaum vertretene NSDAP selbst ohne Hitler einen solchen Erfolg erzielen konnte, drängte sich die Frage auf, welche Möglichkeiten ihr offen stehen würden, falls es erneut zu einer Wirtschaftskrise kam und die Partei ihren Wahlkampf professionell organisieren konnte.

Da die DNVP 19,5 Prozent erhielt, hatte sich im Mai 1924 genau ein Viertel der deutschen Wählerschaft für die Nationalisten entschieden. Zugleich war klar geworden, dass es in diesem Lager nun zwei parteipolitische Strömungen gab: die gemässigte, noch immer den Eliten des Kaiserreichs verbundene DNVP und die radikale, gesellschaftlich offene NSDAP. Die Demokraten sackten im Mai 1924 auf 52 Prozent ab und die Kommunisten erhielten 12,6 Prozent. Die nachlassende gesellschaftliche Bindungskraft des demokratischen Lagers wurde auch daran deutlich, dass rein interessengeleitete Gruppen wie die Mittelstandspartei oder eine «Landliste» zusammen mehr als zehn Prozent der Stimmen erhielten.

Da es für die Regierung keine stabile parlamentarische Mehrheit gab, musste im Dezember 1924 noch einmal gewählt werden. Als Folge der aussenpolitischen Entspannung und der wirtschaftlichen Erholung kamen die Demokraten jetzt wieder auf fast 60 Prozent, während die Hitler-Partei (minus 3,5 Prozent) stark verlor. Das Bedürfnis nach «Rache für den November 1918» hatte in der Gesellschaft offenbar wieder nachgelassen. Die DNVP, die zwischenzeitlich die Demokraten in einer wichtigen aussenpolitischen Frage – der Reparationsregelung durch dem Dawes-Plan – unterstützt hatte, gewann noch einmal leicht hinzu, sodass die Nationalisten zusammen 23,5 Prozent erreichten.

Einige Monate später gab es eine Wahl von noch grösserer Bedeutung: Es ging um die Nachfolge von Reichspräsident Friedrich Ebert, der am 28. Februar 1925 im Alter von 54 Jahren an einer verschleppten Blinddarmentzündung gestorben war. In den Tod getrieben hatte ihn nicht zuletzt das Urteil eines nationalistisch geprägten Schöffengerichts aus Magdeburg vom 23. Dezember 1924, in dem ihm vorgeworfen wurde, durch sein Verhalten im Industriearbeiterstreik Anfang 1918 Landesverrat begangen zu haben. Die Anschuldigung gegen den Reichspräsidenten war infam. Doch die Erinnerung an diesen Streik warf auch eine Frage auf, mit der sich die Demokraten und speziell die Sozialdemokraten weitaus schwerer taten als Nationalisten und Kommunisten: Hätte Deutschland den Weltkrieg von sich aus abbrechen sollen? Die Nationalisten konnten auf diese Frage mit einem klaren Nein antworten und die Kommunisten mit einem klaren Ja.

Mehr als eine halbe Million Arbeiter hatten vom 28. Januar bis zum 3. Februar 1918 in Berlin, dem Ruhrgebiet und anderen Industriezentren die Arbeit niedergelegt, um einen Frieden ohne Annexionen und Reparationen zu erzwingen. Als sich der Streik immer stärker ausweitete, waren Ebert und andere führende SPD-Politiker mit dem Ziel in die Streikleitung eingetreten, den Ausstand so schnell wie möglich zu beenden.

Aber hatten die Streikenden nicht recht? Hunderttausende von Menschenleben wären gerettet worden, wenn Deutschland Anfang 1918 den Krieg beendet hätte. Ernst Toller hat eindrucksvoll beschrieben, wie bei ihm und anderen jungen Menschen in den Monaten vor dem Streik die Verzweiflung darüber gewachsen war, dass es kein Mittel zu geben schien, um das massenhafte Blutvergiessen zu beenden.



*Theodor Wolff war von 1906 bis zu seiner Emigration 1933 Chefredakteur des Berliner Tageblatts. Ihm gegenüber sagte 1927 der ehemalige britische Premier Lloyd George, es sei ein Fehler gewesen, dass Deutschland 1918 den Waffenstillstand unterschrieben habe.*

Der Kampf gegen den Krieg, so war Toller damals überzeugt, müsse sich gegen die Schuldigen im jeweiligen Heimatland richten, «auch in Frankreich wird es Schuldige geben, wie es in Russland Schuldige gab, auch in England, auch in Italien, wir leben in Deutschland, wer die Wahrheit erkannt hat, muss in seinem Land beginnen». Der von Toller mitbegründete «Kulturpolitische Bund der Jugend in Deutschland» verfasste einen Aufruf «gegen die unfassbare Sinnlosigkeit und Entsetzlichkeit des Krieges», der immerhin im auflagestarken «Berliner Tageblatt» von Theodor Wolff erschien.

Wie eine Erlösung empfand es Toller, als die deutschen Arbeiter plötzlich gegen die Fortführung des Krieges streikten. «Wir sind keine Vaterlandsverräter, wir wollen Deutschland retten!», rief er dem Münchner Polizeipräsidenten zu, von dem er die Freilassung Kurt Eisners und an-

derer Streikführer verlangte. «Tagelang währt der Streik», berichtet Toller in seinen Lebenserinnerungen weiter, «bis sich die rechtssozialistischen Parlamentarier der Führung bemächtigen, sie haben dem Kriegsminister versprochen, den Streik abzuwürgen. Der Streik bricht zusammen.» Der Hass, den viele Kommunisten gegenüber den Sozialdemokraten empfanden, nährte sich auch aus dem Vorwurf, dass die «Rechtssozialisten» ihr Vertrauen bei den Arbeitern dazu missbraucht hätten, sie von wirkungsvollen Massnahmen gegen den Krieg abzuhalten.

Bereits bei seiner Festnahme wurde Toller mit dem Verdacht konfrontiert, «dass irgendwo eine allgewaltige Zentrale die Wege der Arbeiter lenke». Fassungslos reagierte er auf die Frage, «wo die Goldmillionen stecken, mit denen der Streik finanziert sei», schliesslich hatten er und seine Freunde «unsere letzten Pfennige gegeben, um Papier für das Flugblatt zu kaufen».<sup>4</sup>

Mit hoher Wahrscheinlichkeit wäre ein einseitiger Abbruch des Krieges im Februar 1918 als Niederlage Deutschlands wahrgenommen worden, aber die Niederlage kam ein halbes Jahr später ohnehin. Hätte man dem sinnlosen Gemetzel nicht viel früher Einhalt gebieten können, und sei es durch einen Streik? Und hätte Deutschland dann nicht moralisch gestärkt vor die Weltgemeinschaft treten können? Die Demokraten und vor allem die Sozialdemokraten fanden auf diese Fragen keine eindeutige Antwort und konnten sie wohl auch nicht finden. Viel einfacher taten sich die Nationalisten: Für sie war der Januarstreik ein besonders eklatantes Beispiel für die innere Schwäche Deutschlands, die aus ihrer Sicht für den Zusammenbruch im November 1918 verantwortlich war.

Bei der Wahl von Eberts Nachfolger einigten sich der rechte Flügel der Demokraten und der gemässigte Flügel der Nationalisten auf einen gemeinsamen Kandidaten, der mit 38,8 Prozent recht passabel abschnitt. Im entscheidenden zweiten Wahlgang ergab sich dann aber wieder die alte, die gesamte Weimarer Republik prägende Frontstellung zwischen Nationalisten und Demokraten. Und nun gelang den Nationalisten ein Coup: Sie nominierten Paul von Hindenburg, den «Helden von Tannenberg», der seit Juni 1919 in Hannover im Ruhestand lebte.

Hindenburg siegte am 26. April 1925 mit 48,3 Prozent gegen den Zentrumsmann Wilhelm Marx (45,3 Prozent), KPD-Chef Ernst Thälmann



erhielt 6,4 Prozent. Dass der ehemalige Chef der Obersten Heeresleitung die Wahl gewinnen konnte, war auch eine Folge des 11. November 1918. Hätte er damals, wie es die militärische Verantwortung und Tradition gebot, den Waffenstillstand unterzeichnet und diese Aufgabe nicht auf den Demokraten Erzberger abgewälzt, wäre die gesamte Frontstellung in der Weimarer Republik anders verlaufen und Hindenburg wohl niemals Reichspräsident geworden. Er hätte dann nicht nur als der siegesumflorte Weltkriegsheld gegolten, sondern auch und vor allem als der Mann, der für Deutschland kapituliert hat. Harry Graf Kessler klagte in seinem Tagebuch darüber, dass ein Wahlredner Hindenburgs keine sachlichen Argumente vorbrachte, sondern «nur demagogisch aufgeputzte Erinnerungen an die ‚grosse Zeit‘ von 1914 und an Hindenburgs Siege und gewaltige Gefangenenzahlen».<sup>5</sup> Aber das war für viele Menschen ja gerade der Grund, warum sie für den betagten Feldmarschall stimmten: Er stand für Deutschlands Erfolge im Weltkrieg und nicht für die Niederlage.

Weil es ihm gelungen war, jede Verantwortung für den Waffenstillstand und den Friedensvertrag von sich zu weisen, konnten die Nationalisten mit seinem Nimbus erstmals seit 1918 eine zentrale Machtposition im Staat erobern. «Was folgen wird, dürfte eines der dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte sein», notierte Kessler am Abend von Hindenburgs Wahl. Er sollte Recht behalten, aber zunächst auf andere Weise als gedacht. Denn nun setzte ein Vorgang ein, der die spätere Radikalisierung im nationalistischen Lager zumindest begünstigt hat. Paul von Hindenburg, die grosse Symbolfigur der gemässigten Nationalisten, wurde in der Realität zum ausführenden Organ demokratischer Politik.

Anders als die Staatsoberhäupter in Frankreich oder gar Amerika hatte der Reichspräsident gar keinen Einfluss auf die inhaltlichen Entscheidungen der Regierung. Er konnte zwar den Reichskanzler ernennen und entlassen sowie den Reichstag auflösen, aber keine eigene Politik betreiben. Deutlich wurde dies schon wenige Monate nach seiner Wahl, als Stresemann die Locarno-Veträge ausgehandelt hatte. Wollte er keine schwere Verfassungskrise auslösen, vor der er zurückscheute, blieb Hindenburg gar nichts anderes übrig, als diese Verträge zu unterzeichnen, die ein Paradebeispiel demokratischer Aussenpolitik waren und die Niederlage zumindest im Westen anerkannten. Wie schon im November 1918 in Spa und ein halbes Jahr später in Kolberg spielte bei seiner Ent-

scheidung zur Unterzeichnung der Locarno-Verträge aber auch Feigheit eine Rolle. Mut war nicht die herausragende Eigenschaft des Feldmarschalls und Reichspräsidenten. Schon wenige Monate nach seiner Wahl ins höchste Staatsamt hatte er seine Rolle als führender Repräsentant der Nationalisten weitgehend ausgespielt. In einer erneuten Krise würde dieser Teil der deutschen Gesellschaft eine andere Führungsfigur benötigen, die konsequenter und entschlossener die nationalistischen Grundüberzeugungen verkörperte.

Zunächst aber blieb die wirtschaftliche und damit auch die politische Lage stabil. Bei der Reichstagswahl im Mai 1928 erlitt das nationalistische Lager eine schwere Niederlage. DNVP und NSDAP kamen zusammen nur noch auf knapp 17 Prozent (DNVP 14,3 Prozent, NSDAP 2,6 Prozent), gegenüber 23,5 Prozent im Dezember 1924. Doch die Demokraten konnten davon nicht profitieren. Zwar gewann die SPD fast vier Prozent hinzu, doch verloren die beiden liberalen Parteien sowie Zentrum/BVP fünf Prozent, sodass unter dem Strich ein Minus stand. Hinzugewonnen hatten hingegen erneut rein interessegeleitete Parteien: Die Mittelstandspartei, drei verschiedene Bauernparteien und eine «Partei der Inflationsgeschädigten» kamen zusammen auf über zehn Prozent. Die mangelnde Bindung dieser Wählergruppen an die traditionellen Parteien des demokratischen Lagers konnte dann zum Problem werden, wenn die Politik wieder von starken Emotionen beherrscht würde. Zum Jahrestag der Novemberrevolution, der nun mit dem Jahrestag seines Putschversuchs zusammenfiel, hielt Hitler regelmässig eine Rede, in der er immer wieder deutlich machte, dass sich nichts an seinen Überzeugungen geändert hatte. «Ihr habt im Jahre 1918 durch eine einzige Tat ein Volk, das diese riesigen Opfer für seine Grösse und Freiheit brachte, um diese Opfer betrogen», rief er am 9. November 1927 im Münchner Bürgerbräukeller vor seinen Anhängern und bezeichnete die Novemberrevolution als «das grösste Verbrechen der Weltgeschichte aller Zeiten». Ausgeführt worden sei es «von einer Koalition von Zuhältern, Dieben, Deserteuren, Einbrechern und Schiebern, und an der Spitze der Organisator dieser genialen Methode, der internationale Hebräer, der Jude.»<sup>6</sup>

Unter dem Titel «Zehn Jahre ungesühnter Verrat» hielt Hitler am 9. November 1928 im Münchner Bürgerbräukeller erneut eine politische Grundsatzrede.<sup>7</sup> In epischer Länge schilderte er zunächst die Leistungen

und Erfolge Deutschlands im Weltkrieg bis zum Frühjahr 1918. Ludendorffs Offensiven im Westen seien vor allem gescheitert, weil der grosse Streik wenige Wochen zuvor «den gegnerischen Armeen wieder ihre Widerstandskraft gegeben» habe. Trotz der militärischen Rückschläge im Sommer sei die Front im Oktober 1918 so weit stabilisiert gewesen, «dass das Ärgste als überwunden angesehen werden darf, wenn nicht unterdessen die Heimat sich entschlossen hätte, Revolution zu machen».

Ludendorffs ultimative Forderung nach einem Waffenstillstandsangebot unterschlug Hitler, denn sie passte nicht ins Bild. Mit der Novemberrevolution habe dann jener Prozess eingesetzt, den er an anderer Stelle als «Dekomposition» beschrieben hatte: «Seitdem datiert die ewige Unruhe unseres Volkes, seitdem sind wir zerrissen, seitdem versteht ein Deutscher den anderen nicht mehr, seitdem schreit der eine Republik und der andere Monarchie, seitdem schreit einer Bürgertum und der andere Proletariat, seitdem gibt es kein deutsches Volk mehr, sondern nur mehr eine Sammlung von Klassen, von Berufen, von Ständen, von Weltanschauungen, Parteien und weiter nichts.»

Nur blutige Rache, so rief er seinen Anhängern zu, könne die Erlösung bringen: «Millionen in Deutschland, auch in den bürgerlichen Parteien, sie reden vom Wiederaufstieg, reden von der Hoffnung auf den Wiederaufstieg, reden von dem Glauben an die Zukunft und haben doch alle eines nicht begriffen, dass es nämlich auf dieser Welt auch ein Gesetz gibt, das heisst: ‚Aug’ um Aug’ und Zahn um Zahn’, und dass dies das primitivste Gesetz, die primitivste Rechtsauffassung ist, und dass ein Volk, das an einem solchen Verbrechen, wie die Revolution des Jahres 1918 es darstellt, zugrunde geht, nicht auf den Wiederaufstieg hoffen kann, wenn nicht dieses Verbrechen gesühnt erscheint.»

Wenn ihn jemand frage, wann Deutschland wieder auferstehen werde, gebe er zur Antwort: «Nicht eher, als bis der 9. November 1918 gerächt ist!» Langen, stürmischen Beifall verzeichnete das Protokoll an dieser Stelle. Hitler schloss seine Rede im Duktus eines alttestamentarischen Predigers: «Ich glaube an die Wiederauferstehung meines Volkes, ich glaube an den Tag, der die Verbrecher des Novembers 1918 so oder so zur Rechenschaft zieht, und nur eine Bitte an den Himmel habe ich, er möge diese Bewegung Rächerin sein lassen des deutschen Volkes, er möge diese Bewegung zu seinem Arm machen, und wir wollen ihm versprechen, dass dieser Arm hart und schwer niederfallen wird auf die Ver-

räter des Vaterlandes in seiner grössten Not. Dann kommt der Tag, an dem durch diese Tat nicht nur der November 1918 gerächt wird, sondern auch der Tag, an dem durch diese Tat das deutsche Volk wieder seine Ehre zurückerhält.»

Aug' um Aug' und Zahn um Zahn: Das gleiche Zitat aus dem Alten Testament, mit dem er am 9. November 1928 Rache für den verlorenen Krieg schwor, benutzte Hitler, als er sich am 30. Januar 1942 – zehn Tage nach der Wannseekonferenz – im Berliner Sportpalast offen zum Mord an den Juden bekannte: «Wir sind uns dabei im Klaren darüber, dass der Krieg nur damit enden kann, dass entweder die arischen Völker ausgerottet werden, oder dass das Judentum aus Europa verschwindet.» Er erwähnte seine auf den 1. September 1939 umdatierte «Prophezeiung» über die «Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa» und fuhr fort, zum ersten Mal werde «diesmal das echt altjüdische Gesetz angewendet: Aug' um Äug', Zahn um Zahn!»<sup>8</sup>

Im November 1928 allerdings erschien die Vorstellung, dieser Mann könne irgendwann einmal die Macht erobern und seine grausigen Pläne in die Tat umsetzen, als völlig abwegig. Doch ein knappes Jahr später, am 24. Oktober 1929, brach in New York die Börse zusammen. Mit dem «Schwarzen Donnerstag», der in Deutschland ein «Schwarzer Freitag» war, begann die Weltwirtschaftskrise.

## X.

### DER GESCHEITERTE BEFREIUNGSSCHLAG

Die Insel Rhodos war ein stolzer und reicher Stadtstaat des antiken Griechenland. Sie trieb Handel im gesamten Mittelmeer; ihre kulturellen und wissenschaftlichen Einrichtungen verfügten auch in fernen Ländern über einen hervorragenden Ruf. Doch Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. geriet Rhodos in Konflikt mit Rom, wurde nach einem Krieg (dem III. Makedonischen) hart bestraft und verlor (durch die Errichtung eines konkurrierenden Freihafens auf Delos) fast seinen gesamten Wohlstand. Zunächst reagierten die Bewohner der Insel recht gefasst auf die neue Situation, doch nach einigen Jahren «verfielen sie in ihrer verzweifelten Lage auf seltsame Entschlüsse und Massnahmen und kamen in einen Zustand wie Menschen, die an einer langwierigen Krankheit leiden. Denn wenn die gewissenhafte Befolgung der ärztlichen Vorschriften für die Behandlung der Krankheit keine Besserung herbeigeführt hat, hören sie in ihrer Ratlosigkeit und Verzweiflung notgedrungen auf den Rat von Opferpriestern und Wahrsagern oder versuchen es mit Zaubersprüchen und allen möglichen Amuletten.»<sup>1</sup> Diese Schilderung stammt vom griechischen Historiker Polybios (ca. 200-120 v. Chr.), dem brillanten Chronisten von Roms Aufstieg zur Weltmacht.

Auch viele Deutsche fühlten sich Anfang der dreissiger Jahre wie Menschen, die an einer langwierigen Krankheit leiden. Die psychologische Wirkung der Weltwirtschaftskrise war in Deutschland auch deshalb so fatal, weil sich wie in Zeitlupe die traumatische Erfahrung von 1918/19 wiederholte. Von November 1918 bis zum Frühjahr 1919 hatte die Mehrheit der Bevölkerung in der Erwartung gelebt, dass die Folgen des verlorenen Krieges nicht allzu dramatisch sein würden und etwas Neues, Gerechteres an die Stelle der überwundenen Vergangenheit treten könnte. Was wirklich kam, waren fünf harte Jahre. Aber ab Mitte 1924 wurde es langsam besser: eine neue Währung, Arbeitsplätze, stei-

gende Einkommen. Doch die Weltwirtschaftskrise zerstörte die weit verbreitete Hoffnung, das Schlimmste überwunden zu haben. Geradezu übermächtig konnte nun das Gefühl werden: Es hört einfach nicht auf.

«Das Volk ist müde der Vernunft, müde des Denkens und Nachdenkens, was hat denn, fragt es, die Vernunft geschaffen in den letzten Jahren, was halfen uns Einsichten und Erkenntnisse», schrieb Ernst Toller. «Der Arzt weiss, dass im Menschen, den physische und seelische Krisen erschüttern, und der nicht ein noch aus weiss, planlos verharret, weglos umherirrt, Todeswünsche erwachen, die mächtiger und mächtiger werden, die ihn locken, sich besinnungslos zu verschleudern und dem Chaotischen zu verfallen.»<sup>2</sup>

Am 27. März 1930 zerbrach die Grosse Koalition aus SPD, Zentrum/BVP, DVP und DDP an einem Streit über die Erhöhung der Lohnnebenkosten. Als Nachfolger des zurückgetretenen SPD-Kanzlers Hermann Müller ernannte Hindenburg den bisherigen Fraktionsvorsitzenden des Zentrums, Heinrich Brüning, zum Regierungschef. Es war ein Konstruktionsfehler der Weimarer Verfassung, dass der Reichskanzler nicht vom Parlament gewählt, sondern vom Reichspräsidenten ernannt wurde. Die Erfahrung zeigt, dass sich eine Parlamentsmehrheit einem Regierungschef, den sie selbst bestimmt hat, in weit höherem Masse verpflichtet fühlt als einem Kanzler, der von einer anderen Instanz ernannt wird und sich im Parlament erst eine Mehrheit suchen muss. Da die Regierung ohne eine solche Mehrheit auf Dauer nicht im Amt bleiben konnte, war der Reichstag auf eine Weise ohnmächtig und mächtig zugleich, die erheblich zur Instabilität der Regierungen zwischen 1919 und 1930 beitrug. «Der Reichskanzler und auf seinen Vorschlag die Reichsminister werden vom Reichspräsidenten ernannt und entlassen», lautete der entsprechende Artikel 53 der Weimarer Verfassung. Im Artikel 54 hiess es dann aber: «Der Reichskanzler und die Reichsminister bedürfen zu ihrer Amtsführung des Vertrauens des Reichstags. Jeder von ihnen muss zurücktreten, wenn ihm der Reichstag durch ausdrücklichen Beschluss sein Vertrauen entzieht.» Der Verfassungsgrundsatz, dass der Ministerpräsident vom Staatsoberhaupt ernannt wird und sich dann im Parlament eine Mehrheit suchen muss, wird bis heute in Ländern wie Italien und Polen praktiziert – mit dem Ergebnis, dass auch dort die Regierungen oft sehr instabil sind und nur selten das reguläre Ende der Legislaturperiode erreichen.

Hinter dem Streit um eine 0,5-prozentige Erhöhung des Beitrags zur Arbeitslosenversicherung, an dem die Grosse Koalition scheiterte, stand aber noch ein weiteres Problem. Die Weltwirtschaftskrise zwang die demokratischen Parteien zu ordnungspolitischen Kompromissen, bei denen ihre gesellschaftliche Bindungskraft extrem strapaziert wurde. Denn in der Wirtschafts- und Sozialpolitik gab es zwischen den demokratischen Parteien und ihrer Anhängerschaft die grössten inhaltlichen Unterschiede. Zusätzliche Belastungen für die Arbeiter und die «kleinen Leute» brachten die SPD in grosse Erklärungsnot, zusätzliche Belastungen für die Wirtschaft oder die Beamten und Angestellten ihre bürgerlichen Partner.

Wie schwerwiegend diese Differenzen waren, zeigte sich im Juli 1930, als die SPD gemeinsam mit der KPD, der Mehrheit der DNVP und der NSDAP mehrfach gegen den Plan von Brüning's Minderheitsregierung stimmte, erst per Gesetz und dann per Notverordnung des Reichspräsidenten eine einkommensunabhängige «Kopfsteuer» einzuführen, die entfernt der «Kopfpauschale» für die Krankenversicherung ähnelte, wie sie eine Zeit lang von der CDU gefordert wurde. Solch ein Abstimmungsverhalten durfte sich nicht zu oft wiederholen, wollten sich die Demokraten in der schärfer werdenden Auseinandersetzung mit ihren nationalistischen Gegnern nicht gleich selbst aufgeben. Bis zur Entscheidung über Hitlers Ermächtigungsgesetz im März 1933, als der Kampf ohnehin verloren war, kam es dann auch nicht wieder vor, dass sich die beiden grossen demokratischen Parteien im Parlament auseinanderdividieren liessen.

Da die wirtschafts- und sozialpolitischen Gegensätze innerhalb des demokratischen Lagers im Sommer 1930 unüberbrückbar waren, ordnete Hindenburg auf Bitten Brüning's Neuwahlen an. Sie gaben Hitler die Möglichkeit, einen Wahlkampf in einem weitaus günstigeren Umfeld als 1928 zu führen. Seine Reden enthielten alle die gleiche Botschaft: Man hat euch 1918 mit der Novemberrevolution belogen und betrogen, und eure gegenwärtigen Probleme sind allesamt Folge dieses Betrugs. «Als im Jahre 1918 das deutsche Volk verleitet wurde, eine Revolution zu machen, da versprach man ihm das Blaue vom Himmel herunter», begann er beispielsweise am 18. August 1930 eine Wahlkampfreden vor rund 15'000 Menschen in der Kölner Rheinlandhalle.<sup>3</sup> «Nicht nur die Kriegsnot sollte ein Ende nehmen, nein, weit darüber hinaus sollte nach Beendigung des alten Zustands das deutsche Volk nun in einen glückli-

cheren, neuen hineintreten.» Vom Waffenstillstand über den Friedensvertrag bis zu den verschiedenen Reparationsplänen zählte er die Verträge und Abmachungen auf, die von den Demokraten seit November 1918 als Folge des verlorenen Krieges unterzeichnet worden waren. Und dann fragte er: Was haben alle diese Zugeständnisse gebracht und wie geht es euch jetzt?

Wie ein Arzt trat er vor die Menschen und versprach ihnen Heilung: «Und wenn ein Volk in der Gesamtheit krank geworden ist, wenn es sein Denken vergiftet hat, wenn ein Volk in der Gesamtheit nicht mehr einen vernunftmässigen, festen Boden unter den Füßen hat, dann gleicht es dem Tuberkulösen. Auch der lebt ja noch, auch der steht noch auf und verrichtet seine Tagesarbeit; aber wie? Am Ende ist er ja doch zum Untergang bestimmt, und wenn Völker von bestimmten Krankheiten ergriffen sind, dann gleichen sie dem Tuberkulösen, dann gleichen sie dem angesteckten Menschen, der tun kann, was er tun will, am Ende aber wird das Gift, das er im Leibe trägt, werden die Bazillen, die er besitzt, ihn doch zu Grund richten, und alle Lösung seiner Tagesarbeit kann sein Verderben nicht verhindern.»

Hitler glaubte zu wissen, dass die Juden die Ursache für diese «Krankheit» waren, hielt es aber nicht immer für opportun, das offen zu sagen. Wollte man in Erfahrung bringen, was aus seiner Sicht der Grund für die «Erkrankung des deutschen Volkskörpers» war und welche Gegenmassnahmen er zu welchem Zeitpunkt für angemessen hielt, hätte man allerdings nur in seinem Buch nachschlagen müssen.

Ganz offen sagte er im Reichstagswahlkampf 1930 aber, dass Deutschland neuen «Raum» erobern müsse, und er stellte dabei eine direkte Verbindung zu den Opfern des Weltkriegs her. «Wir haben zwanzig Millionen Menschen zu viel, unser Raum ist zu beengt», begann er die entsprechende Passage in Köln. Falls man dagegen nichts unternehme, müsse Deutschland «von der Bühne der Weltgeschichte» abtreten, was ein «Verbrechen an den Toten» des Weltkriegs wäre. «Dafür also sind die Millionen gefallen, und dafür sind sie zum Krüppel geworden.» Um den sonst unvermeidlichen Abstieg zu verhindern, gebe es nur zwei Alternativen: «Das deutsche Volk braucht entweder mehr Raum oder es muss wieder eine expansive Wirtschaftspolitik betreiben.» Für ihn komme nur die erstgenannte Möglichkeit infrage, denn er glaube



nicht, «dass auf endlose Zeiten ein Volk nur durch Wirtschaft allein gerettet werden kann, wenn sein eigener Lebensraum zu eng wird». Er liess zwar offen, welche Weltregion er für die «Lösung der Raumfrage» im Blick hatte, doch auch da hätte ein Blick in sein Buch schnell weitergeholfen.

Genauso unmissverständlich, wie er im Reichstagswahlkampf 1930 die Eroberung von Lebensraum und damit einen neuen Krieg propagierte, kündigte er an, im Falle einer Regierungsübernahme die Demokratie abzuschaffen: «Wenn eine Nation ihr Schicksal in die Hände der Majorität legt, das heisst der Halbheit, der Schwäche, der Feigheit, der Unwissenheit, dann muss ein solches Volk zugrunde gehen.» Er sei sowohl «Anti-Demokrat» als auch «Anti-Pazifist» und «Anti-Internationalist», und zwar alles «in letzter Konsequenz», rief er den 15'000 Zuhörern im Kölner Arbeiter-Stadtteil Ehrenfeld zu. Auch wenn er es in seinen Wahlkampfreden nicht offen sagte, waren Demokratie, Pazifismus und Internationalismus aus seiner Sicht nichts anderes als Erfindungen der Juden, mit denen sie die Widerstandskraft anderer Völker lähmen und die Welt beherrschen wollten.

Das Ergebnis der Reichstagswahl am 14. September 1930 wird gemeinhin als entscheidende Wegmarke beim Aufstieg Hitlers gesehen, weil die NSDAP um sensationelle 15,7 Prozent auf 18,3 Prozent zulegte und hinter der SPD (24,5 Prozent) zur zweitstärksten Partei wurde. Vergleicht man das Ergebnis allerdings mit der Wahl im Mai 1924, die in einer ähnlichen Krisenstimmung stattfand, und berücksichtigt die Spaltung der deutschen Gesellschaft in ein demokratisches und ein nationalistisches Lager, relativiert sich dieser Erfolg etwas. Die Nationalisten kamen zusammen auf 25,3 Prozent, was recht genau den 25 Prozent vom Mai 1924 entsprach. Allerdings war die Führung der Nationalisten nun eindeutig auf Hitler und seine NSDAP übergegangen, was sowohl eine Radikalisierung als auch eine gesellschaftliche Öffnung dieses Lagers bedeutete. Ausserdem waren die Demokraten im September 1930 mit 47,6 Prozent erstmals unter 50 Prozent geblieben und hatten damit gegenüber der Krisenwahl 1924, als sie auf 52 Prozent gekommen waren, weiter verloren. Der Rückgang ging vor allem auf das Konto der liberalen Parteien, während die SPD 1930 sogar vier Prozent mehr erhielt als im Mai 1924.

Nach der Wahl standen die Demokraten vor einer komplizierten Aufgabe: Sie mussten zusammenbleiben, um die Macht zu behalten, hatten aber zugleich darauf zu achten, durch die anstehenden wirtschafts- und

sozialpolitischen Entscheidungen ihre Wählerbasis nicht zu sehr zu schwächen. Die SPD, so formulierte es der frühere Finanzminister Rudolf Hilferding, dürfe «sich nicht gegenüber der Arbeiterschaft so kompromittieren, dass ihr nachher die Massen weglaufen».<sup>4</sup> Die Tolerierung Brünings durch die SPD war eine recht intelligente Lösung für dieses Problem, denn die Sozialdemokraten wurden dadurch nicht in vollem Masse mit der unpopulären Regierungspolitik identifiziert. Im Grunde waren die Notverordnungen des Reichspräsidenten, mit denen Brüning fortan seine Politik durchsetzte, ein Instrument, das es den Demokraten erlaubte, die Macht zu behalten, ohne eine Koalition eingehen zu müssen. Hindenburg nahm weiterhin keinen inhaltlichen Einfluss auf die politischen Entscheidungen, die zumeist bei vertraulichen Treffen der demokratischen Partei- und Fraktionsvorsitzenden abgesprochen wurden. Die Runden unter Vorsitz Brünings ähnelten den «Koalitionsausschüssen», in denen heute in der Bundesrepublik die grundsätzlichen politischen Fragen entschieden werden. Gegenüber ihren Anhängern konnten die Sozialdemokraten recht überzeugend argumentieren, dass sie «das kleinere Übel» Brüning leider tolerieren mussten, um das «grössere Übel» Hitler zu verhindern. Einen Nachteil hatte dieses Regierungsmodell allerdings: Es entstand eine Abhängigkeit vom Wohlwollen des Reichspräsidenten, zu der es bei einer regulären Koalitionsbildung nicht gekommen wäre.

Doch der greise Hindenburg hatte Brüning sein Wort gegeben, er sei der letzte von ihm ernannte Regierungschef und werde mit ihm alle Schwierigkeiten durchstehen. So setzte sich der Kanzler ein ehrgeiziges Ziel: Er wollte die Weltwirtschaftskrise dazu nutzen, die Reparationszahlungen endgültig zu beenden. Weil die Demokraten 1918/19 die volle Verantwortung für die Niederlage übernommen hatten, war für sie der verlorene Weltkrieg das grösste Hindernis, um eine dauerhafte strukturelle Mehrheit zu erreichen, die auch einen Regierungswechsel innerhalb dieses Lagers ermöglicht hätte. Die Wahl 1928 hatte gezeigt, dass selbst in vergleichsweise ruhigen Zeiten nur knapp 60 Prozent der Wähler hinter den traditionellen Parteien des demokratischen Lagers standen. Wenn es gelänge, die Krise für die dauerhafte Überwindung zumindest der materiellen Kriegsfolgen zu nutzen, hätte das zum Befreiungsschlag für die Demokraten werden können.

Das Ende der Reparationen konnte allerdings nur erreicht werden, wenn man die Krise bewusst verschärfte, um auf diese Weise die Zahlungsunfähigkeit Deutschlands unter Beweis zu stellen. Die Bereitschaft der Bevölkerung, die Folgen der Niederlage Schritt für Schritt zu überwinden, wurde also noch einmal auf eine harte Probe gestellt. «In regelmässiger Folge, etwa jedes halbe Jahr, kam eine ‚Notverordnung‘ heraus, die die Gehälter, Pensionen, sozialen Wohlfahrtsleistungen, schliesslich sogar die privaten Löhne und Zinsen heruntersetzte und wieder heruntersetzte», hat Sebastian Haffner Brünings Politik beschrieben. Die Menschen spürten, dass es einen Zusammenhang gab zwischen der Niederlage im Weltkrieg und dem Verlauf der Weltwirtschaftskrise in Deutschland. «Um die Reparationszahlungen ad absurdum zu führen, liess er es zu, dass die deutsche Wirtschaft fast zu Bruch ging, die Banken schlossen, die Arbeitslosenziffer auf sechs Millionen stieg.»<sup>5</sup>

Die Emotionen der Nationalisten, die Hitler so konsequent und radikal wie niemand sonst zum Ausdruck brachte, erhielten durch Brünings Politik enorme Zufuhr. Wer 1912 bei der letzten Reichstagswahl vor dem Krieg SPD oder Zentrum gewählt hatte, war nun knapp zwanzig Jahre älter und in aller Regel bereit, den Demokraten weiter auf ihrem schwierigen Weg zu folgen. Wer aber jünger war, stand in der grossen Versuchung, Hitlers Aufrufen zum Widerstand, zur Unbeugsamkeit und zur Revision der Niederlage zu folgen.

Doch der Reichstag war im September 1930 auf vier Jahre gewählt, sodass für ein unpopuläres Programm genug Zeit vorhanden war. Da zunächst auch kein Grund ersichtlich war, um an der Verlässlichkeit Hindenburgs zu zweifeln, fühlte sich Brüning stark genug, den Kraftakt zu wagen. Es gab für seinen Erfolg im Grunde nur ein einziges Hindernis, und genau dieses Hindernis erwies sich als zu hoch: die Reichspräsidentenwahl im Frühjahr 1932. Denn diese Wahl führte dazu, dass Hindenburg offen mit dem demokratischen Lager der deutschen Gesellschaft identifiziert wurde, und das war dann doch zu viel für den alten Herrn.

Man kann Brüning nicht vorwerfen, diese Gefahr nicht erkannt zu haben. Er versuchte zunächst, die Präsidentenwahl zu verschieben, scheiterte jedoch am Widerstand der Nationalisten im Reichstag. Anschliessend bemühte er sich fast verzweifelt, zumindest Teile des nationalistischen

schen Lagers für die Unterstützung Hindenburgs zu gewinnen. Doch auch dieser Versuch scheiterte.

Nachdem der Reichspräsident jahrelang die Politik der Demokraten absegnet hatte, war es nahezu zwangsläufig, dass er nun auch ihr Kandidat war. Noch im März 1930 hatte er die Reparationsregelung nach dem Young-Plan, der die Streckung der deutschen Zahlungen bis zum Jahr 1988 vorsah und der von den Nationalisten erbittert bekämpft wurde, mit seiner Unterschrift in Kraft gesetzt und dabei die Argumentation der Demokraten lupenrein übernommen: Nach langer Abwägung sei er zu dem Schluss gelangt, «dass trotz der schweren Belastung, die der neue Plan dem deutschen Volke für lange Jahre auferlegt, und trotz der grossen Bedenken, die gegen manche seiner Bestimmungen erhoben werden können, der Young-Plan im Vergleich mit dem Dawes-Plan eine Besserung und Entlastung darstellt und wirtschaftlich und politisch einen Fortschritt auf dem schweren Wege der Befreiung und des Wiederaufbaus Deutschlands bedeutet.»<sup>6</sup> Also keine Revision der Niederlage, sondern die schrittweise Überwindung ihrer Folgen. Wie schon bei den Locarno-Verträgen fünf Jahre zuvor handelte Hindenburg auch diesmal mehr aus Scheu vor einem Verfassungskonflikt denn aus echter Überzeugung. Doch was für die Demokraten bei der hoch emotionalisierten Frage des Young-Plans vor allem zählte, war seine Zustimmung. Spätestens seit diesem Zeitpunkt konnten sie den amtierenden Reichspräsidenten als einen der ihren sehen, spät geläutert zwar, aber doch verlässlich. Zwar hat Hindenburg den Reichskanzler wiederholt gedrängt, sein Kabinett «nach rechts» umzubauen, doch war es Brüning stets gelungen, das Staatsoberhaupt auf einen späteren Zeitpunkt zu vertrösten. Seine Vergangenheit als Symbolfigur des nationalistischen Lagers und seine Gegenwart als Schirmherr demokratischer Politik standen im Widerspruch zueinander. Doch Hindenburgs eher einfältiges Wesen hat es ihm vermutlich erleichtert, jahrelang mit diesem Konflikt zu leben. Nur zum offenen Schwur sollte es möglichst nicht kommen.

Doch genau das war die Folge der Präsidentenwahl. Im ersten Wahlgang am 13. März 1932 verfehlte Hindenburg als Kandidat der Demokraten bei sehr hoher Wahlbeteiligung (86,2 Prozent) mit 49,5 Prozent der Stimmen knapp die absolute Mehrheit. Für die Nationalisten waren zwei Kandidaten ins Rennen gegangen: Hitler, der auf 30,1 Prozent kam,



*Reichskanzler Heinrich Brüning (r.) am 28. Mai 1932, zwei Tage vor seiner Entlassung, im Gespräch mit US-Botschafter Frederic Sackett. Bei den vorgezogenen Reichstagswahlen im Juli 1932 erhielten die Nationalisten erstmals mehr Stimmen als die Demokraten.*

und der Stahlhelm-Führer Theodor Duesterberg, der 6,8 Prozent erhielt. Für den KPD-Chef Ernst Thälmann stimmten 13,2 Prozent. Vielleicht hätte sich Hindenburg noch mit der offenen Unterstützung durch die Demokraten abgefunden, wenn er wenigstens glatt im ersten Wahlgang gewonnen hätte. Doch so reagierte er «kühl und unfreundlich» auf das Ergebnis und sagte am Wahlabend zu Brüning mürrisch: «Die Partie steht remis.»<sup>7</sup> Zwar wurde Hindenburg einen Monat später am 10. April mit 53 Prozent gewählt, doch ein Vergleich des zweiten Wahlgangs mit dem ersten konnte sein Missvergnügen nur verstärken. Hitler war es gelungen, 36,8 Prozent zu erreichen und damit den Stimmenanteil von Duesterberg, der nicht wieder angetreten war, fast vollständig zu übernehmen. Das nationalistische Lager hatte sich klar und eindeutig hinter Hit-

ler gesammelt. «Meine Leute haben mich nicht gewählt», beklagte sich Hindenburg bitter, als ihm Brünings Regierungssprecher Walter Zechlin (SPD) zur Wiederwahl gratulierte. Stattdessen sei er von «den Sozis, den Katholiken und dem Berliner Tageblatt» gewählt worden.<sup>8</sup> Beim Hinweis auf Theodors Wolffs Zeitung schwang im nationalistischen Lager stets der Vorwurf mit, dass jüdische Journalisten die öffentliche Meinung im Sinne jüdischer Interessen beeinflussten. Da Thälmann drei Prozent verloren und Hindenburg dreieinhalb Prozent hinzugewonnen hatte, konnte zudem der Eindruck entstehen, dass Hindenburg seine absolute Mehrheit zumindest teilweise Wählern verdankte, die zunächst für den KPD-Chef gestimmt hatten. Nicht alle Anhänger der Kommunisten waren schliesslich so verbohrte wie die Parteiführung.

Die Wiederwahl durch das demokratische Lager muss Hindenburg so vorgekommen sein, als habe man ihn kurz vor seinem Lebensende doch noch gezwungen, gleichzeitig die Friedensresolution 1917, den Waffenstillstand 1918 und den Friedensvertrag 1919 zu unterschreiben. «Wegen meines Namens und meiner Ehre», so sagte er wenige Wochen später zu Brüning, müsse er ihn als Reichskanzler entlassen. Was meinte er damit? Dass er schon als blutjunger Mann in Königgrätz und Sedan für Preussens König gekämpft hatte? Dass er 1871 im Spiegelsaal von Versailles die Reichsgründung miterlebt hatte und später ausgewählt worden war, an der Bahre von Kaiser Wilhelm I. die Totenwache zu halten? Dass er während des Weltkriegs und dann wieder 1925 die unumstrittene Symbolfigur des nationalen Lagers gewesen war? Mit Glück und Geschick war es ihm gelungen, weder mit dem Waffenstillstand noch mit dem Friedensvertrag in Verbindung gebracht zu werden. Und nun sollte er der Präsident jener Kräfte sein, die dafür aus seiner Sicht die Verantwortung trugen? Es war ein wenig wie 1849, als der preussische König Friedrich Wilhelm IV. die ihm von den Demokraten angetragene Kaiserkrone mit der Begründung zurückwies, sie trage den «Ludergeruch der Revolution».

Hindenburg zog sich nach seiner Wiederwahl zunächst für einige Wochen auf sein Gut Neudeck in Ostpreussen zurück, wo sein Entschluss zur Entlassung Brünings endgültig reifte. Dieses eine Mal nun wollte er mutig sein. Ein Scheidungsgrund ist in solchen Situationen meist schnell gefunden. Es war der Plan des Kanzlers, einige hoch verschuldete Güter

im Osten zu enteignen, was sich als «Agrarbolschewismus» diffamieren liess.

Ein Problem allerdings war offensichtlich: Im nationalistischen Lager, dem sich das Staatsoberhaupt nun wieder annähern wollte, gab es fast niemanden mehr – ausser Hitler. Da ihm dieser Mann nicht geheuer war, freundete sich Hindenburg mit der Idee seines wichtigsten Beraters Kurt von Schleicher an, einen Hinterbänkler vom nationalistischen Rand der Zentrumspartei zum Kanzler zu berufen. Vielleicht könnte dieser Franz von Papen ja eine neue Mehrheit zustande bringen zwischen rechten Demokraten und gemässigten Nationalisten.

Nach seiner Rückkehr aus Ostpreussen empfing Hindenburg am 29. Mai den Reichskanzler, um ihm seine bevorstehende Entlassung mitzuteilen. In einer Art Verzweiflungsakt bot Brüning an, zunächst in den Ländern einen «Schwenk nach rechts» zu unternehmen und auf nationaler Ebene den Einfluss des Reichstags noch weiter zurückzudrängen. Hindenburg reagierte kühl: «Über Ihre Neigung, nach rechts zu gehen, hört man aber auch ganz andere Ansichten.» Der Reichspräsident setzte seine Brille auf, ergriff ein Blatt Papier auf seinem Schreibtisch und verlas einen vorformulierten Text: «Erstens. Die Regierung erhält, weil sie zu unpopulär ist, von mir nicht mehr die Erlaubnis, neue Notverordnungen zu erlassen. Zweitens. Die Regierung erhält von mir nicht mehr das Recht, Personalveränderungen vorzunehmen.»

Brüning antwortete: «Wenn ich die mir soeben vorgelesenen Äusserungen richtig verstehe, so wünschen Sie, Herr Reichspräsident, die Gesamtdemission des Kabinetts.»

«Jawohl. Diese Regierung muss weg, weil sie unpopulär ist.»

Hindenburg kündigte Brüning an, ihn am nächsten Tag offiziell zu entlassen.

Als sich diese Nachricht herumsprach, erkannten sowohl die SPD als auch die ehemaligen Kriegsgegner Deutschlands, was auf dem Spiel stand. SPD-Chef Otto Wels versicherte Brüning am Morgen des 30. Mai, seine Partei sei zu weiteren Opfern bereit, um ihn im Amt zu halten. Und der US-Botschafter in Berlin, Frederic Sackett, bestand darauf, Brüning unbedingt vor seinem Treffen mit Hindenburg zu sprechen. Er teilte dem Kanzler mit, Frankreich sehe «die absolute Notwendigkeit», Brünings Position in Deutschland zu stärken, und sei daher in der Reparationsfrage zu grossen Zugeständnissen bereit.

Doch nun war es zu spät. Der Machtverlust der deutschen Demokraten war nicht mehr aufzuhalten und vollzog sich in dreieinhalb Minuten. Brüning hat seine Entlassung wie die Szene eines Theaterstücks beschrieben. Am 30. Mai 1932 jährte sich die Schlacht am Skagerrak zum sechzehnten Mal – einer jener vielen «Siege» des Weltkriegs, die eine gewaltige Aufwallung nationaler Gefühle ausgelöst, Deutschland einem erfolgreichen Abschluss des Krieges jedoch keinen Schritt nähergebracht hatten. Bei Gefechten in der Nordsee hatte die deutsche Flotte zwischen dem 30. Mai und dem 1. Juni 1916 fast doppelt so viel Schiffsraum versenkt wie die britische Marine. Doch deren Seeblockade blieb ungebrochen. Zur Erinnerung an diesen «Sieg» spielte traditionell am 30. Mai um 12 Uhr mittags eine Marinekapelle vor dem Reichspräsidenten auf.

Brüning berichtet, er habe ursprünglich nach dem Aufmarsch der Skagerrak-Wache zu Hindenburg kommen sollen. Im letzten Moment sei das Treffen aber auf 11.55 Uhr vorverlegt worden.

«Um 11.54 Uhr wurde ich hereingeführt zum Reichspräsidenten. Ich überbrachte die Demission. Einige höfliche Worte auf beiden Seiten. Schon klang die Musik der Matrosenwache von der Hohenzollernstrasse her durch den Garten.

Ich erhob mich. Der Reichspräsident sagte: ‚Ich musste Sie wegen meines Namens und meiner Ehre entlassene

Antwort: ‚Herr Reichspräsident, auch ich habe einen Namen und eine Ehre vor der Geschichte zu verteidigen!‘

Sekunden des Schweigens. Die Musik wird lauter.

Ich sagte: ‚Herr Reichspräsident, ich muss mich jetzt verabschieden, damit Sie rechtzeitig beim Aufziehen der Wache in das Portal treten können.‘

Der Reichspräsident: ‚Darf ich Sie noch einmal beim Portepée fassen, dass Sie das Aussenministerium übernehmen?‘

Ich stand bereits an der Tür. Bis jetzt hatte der Reichspräsident an beiden Tagen noch kein Wort des Dankes ausgesprochen.»

Brüning antwortete, er sei kein Bethmann Hollweg, der eine als falsch erkannte Politik vertrete, und forderte Hindenburg auf, sich von seinen Beratern nicht zum Verfassungsbruch verleiten zu lassen.

«Der Reichspräsident sah mich scharf an. Schon klopfte es an der Türe. Anscheinend hatte man Sorge, die Unterhaltung dauere zu lange. Die Unterhaltung hatte drei und eine halbe Minute gedauert. Ich ver-



beugte mich stumm, zog mich im Vorraum an, ging durch den Garten zurück, während der Reichspräsident in das Portal trat und die Ehrenkompanie der Marine mit klingendem Spiel salutierte.»<sup>9</sup>

Am 30. Mai 1932, kurz vor zwölf Uhr mittags, hatten die Demokraten in Deutschland die Macht verloren. «So endete die letzte Regierung im Nachkriegsdeutschland, die das deutsche Volk vielleicht in den Genuss einer stetigen und zivilisierten Verfassung gesetzt und ihm friedliche Wege der Verständigung mit den Nachbarn geöffnet hätte», hat Winston Churchill die Entlassung Brünings kommentiert.<sup>10</sup>

Der Zufall wollte es, dass sich an diesem Tag auch noch ein anderes Ereignis jährte, das wie wenige andere bis heute die Tradition des demokratischen Lagers in Deutschland begründet. 100 Jahre zuvor, am 30. Mai 1832, war das Fest auf dem Hambacher Schloss zu Ende gegangen. Zur Erinnerung daran spielte in Berlin keine Militärkapelle auf.

Als Brünings Memoiren nach seinem Tod 1970 erschienen, sorgte es für einige Verwunderung, dass er darin über seinen Plan für eine Restauration der Monarchie berichtete. Nach dem endgültigen Ende der Reparationen habe er in Deutschland eine parlamentarische Monarchie nach dem Vorbild Grossbritanniens einführen wollen, was für ihn ausschliesslich eine Frage des Kalküls und nicht des Gefühls gewesen sei. Diese posthume «Enthüllung» war allerdings weniger spektakulär als es schien, denn schon 1935 hatte Brüning gegenüber Harry Graf Kessler über entsprechende Pläne berichtet.<sup>11</sup> Auch Churchill schrieb darüber auf wohlwollende Weise in seinen Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg, die bereits in den fünfziger Jahren veröffentlicht wurden.

Der Gedanke an eine Restauration der Monarchie, vermutlich mit einem Hohenzoller an der Spitze des Staates, erscheint zumindest auf den ersten Blick als reaktionär. Doch wenn es den Demokraten gelungen wäre, die Regierungsmacht bis zum Ende der Reparationen und einer Besserung der wirtschaftlichen Situation zu behaupten, hätten sie mit grosser Überzeugungskraft darlegen können, dass es richtig war, die Folgen der Niederlage schrittweise zu überwinden.

Parallel dazu wäre die Einsetzung eines Kaisers, der sich wie die Monarchen in anderen europäischen Ländern auf repräsentative Aufgaben beschränkt hätte, ein symbolträchtiges Versöhnungsangebot an die gemässigten Teile des nationalistischen Lagers gewesen, die durch Hitler in die Defensive gedrängt waren, aber noch immer eine wichtige gesell-

schaftliche Gruppe darstellten. Die Einführung einer parlamentarischen Monarchie, bei der das Amt des Reichspräsidenten weggefallen wäre, hätte zugleich die Möglichkeit geboten, das unausgewogene Machtverhältnis zwischen Regierung, Parlament und Staatsoberhaupt neu zu ordnen und den Reichskanzler endlich vom Reichstag wählen zu lassen.

Weil Brüning keinen – oder zu späten – Erfolg hatte, wird über seinem Namen für immer der Schatten Hitlers schweben. Er ging ein erhebliches Risiko ein, und es führt kein Weg um die Feststellung herum, dass dieses Risiko zu hoch war. Doch zumindest lag seiner Politik eine klare Konzeption zugrunde, was sich nicht von allen führenden demokratischen Politikern dieser Jahre sagen lässt.

## XI.

### ZWISCHENSPIEL

Rund 650 Unternehmer aus dem Westen Deutschlands sassen am späten Nachmittag des 26. Januar 1932 im grossen Ballsaal des Düsseldorfer Parkhotels beisammen und warteten auf einen besonderen Gast. Adolf Hitler sollte zu ihnen sprechen, der «Führer» jener Partei, die seit einigen Jahren erstaunliche Wahlerfolge erzielte. Der letzte lag erst wenige Wochen zurück: Bei der Landtagswahl in Hessen am 15. November 1931 war die NSDAP mit 37 Prozent zur mit Abstand stärksten Partei geworden und hatte fast so viele Stimmen erhalten wie alle Parteien des demokratischen Lagers zusammen.

Fritz Thyssen, Aufsichtsratschef der Vereinigten Stahlwerke AG und als Mitglied der DNVP ein aktiver Unterstützer des nationalistischen Lagers, empfand schon seit längerer Zeit grosse Sympathie für Hitler. Er liess ihm immer wieder Geldspenden zukommen und vermittelte Anfang 1932 den berühmten Auftritt vor dem Düsseldorfer Industrieclub. Das Ereignis gilt bis heute weithin als Beleg für enge Verbindungen zwischen Unternehmern und den Nazis. Es trifft zwar zu, dass sich Hitler in dieser Rede für den Erhalt der bestehenden Wirtschaftsordnung aussprach.<sup>1</sup> Doch zugleich postulierte er einen klaren Primat der Politik über die Wirtschaft. Es sei ein Irrtum zu glauben, «mit wirtschaftlicher Methodik etwa die Machtstellung Deutschlands wieder zurückgewinnen zu können, statt einzusehen, dass die Machtposition die Voraussetzung für die Hebung der wirtschaftlichen Situation ist». Entscheidend sei es, jenen «Krankheits-Herd» zu treffen, der auch das Wirtschaftsleben infiziert habe; dabei könne es nur «eine grundsätzliche Lösung» geben.

Als die politische Macht aufgrund der zunehmenden Wahlerfolge in greifbare Nähe gerückt zu sein schien, hielt Hitler es nicht mehr für opportun, die Juden in öffentlichen Reden beim Namen zu nennen. Vermutlich befürchtete er, mögliche Wähler und Sympathisanten zu ver-

schrecken, die seinen Judenhass nicht oder nicht in gleichem Masse teilten. Auch in seiner rund zweieinhalbstündigen Ansprache vor dem Düsseldorfer Industrieclub erwähnte er die Juden kein einziges Mal. Doch in seiner Vorstellungswelt blieben sie allgegenwärtig. Er erklärte seinen Zuhörern die aktuelle Krise Deutschlands als Folge einer schweren Krankheit, die schon lange im deutschen Volkskörper geschlummert habe, im November 1918 zum Ausbruch gekommen sei und seitdem ihre verheerende Wirkung entfalte. Die Wirtschaftskrise sei die Folge «unserer inneren geistigen – ich möchte fast sagen – Verirrung, unserer inneren Zersetzung, unseres inneren Zerfalls». Jede Not, fuhr er fort, habe irgendeine Wurzel. Es genüge daher nicht, «dass ich an der Peripherie der Not herumdoktere, und von Zeit zu Zeit versuche, die Krebsgeschwulst zu beschneiden, sondern ich muss an den Erreger, an die Ursache herankommen». Es sei belanglos, «ob diese erregende Ursache heute oder morgen schon gefunden oder beseitigt wird, sondern wesentlich ist, dass ohne ihre Beseitigung keine Heilung erfolgen kann». Er lehne es ab, zur Heilung der Krankheit, die den deutschen Volkskörper erfasst habe, nur solche Mittel anzuwenden, die zu einer Linderung der Schmerzen führten, die Ursache aber nicht beseitigten.

«Meine Herren», so wandte er sich wenig später an die Zuhörer, «wir haben doch selbst erlebt, dass Deutschland durch eine geistige Verirrung, deren Folgeerscheinungen Sie heute praktisch überall spüren, den Krieg verlor». «Schon in der Zeit, in der Bismarck «Deutschland machtvoll einigte», habe «die weltanschauliche Zerreiſsung» begonnen. Und keineswegs habe sich der Marxismus beim Beginn des Krieges im Sommer 1914 plötzlich zur Nation bekannt. «Nein! Der deutsche Arbeiter hat sich 1914 in intuitiver Erkenntnis abgewendet und gegen seine Führung den Weg zur Nation gefunden.» Starken Beifall verzeichnet das Protokoll an dieser Stelle. Und Hitler fuhr fort: «Der Marxismus selbst als Vorstellung und Idee kennt keine deutsche Nation, kennt keinen nationalen Staat, sondern kennt nur die Internationale.» Hatte er in «Mein Kampf» geschrieben, der Beginn des Weltkriegs wäre der richtige Moment gewesen, «die jüdischen Volksvergifter unbarmherzig auszurotten», so verzichtete er im exklusiven Ambiente des Düsseldorfer Parkhotels auf solche Aussagen. Ganz im Unklaren liess er seine Zuhörer allerdings nicht darüber, wen er für den eigentlich Schuldigen an der

Niederlage und ihren Folgen hielt. Sowohl der Friedensvertrag von Versailles als auch die «ausserordentlich schweren geistigen Kämpfe», denen die Welt noch entgegengehe, hätten «letzten Endes ihre tiefste Ursache sogar in Rassetatsächlichkeiten».

Auch Mommsens Formulierung vom «Ferment der Dekomposition» benutzte er im Düsseldorfer Parkhotel, verzichtete aber ebenfalls darauf, die Juden direkt zu erwähnen. Nach dem Weltkrieg sei er zu der Überzeugung gelangt, «von kleinster Zelle aus» müsse «ein neuer Volkskörper» gebildet werden, der die «Fermente der Dekomposition» überwinde. Und ganz offen bekannte er sich zu seinem Ziel, die Demokratie abzuschaffen. Die Demokratie könne weder beim Militär noch in der Wirtschaft funktionieren und sei daher auch für den Staat ungeeignet. Hitler schloss seine Rede mit dem Bekenntnis, er wolle einen «vollständig innerlich regenerierten deutschen Volkskörper» erschaffen, «unduldsam und unerbittlich gegen jeden, der diesen Volkskörper wieder zu zerstören und zu zersetzen trachtet – und im Übrigen zu Freundschaft und Frieden bereit mit jedem, der Freundschaft und Frieden will».

Da bei der Rede keine Journalisten zugelassen waren, wurde über ihren Inhalt zunächst wenig bekannt, was zu vielen Spekulationen über das Verhältnis von Hitler zur Grossindustrie führte. Für die deutsche Öffentlichkeit war hingegen eine Erklärung bestimmt, die Hitler zwei Monate später unter dem Titel «Mein Programm» in hoher Auflage veröffentlichten liess.<sup>2</sup> Auch in diesem Text, der vor dem zweiten Wahlgang der Reichspräsidentenwahl sowie den wichtigen Landtagswahlen in Preussen, Bayern, Württemberg und Hamburg erschien, wurden die Juden mit keinem Wort erwähnt. Doch wie seine Rede vor dem Industrie-Club stand auch dieses Wahlmanifest im Einklang mit seiner Theorie, das «jüdische Gift» habe «den deutschen Volkskörper zersetzt» und dadurch den Zusammenbruch im Weltkrieg herbeigeführt. Hitler wiederholte seine Behauptung, die Niederlage im Weltkrieg sei Folge einer plötzlich zum Ausbruch gekommenen inneren Schwäche gewesen. Nach «beispiellosem Widerstand fast gegen die gesamte Welt» habe das deutsche Volk «in einer wenige Tage dauernden inneren Katastrophe die äussere Widerstandskraft und damit seine Freiheit» verloren. Alle seit der Niederlage aufgetretenen wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten seien Folge dieser inneren Katastrophe, die dazu noch «die Blutopfer

von viereinhalb Jahren» entwertet habe. Erneut schrieb er über den November 1918 wie über einen verheerenden persönlichen Schicksalschlag: «Eine entsetzliche, furchtbare, alle Gebiete und alle Seiten unseres Lebens erfassende Katastrophe» habe sich damals in Deutschland ereignet, «ein Zusammenbruch, für den nicht Gott, sondern für den Menschen verantwortlich sind». Die gegenwärtigen Probleme seien zwangsläufig «der böse Fluch einer bösen Tat, für die diejenigen haftbar sind, die ihre geistigen Träger und praktischen Vertreter waren». Zwar warf er den Demokraten vor, «die Verantwortlichen am deutschen Zusammenbruch, an der Not und am Elend unseres Volkes» zu sein, was der Grundüberzeugung des nationalistischen Lagers entsprach. Aber er hatte ja oft genug betont, dass aus seiner Sicht die eigentliche Ursache für den Zusammenbruch viel tiefer liege. Wb er diese Ursachen sah, deutete er mit der Bemerkung an, «die Vergiftung und Zersetzung eines Volkskörpers durch die Erscheinungen unseres Kulturbolschewismus» seien fast noch verheerender «als die Wirkung des politischen und wirtschaftlichen Kommunismus».

Durch die Belastungen der Weltwirtschaftskrise konnte bei vielen Deutschen das Gefühl entstehen, sie müssten für den verlorenen Weltkrieg erneut einen sehr hohen Preis bezahlen. Tatsächlich gab es durch Brünings Politik einen direkten Zusammenhang zwischen der Niederlage 1918 und dem Verlauf der Krise in Deutschland; das war der entscheidende Unterschied zu Ländern wie Grossbritannien oder den USA. Brünings grösste Befürchtung war es, dass Deutschland «nicht mehr als eine kleine Herabsetzung der Reparationen oder ein zwei- bis dreijähriges Moratorium» erhalten würde und nach einem Abflauen der Krise die Zahlungen an die ehemaligen Kriegsgegner wieder aufnehmen müsse. Er verfolgte eine Politik des alles oder nichts und verzichtete darauf, Teilerfolge wie etwa das Hoover-Moratorium – die einjährige Aussetzung aller Reparationszahlungen durch US-Präsident Herbert Hoover im Juli 1931 – in irgendeiner Weise zu begrüssen oder gar zu feiern. Stattdessen gab er immer neue Durchhalteparolen aus und vertrat den Standpunkt, die Regierung müsse in der Reparationsfrage «aufs Ganze» und «bis zum Äussersten» gehen.<sup>3</sup> Zinsgünstige Unternehmenskredite, indirekte Lohnzuschüsse, staatliche Beschäftigungsprogramme: Vorschläge zur Abmilderung der Krise lagen zuhauf in Brünings Schubladen, doch so lange die Reparationen nicht endgültig gestrichen waren, schloss er ihre Umsetzung kategorisch aus.

Insofern enthielt Brüning's spätere Äusserung, er sei hundert Meter vor dem Ziel gestoppt worden, einen wahren Kern. Die endgültige Streichung der Reparationen war am Tag seines erzwungenen Rücktritts bereits absehbar und wurde wenige Wochen später bei einer Konferenz in Lausanne auch öffentlich verkündet. Wäre Brüning im Amt geblieben, hätte dieser aussenpolitische Erfolg seine «persönliche Stellung selbstverständlich zu triumphaler Höhe erhoben», wie Churchill mit nur geringer Übertreibung schreibt.<sup>4</sup> Die Überzeugung der Demokraten, dass es richtig war, die Folgen der Niederlage 1918 schrittweise zu überwinden, wäre nachdrücklich bestätigt worden. Zusammen mit einer Belebung der Wirtschaft, die nur noch eine Frage der Zeit war, hätte es eine gute Grundlage für ein dauerhaftes Wiedererstarken des demokratischen Lagers gegeben.

Es kam bekanntlich anders: Am Tag nach Brüning's Rücktritt ernannte Hindenburg den bisherigen Zentrumsabgeordneten Franz von Papen zum Reichskanzler. Hindenburg's Entscheidung für den in der Öffentlichkeit nahezu unbekanntem Hinterbänkler vom äussersten rechten Rand des Zentrums erinnert an die Ernennung der schwachen Reichskanzler während des Ersten Weltkriegs, die beiden Lagern der deutschen Gesellschaft genehm sein sollten.

Doch nun war alles anders geworden. Nachdem die Demokraten fast 14 Jahre lang selbst die Macht ausgeübt hatten, waren sie nicht mehr bereit, einen mittelmässigen Verlegenheitskandidaten als Regierungschef zu akzeptieren. Von Papen musste noch vor seinem Amtsantritt das Zentrum verlassen, um einem Parteiausschluss zuvorzukommen. Und auch die SPD machte sofort klar, dass er nicht mit ihrer parlamentarischen Unterstützung würde rechnen können.

Denn auch bei den Nationalisten gab es mit Hitler nun einen Mann, der die ganze Macht wollte. So wie sich die Dinge seit 1918 entwickelt hatten, konnte nur ein Lager die politische Herrschaft ausüben: die Demokraten oder die Nationalisten. Schon während des Weltkriegs hatten die Kompromisse zwischen den beiden grossen Lagern der deutschen Gesellschaft nur zu einem Machtvakuum und zur organisierten Verantwortungslosigkeit geführt. Jetzt waren sie völlig unmöglich geworden; von Papen's Kanzlerschaft konnte nur ein Zwischenspiel sein.

Geschickt köderte Hitler den neuen Reichskanzler mit dem Angebot, ihm die notwendige Unterstützung im Reichstag zu verschaffen. Weil

Hindenburg einen Verfassungsbruch weiter ablehnte und von Papen über kurz oder lang eine Mehrheit im Parlament brauchte, machte er Hitler Zugeständnisse. Auf von Papens Bitte löste Hindenburg den Reichstag auf und ermöglichte so zum denkbar ungünstigsten Zeitpunkt Neuwahlen: wenige Wochen nach dem Scheitern der demokratischen Regierung und auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise. Als Nächstes hob von Papen das im Frühjahr verhängte Verbot von SA und SS auf und entmachtete schliesslich am 20. Juli mit dem «Preussenschlag» auch noch die demokratische Regierung des mit Abstand grössten Einzelstaats. Sie war zwar mangels parlamentarischer Mehrheit nur noch geschäftsführend im Amt, hatte sich aber dadurch die Kontrolle über die Polizei gesichert. Erst mit der Entlassung Brünings wurde jene Lawine ausgelöst, die fast unweigerlich zur Machtübernahme Hitlers führte.

Sein Wahlkampf im Sommer 1932 glich mancherorts einem Triumphzug, so etwa am 23. Juli in Sachsen: 16'000 Zuhörer in der Kleinstadt Zittau, 30'000 Zuhörer in Bautzen, rund 100'000 in Dresden und am Tag darauf noch einmal – vergleichsweise bescheidene – 40'000 in Leipzig und dann wieder 30'000 Zuhörer im viel kleineren Dessau. Anders als bei heutigen Wahlkampfveranstaltungen mussten die Zuhörer hohe Eintrittspreise zahlen. In Zittau beispielsweise lagen die Tarife sozial gestaffelt zwischen 50 Pfennig und 10 Reichsmark. Für Leipzig ist ein Eintrittspreis von fünf Reichsmark überliefert. Zum Vergleich: Die monatliche Arbeitslosenunterstützung für eine Familie betrug damals rund 80 Reichsmark, eine kleine Wohnung wurde für rund 35 Reichsmark im Monat vermietet und eine Zeitung kostete zwischen 10 und 20 Pfennig. Fünf oder gar zehn Reichsmark Eintritt waren ein sehr hoher Preis.

Von der Eroberung neuen Lebensraums sprach Hitler in seinen Wahlkampfreden nun nicht mehr. Stattdessen stellte er ein anderes Thema ganz in den Mittelpunkt seiner umjubelten Ansprachen: die seit 1918 verloren gegangene innere Einheit des Volkes, die er wieder herstellen werde. Bei der bevorstehenden Reichstagswahl gehe es um die Frage, so begann er am 23. Juli seine Rede vor 100'000 Menschen in Dresden, «wer nun in Deutschland endgültig das Leben bestimmt, der Geist des internationalen Pazifismus, der demokratischen Zersplitterung, der Unterwürfigkeit oder der Geist einer nationalen Wiedergesundung.» Er vertraue auf den Wahlsieg derjenigen, «die glauben, dass die Basis alles Le-



bens nur in der Kraft der eigenen Rasse, der eigenen Nation liegt». Wieder erweckte er den Eindruck, eine «Krankheit» des Volkes heilen zu können.

Voraussetzung dafür sei, die Folgen der Niederlage nicht mehr schrittweise überwinden zu wollen. 13 Jahre lang hätten die Demokraten «unser Volk in die unwürdige Rolle des Erfüllungssklaven gedrängt ... 13 Jahre lang haben sie gesündigt gegen unser Volk, 13 Jahre nicht den Wert der Arbeit gekannt, 13 Jahre sich vor der internationalen Hochfinanz gebeugt.» In allen seinen Reden blieb die Niederlage im Weltkrieg der zentrale Bezugspunkt.

«Wenn Sie am 31. Juli zur Wahl gehen, dann bitte ich Sie vor allem darum, vergessen Sie auf wenige Stunden, vielleicht zum ersten Mal Ihren teuren Stand, Ihre hohe oder nicht hohe Herkunft, Ihre früheren Parteien», appellierte er an seine Zuhörer. «Vergessen Sie selbst auch einmal Ihre Konfession, vergessen Sie auch alles das, was Sie trennen könnte und denken Sie einmal in Ihrem Leben an das, was am Ende war und was sein muss für alle Zukunft, nämlich an unser Volk.» Mit solchen Aussagen traf er die Demokraten an einem empfindlichen Punkt. Während die liberalen Parteien ihre gesellschaftliche Bindungskraft fast vollständig verloren hatten, galt die SPD noch immer in erster Linie als Partei der Arbeiter und das Zentrum als Partei der Katholiken. Zwar war es der SPD in einem Land wie Sachsen mit fast ausschliesslich evangelischer Bevölkerung gelungen, auch einen Teil des Bürgertums an sich zu binden, doch stiess diese Integrationskraft zwangsläufig an ihre Grenzen. Mehr denn je fehlte im Sommer 1932 in Deutschland eine demokratische Volkspartei, in der auch konservative Positionen eine Heimat gefunden hätten.

Hinzu kam, dass die Demokraten nun im Gegensatz zu den Nationalisten ohne Kanzlerkandidaten antreten mussten. Bei der Reichspräsidentenwahl im Frühjahr hatten sie mit Hindenburg einen Spitzenkandidaten gehabt und in beiden Wahlgängen eine klare Mehrheit errungen. Dann aber hatte der Reichspräsident seine Wähler verraten und ihren Kanzler entlassen. Mit einem gescheiterten Regierungschef in eine Wahl zu gehen, ist immer ein grosses Manko, zumal die Gründe für Brüning's Demission der Öffentlichkeit völlig verborgen blieben. Die Entlassung des Zentrumskanzlers war schon der zweite Wahlbetrug Hindenburgs. Nach



*Reichskanzler Franz von Papen (l.) bei einer Unterhaltung mit Joseph Goebbels und Adolf Hitler. Da ihm sowohl Hitler als auch die beiden grossen Parteien des demokratischen Lagers die Unterstützung verweigerten, konnte seine Kanzlerschaft nur ein Zwischenspiel sein.*

seiner Wahl 1925 hatte er die Hoffnungen der Nationalisten enttäuscht und damit zur späteren Radikalisierung dieses Lagers beigetragen.

Die Reichstagswahl am 31. Juli 1932 brachte Hitler bei einer erneut sehr hohen Beteiligung (83,4 Prozent) den wirklichen Durchbruch: 37,3 Prozent. Zählt man die 5,9 Prozent für die DNVP hinzu, so war es dem nationalistischen Lager nun zum ersten Mal gelungen, die Demokraten mit 43,2 Prozent zu 39,4 Prozent klar zu schlagen. Die Kommunisten hielten mit 14,3 Prozent eine Sperrminorität. Anders als 1930 war nun selbst unter Einbeziehung einer interessegeleiteten Partei für die Demokraten keine parlamentarische Mehrheit mehr möglich. Die beiden liberalen Parteien DVP (1,2 Prozent) und die ehemalige DDP, die unter dem lächerlichen Namen Deutsche Staatspartei ein Prozent erhielt, waren vom Wähler nahezu vernichtet worden.

Trotz aller Versprechungen, mit denen er die Auflösung des Reichstags und die Wiederzulassung seiner Milizen erreicht hatte, verweigerte Hitler dem Reichskanzler die Unterstützung im Reichstag, sodass von Papen am 12. September 1932 mit 512 zu 42 Stimmen die grösste Abstimmungsniederlage eines Regierungschefs in der deutschen Parla-

mentsgeschichte erlitt. Wie von Hindenburg beabsichtigt, war es von Papen zwar tatsächlich gelungen, ein Bündnis zwischen rechten Demokraten und gemässigten Nationalisten zu schliessen. Allerdings nur in unbedeutender Grössenordnung, denn die beiden Parteien, die ihn im Reichstag unterstützten, die DNVP (5,9 Prozent) und die DVP, waren in ihren jeweiligen Lagern nur noch Randerscheinungen. Die Führungsparteien der Demokraten, SPD und Zentrum, stimmten hingegen ebenso gegen den Kanzler wie die Führungspartei der Nationalisten, die NSDAP. Und die KPD, die den Misstrauensantrag gegen von Papen überhaupt erst eingebracht hatte, natürlich auch. Also wieder Neuwahlen.

Nie zuvor und nie danach wurde in Deutschland häufiger und mit höherer Beteiligung gewählt als in den zwölf Monaten zwischen dem ersten Wahlgang der Reichspräsidentenwahl am 13. März 1932 und der letzten halbwegs demokratischen Reichstagswahl am 5. März 1933. Anders als man vielleicht vermuten könnte, führten die ständigen Wahlkämpfe zu keiner Politikverdrossenheit, sondern hielten die politische Emotionalisierung der Bevölkerung ständig auf einem sehr hohen Niveau.

Bei der Reichstagswahl am 6. November konnte das nationalistische Lager die Demokraten erneut mit 41,6 zu 38,3 Prozent schlagen. Zugleich wuchs die Sperrminorität der KPD, die von einer realen Machtperspektive aber noch immer weit entfernt war, auf 16,9 Prozent an. Innerhalb beider grosser Lager kam es zu einer leichten Kräfteverschiebung: Bei den Nationalisten verlor die NSDAP etwas mehr an Stimmen als die DNVP hinzugewann, bei den Demokraten gewann die DVP hinzu, während SPD und Zentrum/BVP leicht verloren. Auch wenn die beiden Parteien, die unter von Papen ein lagerübergreifendes Bündnis eingegangen waren, etwas zugelegt hatten, änderte auch die Wahl im November 1932 nichts daran, dass die NSDAP die Führungskraft bei den Nationalisten und SPD sowie das Zentrum die Führungskräfte bei den Demokraten blieben. Der Abstand zwischen beiden Lagern hatte sich von 3,8 Prozent im Juli auf 3,3 Prozent im November leicht verringert.

Da für ein breites lagerübergreifendes Bündnis weiterhin die Voraussetzungen fehlten, gab es auch Ende 1932 nur zwei realistische Alternativen. Entweder würde es den Demokraten auf irgendeine Weise gelingen, die Macht zurückzuerobern. Oder die Macht würde den Nationali-

sten zufallen, was aufgrund der Kräfteverhältnisse in diesem Lager die Herrschaft Hitlers bedeutete.

Da sich Hindenburg gegen diese Erkenntnis sträubte, ernannte er am 3. Dezember seinen langjährigen Berater Kurt von Schleicher zum Reichskanzler – allerdings schon mit der leicht resignierenden Bemerkung, nun müsse man «in Gottes Namen Herrn von Schleicher sein Glück versuchen lassen». Der ehemalige General versuchte nun in einem gleichermassen verwegenen wie aussichtslosen Handstreich noch einmal, ein Bündnis zwischen Nationalisten und Demokraten zu schliessen. Anders als von Papen setzte er allerdings nicht auf die marginalisierten Rechtsliberalen und die gemässigten Nationalisten, sondern auf den «linken» Teil der NSDAP und rechte Kreise der SPD sowie der Gewerkschaften. Schleicher hoffte, sich sozialpolitische Übereinstimmungen zwischen diesen Gruppen zunutzemachen zu können. In den grundlegenden Fragen waren die Gräben zwischen den beiden Lagern jedoch so tief, dass ein solcher Versuch zwangsläufig scheitern musste. Das betraf die Haltung zu den Menschenrechten und einer friedlichen Aussenpolitik ebenso wie die Antwort auf die Frage, warum der Weltkrieg verloren gegangen und welche Schlussfolgerung aus dem sinnlosen Tod von zwei Millionen deutschen Soldaten zu ziehen war.

Grosse politische Lager gibt es in fast allen westlichen Ländern; in gewisser Weise sind sie sogar eine Voraussetzung für das Funktionieren der Demokratie. Höchst problematisch wird eine solche Lagerbildung allerdings, wenn nicht mehr politische Konkurrenz, sondern Todfeindschaft zwischen den Lagern herrscht. Es gab in Deutschland Zweckbündnisse, Formelkompromisse, Gedankenspiele sowie persönliche Sympathien und Antipathien, durch die das Bestehen der beiden grossen Lager seit 1917 immer einmal wieder verdeckt wurde. Doch in jeder zugespitzten politischen Entscheidungssituation zeichnete sich ihre Existenz klar ab.

Gerade Hitler hatte ein sehr gutes Gespür für die Lagerbildung in der Gesellschaft. So rechnete er nach dem ersten Wahlgang der Reichspräsidentenwahl im März 1932 die Stimmen, die für den DNVP-Kandidaten Duesterberg abgegeben worden waren, ganz selbstverständlich sich selbst zu. Noch am Wahlabend veröffentlichte er eine Erklärung, die mit den Worten begann: «Parteigenossen! Durch unsere Energie und Zähigkeit sind wir von sieben Mann nunmehr auf 11,3 Millionen gewachsen!

Die übrigen nationalen Kräfte eingerechnet, umfassen wir damit rund 13,8 Millionen. Es muss möglich sein, die fehlenden zweieinhalb Millionen aus der gegnerischen Front herauszureissen und dorthin zu führen, wohin sie gehören.» Letzteres gelang Hitler im zweiten Wahlgang zwar nicht, doch die vorweggenommene Addition seiner Stimmen mit jenen für Duesterberg wurde vier Wochen später vollauf bestätigt. Tatsächlich stand die DNVP in den emotional aufrührenden Grundfragen den Nazis sehr viel näher als Demokraten, auch wenn dieser Partei aufgrund ihrer Bindung an die alten Eliten des Kaiserreichs der Radikalismus und die Skrupellosigkeit Hitlers fehlte.

Anders als bei der NSDAP hätte es nach Überwindung der Wirtschaftskrise und dem Ende der Reparationen vermutlich eine Chance gegeben, die DNVP an das demokratische Lager heranzuführen. Brünings Plan für die Einsetzung eines repräsentativen Monarchen wäre dafür eine geeignete Ausgangsbasis gewesen, zumal sich die Partei unter ihrem Vorsitzenden Kuno Graf Westarp Ende der zwanziger Jahre schon einmal den Demokraten vorsichtig angenähert hatte. Hitler hingegen wäre bei einem Scheitern seines Griffs nach der Macht nur der Selbstmord geblieben, wie er während der Strasser-Krise Anfang Dezember 1932 gegenüber Vertrauten sagte: «Wenn die Partei zerfällt, dann mache ich in drei Minuten mit der Pistole Schluss.»

Schleichers tollkühner Bündnisversuch scheiterte nicht nur, weil sein Ansprechpartner, der NS DAP-Organisationsleiter Gregor Strasser, nach kurzem Zaudern alle Parteiämter niederlegte und sich mit einem Familienurlaub in Südtirol aus der deutschen Politik verabschiedete. Er scheiterte vor allem, weil es für ein Bündnis zwischen «linken» Nationalisten und Teilen des demokratischen Lagers keine gesellschaftliche Grundlage gab.

Da die Sackgasse, in die Hindenburg die deutsche Politik mit der Entlassung Brünings geführt hatte, irgendwann wieder verlassen werden musste und man das Spiel der ständigen Reichstagsauflösungen nicht endlos wiederholen konnte, gab es nach dem zwangsläufigen Scheitern Schleichers keine realistische Alternative mehr dazu, dem stärksten Politiker des nationalistischen Lagers die Macht zu übertragen. Am 30. Januar 1933 ernannte Hindenburg Adolf Hitler zum Reichskanzler.

## XII.

### BERAUSCHT UND BESTOCHEN

Das Jagdgeschwader des «Roten Barons» Manfred von Richthofen war der Stolz von Deutschlands Luftwaffe im Ersten Weltkrieg. Nach Richthofens Tod kommandierte von Juli bis November 1918 Hermann Göring die Einheit. Zu seinen Piloten gehörte auch Viktor X., der nach dem Krieg in Berlin ein Juweliergeschäft eröffnete. Als er im Frühjahr 1933 wegen seiner jüdischen Herkunft Drohbriefe von Konkurrenten erhielt, bat er um ein Gespräch mit seinem früheren Vorgesetzten, der ihn auch gleich am nächsten Tag empfangen wollte. Ein gutes Zeichen.

«Was kann ich für dich tun, alter Freund?», begrüßte ihn Göring herzlich. Nachdem ihm Viktor X. seine Probleme geschildert hatte, beruhigte ihn Göring und wollte ihm den Namen eines Untergebenen aufschreiben, an den er sich im Notfall wenden könne. Viktor X. war erleichtert. «Ich wusste, dass du mich nicht im Stich lässt, Hermann. Unter Deutschen, schliesslich ...» Göring hielt inne, seine Miene verfinsterte sich. «Für einen ehemaligen Kameraden tue ich alles. Aber ich spreche dir das Recht ab, dich als Deutschen zu bezeichnen. Deutscher bist du nie gewesen. Du bist Jude.»

Viktor X. drehte sich um und verliess grusslos den Raum. Zu Hause erzählte er seiner Frau den Vorfall. Immer wieder und wieder. Dann ging er in ein Nebenzimmer, nahm eine Pistole und erschoss sich. «Er hat nichts hinterlassen», erzählte seine Frau später der jungen französischen Journalistin Stéphane Rousset. «Nicht ein Wort».<sup>1</sup>

In den ersten vier Wochen nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler hatte sich noch wenig geändert für die Menschen in Deutschland. Doch am Abend des 27. Februar 1933 brannte das Reichstagsgebäude. Angezündet hatte es wahrscheinlich der 24-jährige Marinus van der Lubbe, ein linksradikaler Einzelgänger aus Holland. Hitler deutete die Tat sogleich als «Beginn eines kommunistischen Aufstandsversuchs» und

nutzte sie zu einer massiven Verfolgung von KPD-Funktionären und anderen politischen Gegnern. Noch in derselben Nacht stürmten SA-Männer auch in die Wohnung Ernst Tollers an der Württembergischen Strasse im Berliner Stadtteil Wilmersdorf, um ihn entweder zu verhaften oder gleich zu ermorden. Doch Toller war nicht zu Hause, er befand sich auf einer Vortragsreise in der Schweiz. Nachdem er von den Ereignissen in Deutschland erfahren hatte, beschloss er nach einigem Zögern, nicht in seine Heimat zurückzukehren.<sup>2</sup>

Wenige Monate später, im Herbst 1933, veröffentlichte er im niederländischen Querido-Verlag seine Autobiografie «Eine Jugend in Deutschland». Es ist ein bemerkenswertes Buch, in dem er Rechenschaft ablegte über sein Leben bis 1919 und mit der Münchner Räterepublik hart ins Gericht ging. Gleich auf den ersten Seiten stellte er fest, der «Zusammenbruch von 1933» sei nur zu verstehen, wenn man die Ereignisse der Jahre 1918/19 in Deutschland kenne.<sup>3</sup>

Wie zur Bestätigung dieser Aussage hatte Hitler seine erste Radioansprache als Reichskanzler am 1. Februar 1933 mit dem Thema begonnen, das ihn wie kein anderes umtrieb: «Über 14 Jahre sind vergangen seit dem unseligen Tage, da, von inneren und äusseren Versprechungen verblindet, das deutsche Volk der höchsten Güter unserer Vergangenheit, des Reiches, seiner Ehre und seiner Freiheit vergass und dabei alles verlor. Seit diesen Tagen des Verrates hat der Allmächtige unserem Volk seinen Segen entzogen.»<sup>4</sup> Deutschland hatte den Weltkrieg also nicht verloren, sondern war «verraten» worden, behauptete er vor Millionen Menschen an den Radiogeräten. Viele von ihnen hörten Hitler zum ersten Mal, denn die öffentlichen Sender waren ihm bis dahin verschlossen geblieben. Die Einheit der Nation, so setzte er seine Rede fort, habe sich seit dem 9. November 1918 aufgelöst in einem «Gewirr politisch-egoistischer Meinungen, wirtschaftlicher Interessen und weltanschaulicher Gegensätze». Seit diesem Tage, so fuhr er fort, biete Deutschland «das Bild einer herzerbrechenden Zerrissenheit», die er nun überwinden wolle.

Die Kommunisten knüpften nahtlos an die Novemberrevolution an, denn sie versuchten «das in seinem Innersten erschütterte und entwurzelte Volk endgültig zu vergiften und zu zersetzen, um es einer Zeit entgegenzutreiben, die sich zu den Versprechungen der kommunistischen Wortführer von heute noch schlimmer verhalten würde, als die Zeit hin-

ter uns zu den Versprechungen derselben Apostel im November 1918». Wie schon in seinem Putschaufruf 1923 oder allen seinen Wahlkampfreden erinnerte er erneut an die enttäuschten Hoffnungen der Novemberrevolution und kündigte zugleich der «geistigen, politischen und kulturellen Nihilisierung» einen «unbarmherzigen Krieg» an.

Zwei Tage nach dieser Radioansprache fand im Berliner Bandler-Block das berühmte Treffen Hitlers mit der Reichswehrführung statt, bei dem er die «Eroberung neuen Lebensraumes im Osten und dessen rücksichtslose Germanisierung» ankündigte. Nach dem Stichwortprotokoll, das von Hitlers Ansprache überliefert ist, forderte er bei diesem Gespräch auch die «Ausrottung des Marxismus mit Stumpf und Stiel» und die «Beseitigung des Krebschadens der Demokratie». Krebschaden der Demokratie? Immer wieder hatte er behauptet, dass es nicht genüge, eine «Krebsgeschwulst zu beschneiden», sondern dass man «an den Erreger, an die Ursache herankommen» müsse. Für «Landes- und Volksverrat» forderte Hitler im Bandler-Block die Todesstrafe – und hatte ja ebenfalls unzählige Male gesagt, was für ihn der grösste «Landes- und Volksverrat» in der Menschheitsgeschichte gewesen sei und dass dieser «Verrat» um jeden Preis gerächt werden müsse. Die Klagen Ludendorffs und Bauers über die «Vergiftung» des deutschen Heeres aus den Jahren 1918/19 klangen nach, als Hitler der Reichswehrführung mitteilte, er werde alles dafür tun, dass die künftigen Wehrpflichtigen nicht schon vor Eintritt in die Armee «durch Pazifismus, Marxismus, Bolschewismus vergiftet werden oder nach Dienstzeit diesem Gifte verfallen».

Wie seine Radioansprache am 1. Februar und die Erklärung vor den Generälen am 3. Februar enthielt auch die dritte wichtige Rede, die Hitler in seinen ersten Tagen als Reichskanzler hielt, eine versteckte Todesdrohung gegen die Juden.

Nach der erneuten Auflösung des Reichstags am 1. Februar war Hitler am 10. Februar im Berliner Sportpalast der Hauptredner beim Wahlkampfauftakt der NSDAP. Auch für diese Veranstaltung mussten die Zuhörer Eintritt bezahlen. Der Andrang war so gross, dass viele Sitze mit zwei oder sogar drei Zuhörern besetzt waren. «Langsam knüpft sich ein geheimnisvolles Band zwischen der Menge und diesem einen Mann, der unbewegt dasteht, als nehme er die Wellen der Begeisterung nicht wahr, die auf ihn zurollen und sich am Fuss der Tribüne brechen, ohne





*Wahlkampfauftakt der NSDAP am 10. Februar 1933 im überfüllten Berliner Sportpalast. Hitler rief, die zwei Millionen Gefallenen des Ersten Weltkriegs sollten «vor dem Auge unserer Jugend sich wieder erheben als ewige Warner, als Förderer, sie zu rächen.»*

ihn zu erreichen», beschrieb Stephane Roussel die Stimmung in der Halle. Das deutsche Volk, so sagte Hitler in seiner Rede, sei eine «Substanz von Fleisch und Blut, von Wille und Ingenium», das den Boden als Grundlage habe. Die innere Zersetzung des Volkes könne nicht in wenigen Wochen rückgängig gemacht werden, «wenn andere 70 Jahre an dieser Zersetzung arbeiten konnten». Ohne die Juden beim Namen zu nennen, wandelte er erneut seine alte Behauptung ab, wonach das «jüdische Gift» jahrzehntelang unerkannt im deutschen Volkskörper geschlummert habe, bevor diese «Krankheit» dann im November 1918 auf katastrophale Weise zum Ausbruch gekommen sei. Namentlich nannte er die Juden auch in dieser Rede kein einziges Mal, doch die französische Reporterin spürte, welche Botschaft in der Rede mitschwang: «Ausgelöscht die Vergangenheit. Hinweggefegt, ausgemerzt die Erinnerung an die

Niederlage, Revolution und Machtlosigkeit», schrieb Roussel. «Das Trauerspiel ist zu Ende, der Schuldige gefunden. Der jüdische Bolschewismus. Der Jude. Was macht man mit ihm? Wozu darüber nachdenken! Der Mann da oben auf der Rednertribüne wird es schon wissen.»

Ein wenig umständlich, aber doch unmissverständlich wiederholte Hitler im Sportpalast seine alte Forderung, der sinnlose Tod von zwei Millionen deutschen Soldaten im Weltkrieg müsse gerächt werden.

«Denn was diese 14 Jahre auch verbrochen haben, das Schlimmste war, dass sie zwei Millionen Tote um ihre Opfer betrogen haben, und diese zwei Millionen, sie sollen vor dem Auge unserer Jugend sich wieder erheben als ewige Warner, als Förderer, sie zu rächen.» Mit wuchtigen, pseudoreligiös aufgeladenen Worten brachte er am Ende seiner Rede die Hoffnung zum Ausdruck, die Spaltung der deutschen Gesellschaft zu überwinden und «die Millionen, die uns heute verfluchen» – also die Anhänger der Demokraten und der Kommunisten – ins nationalistische Lager hinüberzuziehen. «Denn ich kann mich nicht lossagen von dem Glauben an mein Volk, kann mich nicht lossagen von der Überzeugung, dass diese Nation wieder einst auferstehen wird, kann mich nicht entfernen von der Liebe zu diesem, meinem Volk, und hege felsenfest die Überzeugung, dass eben doch dann einmal die Stunde kommt, in der die Millionen, die uns heute verfluchen, hinter uns stehen und mit uns begrüßen werden dann das gemeinsam geschaffene, mühsam erkämpfte, bitter erworbene neue Deutsche Reich der Grösse und der Ehre und der Kraft und der Herrlichkeit und der Gerechtigkeit – Amen!»

Die Reaktion der Zuhörer war nach Roussels Schilderung überwältigend: «Jeder fühlt sich verstanden. Besser noch: Jeder entdeckt, dass er sich in gedanklicher Übereinstimmung mit diesem allmächtigen Volkstribun befindet ... Die Tausenden von Menschen sind aufgesprungen, strecken dem Führer die Arme entgegen, sie lachen, weinen oder sperren den Mund weit auf, ohne dass ein Ton herauskommt, weil die Erregung ihnen die Kehle zuschnürt.»<sup>5</sup>

Doch nicht ohne Grund sprach Hitler auch von den «Millionen, die uns heute verfluchen». Denn in beiden Reichstagswahlen 1932 waren die Nationalisten zwar zur stärksten Kraft geworden, hatten aber trotzdem weniger Stimmen erhalten als Demokraten und Kommunisten zusammen. Weil Hindenburg weiter an den formalen Vorschriften der Ver-

fassung festhielt und Hitler eine Mehrheit im Reichstag brauchte, hatte der Reichspräsident bereits am 1. Februar erneut das Parlament aufgelöst. Wenn es nun gelingen würde, die Sitze der Kommunisten im Reichstag zu neutralisieren, würde den Nationalisten automatisch die Mehrheit zufallen, wenn sie nur ihre Ergebnisse von 1932 halten würden. Mit der Regierungsmacht im Rücken war es unwahrscheinlich, dass die Nationalisten ihren im Juli 1932 errungenen und im November noch einmal bestätigten Vorsprung vor den Demokraten verlieren würden.

Der Reichstagsbrand in der Nacht auf den 28. Februar lieferte Hitler die willkommene Gelegenheit, die Sperrminorität der Kommunisten im Reichstag auszuschalten. Die Abgeordneten der KPD wurden verhaftet oder vertrieben, die Partei aber nicht verboten, da ansonsten die Gefahr bestanden hätte, dass ihre Wähler in der Mehrzahl zur SPD wechseln und damit die Demokraten stärken würden. Trotz der Anfälligkeit mancher KPD-Sympathisanten für die Nazis waren die meisten von ihnen doch eher bereit, für die SPD anstatt für Hitler zu stimmen.

Bei der Reichstagswahl am 5. März gewann die NSDAP bei einer extrem hohen Wahlbeteiligung (88,7 Prozent) 10,8 Prozent hinzu und kam auf 43,9 Prozent. Zusammen mit den 8 Prozent für die in «Kampffront Schwarz-Weiss-Rot» umbenannte DNVP verfügten die Nationalisten nun über 51,9 Prozent der Stimmen. Die Demokraten kamen immerhin noch auf 31,6 Prozent und die verfolgten Kommunisten auf 12,3 Prozent. Zum ersten Mal gab es nun im Parlament eine Mehrheit für das nationalistische Lager der deutschen Gesellschaft.

Am Wahltag erschien im «Berliner Tageblatt» der letzte Leitartikel Theodor Wolffs, der mit einem beschwörenden Appell an die Anhänger der Demokraten endete: «Geht hin und wählt!» Gewarnt von einem jungen Redakteur, der Wolffs Namen zufällig auf einer Verhaftungsliste der Nazis entdeckt hatte, war der langjährige Chefredakteur in der Nacht des Reichstagsbrands mit dem Zug nach München geflohen, wo sich zu dieser Zeit noch die gemässigt nationalistische BVP-Regierung behauptete. Um seine Stimme abgeben zu können, fuhr er in der Nacht vom 4. auf den 5. März noch einmal nach Berlin, wo er jedoch schon am Anhalter Bahnhof von einem besorgten Kollegen abgefangen wurde, der ihn wegen der drohenden Verhaftung sofort wieder nach München zurück-

schickte. Als nach der Reichstagswahl auch Bayern gleichgeschaltet wurde, floh Wolff erst nach Österreich und dann in die Schweiz. Da er dort keine Aufenthaltsgenehmigung erhielt, zog er Ende 1933 mit seiner Familie nach Nizza, wo ihm die Behörden ein Dauervisum ausstellten.

Was die Nazis in der Nacht des Reichstagsbrandes begonnen hatten, wurde nach der Wahl mit aller Macht fortgesetzt. Errichtet wurde jene «nationale Reinigungsdiktatur», die Hitler schon 1923 gefordert und die er stets als Voraussetzung für eine aggressive Aussenpolitik bezeichnet hatte. Dem «Ermächtigungsgesetz» folgten die «Gleichschaltung der Länder» und das «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums». Paragraf 2 schrieb vor, dass alle Beamten, «die seit dem 9. November 1918 in das Beamtenverhältnis eingetreten sind, ohne die für ihre Laufbahn vorgeschriebene oder übliche Vorbildung oder sonstige Eignung zu besitzen, aus dem Dienste zu entlassen» sind. Und in Paragraf 3 hiess es: «Beamte, die nicht arischer Abstammung sind, sind in den Ruhestand zu versetzen.» Der 9. November 1918 und die Juden: Nun prägten Hitlers Obsessionen auch die Gesetzestexte. Im «Ahnenpass», den der «Reichsbund deutscher Standesbeamter» herausgab und der seit den Nürnberger Rassegesetzen in jedem Haushalt geführt werden musste, wurde das Ziel des «Berufsbeamtengesetzes» noch einmal für jedermann erklärt: Es gehe darum, «den staatswichtigen Berufsstand des Beamtentums von allen denjenigen Trägern fremdrassiger Blutsteile zu reinigen, die unter der Herrschaft des Novemberstaates eingedrungen waren».<sup>6</sup> Eine Woche bevor das «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» erlassen wurde, hatte das Regime am 1. April den öffentlichen Boykott jüdischer Geschäfte inszeniert. Begründet wurde er mit der Behauptung, die Juden hätten «es gewagt, dem deutschen Volk den Krieg zu erklären».<sup>7</sup>

Zusammen mit Georg Bernhard, dem langjährigen Chefredakteur der «Vossischen Zeitung», gehörte Theodor Wolff bei den Bücherverbrennungen am 10. Mai zu den 15 Autoren, die in den «Feuersprüchen» der Redner namentlich genannt wurden: «Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewusste Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff und Georg Bernhard.»

Nachdem die Nationalisten im Reichstag die Mehrheit erreicht hatten,

war es nur eine Frage von Wochen, bis die «Millionen, die uns heute verfluchen», ihre politische Repräsentanz verloren. Während die Strukturen der KPD schon nach dem Reichstagsbrand zerschlagen worden waren, wurde die SPD im Juni 1933 verboten. Eingeschüchtert durch die Terrordrohung der Nazis und gelockt durch das Reichskonkordat mit dem Vatikan, löste sich die dritte wichtige Partei der Hitler-Gegner, das Zentrum, am 5. Juli selbst auf. Was 1918/19 ein Akt der politischen Vernunft und Weitsicht gewesen wäre, wurde nun zum erbärmlichen Ende einer Partei, die viel zur Entwicklung der Demokratie in Deutschland beigetragen hatte.

Als Hitler im Sommer 1933 seine Macht konsolidiert hatte, gingen die Verfolgungen und Verhaftungen zunächst spürbar zurück. Diese Entspannung der innenpolitischen Situation erleichterte es auch vielen Anhängern des demokratischen Lagers, sich mit den neuen Gegebenheiten abzufinden. Man konnte den Eindruck gewinnen, beim offenen Terror nach dem Reichstagsbrand habe es sich nur um die Geburtswehen eines zwar autoritär-nationalistischen, im Grund aber doch rechtstreuen Regimes gehandelt.

Hinzu kam der konjunkturelle Aufschwung, der im Frühjahr 1933 ohnehin eingesetzt hätte. Wie andere Regierungen vor und nach ihm profitierte auch Hitler von den Reformen seiner Vorgänger. Er übernahm von Brüning einen weitgehend sanierten Staatshaushalt, hinzu kam die Erholung der Weltwirtschaft. Das eröffnete dem Regime die Möglichkeit, eine überaus grosszügige Sozial- und Investitionspolitik zu betreiben, die Götz Aly mit dem treffenden Begriff einer «Wohlfühlidkat» beschrieben hat.<sup>8</sup> Zahlreiche sozialpolitische Instrumente, über deren Sinn oder Unsinn noch heute diskutiert wird, gehen im Kern auf den Nationalsozialismus zurück. 1934 beschloss die Reichsregierung das Ehegattensplitting. Der Mieter-, Kündigungs- und Pfändungsschutz wurden erheblich verbessert und die Zahl der Urlaubstage für Arbeiter kurzerhand verdoppelt.

Trotz der überaus günstigen Ausgangsbedingungen operierte das Regime mit seiner verschwenderischen Finanzpolitik aber schon bald am Rande des Staatsbankrotts. Aber das war aus Hitlers Sicht nicht weiter dramatisch, denn er plante ja von Beginn an einen rücksichtslosen Eroberungskrieg, über den sich dann alles würde finanzieren lassen. Zunächst aber waren die deutschen Arbeiter vom «jüdischen Marxismus» wegzuführen, und zu diesem Zweck erschien ihm eine grosszügige So-

zialpolitik als unverzichtbar. «Die nationale Erziehung der breiten Masse kann nur über den Umweg einer sozialen Hebung stattfinden», hatte er bereits in «Mein Kampf» geschrieben. Um die sozialistisch beeinflussten Arbeiter für die «Volksgemeinschaft» zu gewinnen, müsse ihre soziale und kulturelle Lage so lange verbessert werden, «bis die schwerwiegendsten Unterschiede als überbrückt gelten dürfen». Dafür war «kein soziales Opfer zu schwer». Hitler ging sogar so weit, den Gewerkschaften mangelnde Durchsetzungskraft während des Ersten Weltkriegs vorzuwerfen. Der Krieg wäre aus seiner Sicht nicht verloren gegangen, wenn die Gewerkschaften «dem dividendenhungrigen Unternehmertum» mehr Zugeständnisse abgepresst und sich zugleich «fanatisch zu ihrem Deutschtum bekannt» hätten. «Wie lächerlich aber würden alle und selbst die grössten wirtschaftlichen Konzessionen gewesen sein gegenüber der ungeheuren Bedeutung des gewonnenen Krieges.»<sup>9</sup>

Berauscht und bestochen: Sofern man nicht als Jude galt oder politischen Widerstand leistete, konnte man sich in aller Regel recht gut einrichten in «Hitlers Volksstaat». Das taten offenbar die weitaus meisten Deutschen. Die Therapie, die Hitler zur «Gesundung des deutschen Volkskörpers» vorgeschlagen hatte, schien gut zu wirken. Neuer Stolz und neuer Wohlstand, was wollte man mehr? Dass er noch eine ganz andere Radikalkur im Sinn hatte, konnte man zwar in seinem Buch nachlesen. Aber musste man das wirklich noch ernst nehmen?

Ja, man musste es. Denn anders als von Aly angenommen, war die «Wohlfühldiktatur» für Hitler nicht Zweck an sich, sondern nur Mittel für ein ganz anderes Ziel: den «November 1918» zu rächen und den Opfern des Ersten Weltkriegs doch noch einen Sinn zu geben, indem er Deutschland gross machte, viel grösser als je in seiner Geschichte gewesen war. Das Instrument, das er dafür benötigte, war die Armee. Ihr Selbstverständnis und ihr Stolz wurden herausgefordert durch den Anspruch der SA, ebenfalls zum «Waffenträger der Nation» zu werden. Hinzu kamen die Bestrebungen der Parteimiliz, eine «zweite Revolution» mit sozialer Stossrichtung auszuführen.

Im Juni 1934 löste Hitler diesen Konflikt auf eine Weise, die zum Vorbild für die Ermordung der Juden werden sollte. Neun Jahre später stellte Heinrich Himmler in der ersten seiner beiden Posener Reden eine direkte Verbindung her zwischen den Ereignissen vom Juni 1934 und dem Völ-

kermord an den Juden. «Ich will hier vor Ihnen in aller Offenheit auch ein ganz schweres Kapitel erwähnen», sagte er am 4. Oktober 1943 vor SS-Gruppenführern. «Unter uns soll es einmal ganz offen ausgesprochen sein, und trotzdem werden wir in der Öffentlichkeit nie darüber reden. Genauso wenig, wie wir am 30. Juni 1934 gezögert haben, die befohlene Pflicht zu tun und Kameraden, die sich verfehlt hatten, an die Wand zu stellen und zu erschiessen, genauso wenig haben wir darüber jemals gesprochen und werden je darüber sprechen ... Ich meine jetzt die Juden- evakuierung, die Ausrottung des jüdischen Volkes.»<sup>10</sup>

Hitler verfügte im Sommer 1934 über genügend Macht, um die SA auch ohne Massenmord als politischen Faktor auszuschalten. Doch um den angeblichen «Verrat» Röhm's und anderer Männer zu rächen, denen er irgendwann einmal vertraut hatte, steigerte er sich in einen wahren Blutrausch hinein. So gehörte Gregor Strasser als ehemaliger Organisationsleiter der NSDAP jahrelang zu den engsten Mitarbeitern Hitlers. Seit Dezember 1932 hatte er sich ganz ins Privatleben zurückgezogen. Er musste am 30. Juni 1934 nur deshalb sterben, weil er einige Tage lang mit dem Gedanken gespielt hatte, die NSDAP zu spalten und als Vizekanzler in die Regierung Kurt von Schleichers einzutreten. Auch Schleicher selbst stellte für Hitlers Macht keine Gefahr mehr dar. Trotzdem drangen fünf SS-Männer in die Villa des ehemaligen Generals am Potsdamer Griebnitzsee ein und erschossen ihn zusammen mit seiner Frau Elisabeth. Gustav Ritter von Kahr war am 30. Juni 1934 bereits 71 Jahre alt und lebte als Pensionär im Münchner Stadtteil Neuhausen. Auch er hatte seit Jahren auf jede politische Aktivität verzichtet. Doch weil er als «Generalstaatskommissar» Bayerns dem Putschisten Hitler in der Nacht vom 8. auf den 9. November 1923 die Unterstützung versagt hatte, wurde er von einem SS-Kommando aus seiner Villa geschleppt, auf dem Weg ins Konzentrationslager Dachau schwer misshandelt und schliesslich erschossen.

Nach dem «Röhm-Putsch» stand Hitler vor dem Problem, ein Blutbad öffentlich rechtfertigen zu müssen, dem auch einige seiner engsten Weggefährten zum Opfer gefallen waren. Er tat dies in einer Reichstagsrede am 13. Juli 1934, und erneut war die Niederlage vom November 1918 Dreh- und Angelpunkt seiner Weitsicht. Bei den ermordeten SA-Leuten, so behauptet er, habe es sich um Männer gehandelt, «die im Jahre 1918 in ihrem früheren Verhältnis zum Staat erschüttert und entwurzelt wor-

den sind und damit überhaupt jede innere Beziehung zu einer geregelten menschlichen Gesellschaftsordnung» verloren hätten. Auch er selbst habe unter «der furchtbaren Tragik gelitten, dass wir als gehorsame und pflichtgetreue Soldaten plötzlich einer Revolte von Meuterern gegenüberstanden, die es fertig brachten, sich in den Besitz des Staates zu setzen». Um die Novemberrevolution zu bekämpfen, habe man sich vom traditionellen Respekt gegenüber den Repräsentanten des Staates lossagen müssen. Einige seiner früheren Anhänger hätten darüber den Respekt vor jeder Autorität verloren und «im Nihilismus ihr letztes Glaubensbekenntnis» gefunden. «Unfähig zu jeder wirklichen Mitarbeit, gewillt, gegen jede Ordnung Stellung zu nehmen, erfüllt von Hass gegen jede Autorität findet ihre Unruhe und Unrast nur mehr Befriedigung in der dauernden gedanklichen und konspirativen Beschäftigung mit der Zersetzung des jeweilig Bestehenden.»

Hitlers Ansprache gipfelte in den Worten, er habe zur Niederschlagung der angeblichen «Röhm-Revolte» den Befehl gegeben, «die Hauptschuldigen an diesem Verrat zu erschiessen, und ich gab weiter den Befehl, die Geschwüre unserer inneren Brunnenvergiftung und der Vergiftung des Auslandes auszubrennen bis auf das rohe Fleisch». So wie er den Juden seit 1920 immer wieder vorwarf, sie hätten das deutsche Volk «vergiftet», rechtfertigte er nun die Morde vom 30. Juni 1934 mit einer «inneren Brunnenvergiftung und der Vergiftung des Auslandes». Und dass es eben nicht genüge, an den «Geschwüren» einer solchen Vergiftung «herumzudoktern», sondern dass man sie ausbrennen müsse «bis auf das rohe Fleisch». Die Formulierung klang brutal, doch sie stand in Einklang mit dem damaligen medizinischen Erkenntnisstand, wonach viele Tumore auf eine innere Vergiftung zurückzuführen waren.

Dem mittlerweile 86-jährigen Paul von Hindenburg haben die Ereignisse des 30. Juni 1934 vielleicht doch noch vor Augen geführt, auf welchem verhängnisvollen Weg Deutschland nicht zuletzt durch seine Entscheidungen geraten war. Beim «Tag von Potsdam», der feierlichen Eröffnung des neuen Reichstags in der Potsdamer Garnisonkirche am 21. März 1933, hatte er wohl geglaubt, nun doch wieder dort angekommen zu sein, wo er eigentlich hingehörte. Geschmückt mit der Uniform des kaiserlichen Generalfeldmarschalls, hatte man ihn allein hinuntersteigen lassen in die Gruft der preussischsten aller preussischen Kirchen, damit



er dort stille Zwiesprache halte mit den Gebeinen Friedrichs des Grossen und des «Soldatenkönigs» Friedrich Wilhelm I. Es war wie der Lohn für die Entlassung des Demokraten Brüning im Jahr zuvor, die Hitler den Weg zur Macht geebnet hatte.

Doch zwei Tage nach dem «Röhm-Putsch» legte man Hindenburg im ostpreussischen Schloss Neudeck, wohin er sich für die letzten Monate seines Lebens zurückgezogen hatte, zur Unterschrift ein Telegramm vor, das sich Hitler vom Reichspräsidenten bestellt hatte. Seinen «tief empfundenen Dank» und seine «aufrichtige Anerkennung» sollte er dem Reichskanzler für das Massaker aussprechen, dem auch sein langjähriger Berater Kurt von Schleicher und dessen Ehefrau Elisabeth zum Opfer gefallen waren. Emil Ludwigs Hindenburg-Biografie, die er bereits 1935 im holländischen Exil veröffentlichte, endet mit der Szene, in der dem Reichspräsidenten am 2. Juli 1934 das von Hitler verlangte Glückwunschtelegramm ins Arbeitszimmer gebracht wird.<sup>11</sup>

«Jetzt sass er einsam in dem grossen Schloss, nur die beiden Kanonen vor dem Tor zeugten noch von seiner glücklichen Zeit, und dort der Globus, der seine Schlachtfelder anzeigte, er konnte sie mit seiner Hand nicht mehr bedecken. Aber kein Globus und keine Kanonen gaben ihm, dem Generalfeldmarschall und Präsidenten des Deutschen Reiches, die Macht, dieses Papier in seiner alten Soldatenfaust zu zerfetzen, in dem er dem Mörder seiner Freunde den tief empfundenen Dank sagen sollte, wie ein beklemmter Schüler. Ob wohl den Kaiser ähnliche Gefühle ergriffen hatten, damals, als man ihm seine Abdankung vorlegte und er sie wortlos unterschrieb?

Erstaunt über die lange Zögerung, doch schweigend steht der Staatssekretär noch immer neben dem Schreibtisch und erwartet die Allerhöchste Unterschrift.»

Mut, so liesse sich auch an dieser Stelle bemerken, gehörte noch immer nicht zu den herausragenden Eigenschaften des Paul von Hindenburg.

«Und mit der zittrigen Hand eines Greises», führ Emil Ludwig fort, «setzt der geschlagene Riese den weltberühmten Namen unter das Dokument. Der andere tut's in seine Mappe, verbeugt sich, geht. Der Alte ist allein und sucht einen letzten Halt. Was war das alles? Dienst. Der Dienst geht weiter.

Vier Wochen später war er tot.»

## XIII.

### DER GESTÖRTE ALS «HEILER»

Der Befund klang eindeutig: «Deutschland ist wieder gesund», verkündete Adolf Hitler am 15. September 1935 in seiner Reichstagsrede zur Begründung der Nürnberger Rassegesetze.<sup>1</sup> Da die meisten Abgeordneten ohnehin an dem zur gleichen Zeit stattfindenden NS DAP-Parteitag teilnahmen, fand die Sitzung praktischerweise gleich in der fränkischen Grossstadt statt. Um 20 Uhr traf man sich im Saal des Kulturvereingebäudes, einem schönen Jugendstilbau, der dann knapp zehn Jahre später beim grossen Luftangriff auf Nürnberg am 2. Januar 1945 zusammen mit dem mittelalterlichen Stadtkern in Schutt und Asche sank.

Durch das «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» wurden Eheschliessungen zwischen Nicht-Juden und Juden sowie ausserehelicher Geschlechtsverkehr zwischen ihnen verboten. Ausserdem durften Juden keine weiblichen Dienstkräfte unter 45 Jahren in ihren Haushalten beschäftigen. Das «Reichsbürgergesetz» nahm den Juden alle politischen Rechte. Wollte man diesen Diskriminierungen entgehen, musste fortan der sogenannte «Ariernachweis» beigebracht werden.

Seine Aussage, Deutschland sei «wieder gesund», begründete Hitler mit der Feststellung, das deutsche Volk habe unter seiner Führung «zu einer geschichtlich wohl noch nie da gewesenen Einigkeit und Disziplin gefunden». Tatsächlich schien die Spaltung der deutschen Gesellschaft, deren Wurzeln weit ins 19. Jahrhundert zurückreichten, unter seiner Herrschaft dauerhaft überwunden zu sein. Nun hatte der radikalste, konsequenteste und skrupelloseste Vertreter des nationalistischen Lagers die Macht übernommen, und man konnte den Eindruck gewinnen, alle anderen Lager, das demokratische und das kommunistische, seien einfach verschwunden. Weil er das «jüdische Gift» für den eigentlichen Grund der inneren Spaltung Deutschlands hielt, war es nur folgerichtig, dass er

die weitere Diskriminierung der Juden in direkten Zusammenhang stellte mit der inneren Einheit des Volkes. Die Rassegesetze bezeichnete er am Ende seiner Rede als «Versuch der gesetzlichen Regelung eines Problems, das im Falle des abermaligen Scheiterns dann durch Gesetz zur endgültigen Lösung der Nationalsozialistischen Partei übertragen werden müsste». Seit dem «Röhm-Pusch» war bekannt, welches Instrument die Partei zur «Endlösung» von Konflikten besass: die SS unter dem Befehl Heinrich Himmlers. Unmittelbar nach Verabschiedung der Nürnberger Rassegesetze sagte Hitler zu einem hohen NS-Funktionär, dass er im Falle «eines Krieges an allen Fronten» gegenüber den Juden «zu allen Konsequenzen bereit» wäre.<sup>2</sup>

Zur gleichen Zeit, als in Nürnberg die Massen marschierten und die Rassegesetze den Reichstag passierten, traf sich in einem Landhaus oberhalb von Nizza regelmässig sonntags und manchmal auch an Wochentagen eine bunt zusammengewürfelte Gruppe von Menschen. «Sie stammten aus vielerlei Ländern, sie hatten nicht die gleichen Arbeitsgebiete, ihre politischen Anschauungen gingen oft auseinander, aber sie waren entweder voll Wissen oder voll Wissbegierde und lebten zwischen der Erbschaft vergangener Jahrhunderte und den Problemen der Gegenwart.» Die Villa gehörte einem aus Hamburg stammenden Kunsthistoriker, der in den USA zu Reichtum gekommen war und sich mit seiner jungen amerikanischen Frau nach Südfrankreich zurückgezogen hatte.

Regelmässig zu Gast bei dem Ehepaar waren unter anderem eine italienische Gräfin, die Mussolini bewunderte, ein englischer Landbesitzer, der auf den Nachbarhügeln Nelken züchtete, und der deutsche Autor eines viele Hundert Male gespielten Dramas. Einige jüdische Emigranten aus Deutschland nahmen ebenfalls an den Treffen teil, so ein renommierter Nierenfacharzt, «Mitglied der Akademien in zahlreichen Ländern, nun ausgestossen aus den deutschen Hörsälen», und ein betagter Mathematikprofessor, «der bescheiden und bedrückt umherschlich, und seine lebhaftere Gattin, die resolut zu sagen pflegte, wenn sich die Lage nicht bessere, so würden sie und ihr Mann ein Ende machen und entschlossen – die Entschlossenheit war nur auf ihrer Seite – aus dem Leben gehen. Vorläufig war ihre Lage sehr schlecht, und jeder musste sich fragen, wie sie ohne die Freundlichkeit des Hausherrn, der ihnen ein Zimmer in seinem Gartenpavillon eingerichtet hatte, noch hätten existieren können».

Auch der damals in Nizza lebende Theodor Wolff gehörte zu den Gästen der Tafelrunde und bildete aus den Gesprächen die Rahmenhandlung für sein Buch «Der Marsch durch zwei Jahrzehnte». Es erschien 1936 ebenfalls in Amsterdam und wurde 1989 in der Bundesrepublik unter dem etwas irreführenden Titel «Die Wilhelminische Epoche» wieder aufgelegt.<sup>3</sup>

Wolff berichtete, dass sich die Unterhaltung in dem Landhaus «häufig um Deutschland drehte und dann gewöhnlich weit temperamentvoller wurde als bei der Berührung irgendeines anderen Themas». So habe der deutsche Schriftsteller in einem besonders lebhaften Gespräch darauf hingewiesen, in jeder Revolution und bei jeder staatlichen Neuorganisation seien «die Rechte einer Klasse verkürzt oder beseitigt worden. Aber in keiner revolutionären Umwälzung der modernen Zeit habe man das Blut, die Rasse einer Minderheit für volksfremd und volksverderbend erklärt». Wenn die Massen in Deutschland, so bemerkte wenig später der Hausherr, «mit festem und dröhnendem Schritt in Reih und Glied marschieren, dann sind sie doch davon durchdrungen, dass sie unterwegs zu allem Grossen und Herrlichen sind. Natürlich muss man ihnen Gedanken mitgeben, die ihnen gefallen, aber sie brauchen auch dieses Gefühl des Vorwärtsschreitens, diese von einem scharf hallenden Befehl in Bewegung gesetzte Schwungkraft, die sich dann auf das Seelische überträgt». Auch er sah nach Wolffs Schilderung einen direkten Zusammenhang zwischen dem Ersten Weltkrieg und dem Nationalsozialismus: «Der Vorbeimarsch geht weiter», so habe er gesagt, «er dauert an, seit im Sommer 1914 das Volk aus seinem Ruhezustand, seiner Sesshaftigkeit, seinem Gleichgewicht herausgerissen worden ist, und vorläufig wird er so ohne Stillstand weitergehen.» Wolffs Buch endete mit der Frage: «Wohin noch?»

Bis nach Stalingrad, musste die damals noch unbekannte Antwort lauten. Und bis nach Auschwitz. Es wurde ein Marsch durch drei Jahrzehnte, zu dem die Deutschen im Sommer 1914 aufgebrochen waren und der mit einer politisch-moralischen Katastrophe ohnegleichen endete.

Ebenfalls 1935 veröffentlichte Erich Ludendorff sein letztes Buch mit dem Titel «Der totale Krieg». Auf Grundlage seiner Erklärung für die Niederlage 1918 gab er darin Empfehlungen für den «kommenden Krieg», der bald beginnen und sich sehr lange hinziehen werde. Goebbels war vom Titel des Buches so beeindruckt, dass er ihn zum zentralen Schlagwort seiner Sportpalastrede im Februar 1943 machte.

Eneut gab Ludendorff sowohl den Juden als auch der katholischen Kirche die Schuld an der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg. Die Freimauer hingegen, die er früher ebenfalls zu Hauptschuldigen erklärt hatte, spielten jetzt nur noch eine Nebenrolle. Zusammen mit ihren «Helfershelfern» hätten die beiden «überstaatlichen Mächte», das jüdische Volk und die römische Kirche, die sozialen und wirtschaftlichen Missstände ausgenutzt, um ihr «Weltmachtstreben» durchzusetzen und Deutschland in die Niederlage zu treiben. Vor allem seit dem Jahr 1917 hätten diese «Vblksverderber» die seelische Einheit des Volkes untergraben, seine Arbeitsleistung für das Heer immer weiter herabgesetzt, revolutionäre Gesinnung in die Armee getragen und schliesslich deren Kampfkraft gebrochen. Auch die Hungerblockade und die feindliche Propaganda hätten zur inneren Schwächung Deutschlands beigetragen. «Aber viel verhängnisvoller war das Treiben der Vertreter des jüdischen Volkes und Roms, die versteckt innerhalb des Volkes sassen, und ihrer Hörigen in den politischen, wirtschaftlichen und weltanschaulichen Parteien und Verbänden.»

Da war es wieder, das Bild von den Juden, die wie schädliche Krebszellen «versteckt innerhalb des Volkes sassen». Aus der langsamen Revolutionierung, so fuhr Ludendorff fort, sei im November 1918 schliesslich die Revolution geworden, als deren Folge Deutschland den Weltkrieg verloren habe. Im «kommenden Krieg», so die zentrale Forderung seines Buches, müsse daher alles getan werden, um die «seelische Einheit» des Volkes zu bewahren.<sup>4</sup> Ludendorffs selbstgerechte Argumentation war insofern konsequent, als er schon im Juli 1917 behauptet hatte, «die zielbewusste Agitation gewisser staatszerstörender Elemente» könne zur Niederlage im Weltkrieg führen. Nur die eigentlich Schuldigen dafür glaubte er erst später gefunden zu haben. «Unter der richtigen Anleitung», so hatte es Theodor Wolff formuliert, waren ihm schliesslich «die Schuppen von den Augen» gefallen.

Nach ihrem gescheiterten Putschversuch im November 1923 hatten sich Ludendorff und Hitler voneinander entfremdet, bis es 1928 zum offenen Bruch kam. Unmittelbar nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler sagte Ludendorff seinem früheren Vorgesetzten Hindenburg sogar in einem Brief voraus, «dass dieser unselige Mann unser Reich in den Abgrund stürzen und unsere Nation in unfassbares Elend bringen wird». Er kannte Hitler gut und spürte vermutlich, welche Abgründe sich in dessen

Seele aufatmen. Geblendet von den Erfolgen des Regimes, machte er dann allerdings kurz vor seinem Tod 1937 doch noch seinen Frieden mit Hitler.

Während Ludendorff die Juden fast immer zusammen mit den Katholiken für die Niederlage im Weltkrieg verantwortlich machte, konzentrierte sich Hitlers Hass ganz auf das «internationale Judentum». Im Februar 1936 redete er erneut öffentlich über dieses Thema. Anlass war die Trauerfeier für den NS DAP-Repräsentanten in der Schweiz, Wilhelm Gustloff, der am 4. Februar 1936 von einem jüdischen Medizinstudenten in Davos erschossen worden war. Nach Gustloff wurde im Jahr darauf das grösste deutsche Kreuzfahrtschiff benannt, das am 30. Januar 1945 durch sowjetische Torpedos in der Ostsee versenkt wurde und rund 9'000 Flüchtlinge in den Tod riss, die meisten davon Frauen und Kinder.

Am 12. Februar 1936 hielt Hitler in Gustloffs Heimatstadt Schwerin die Trauerrede und sprach ausführlich über die Novemberrevolution: «Als dieses Deutschland nun in den Novembertagen 1918 in der Heimat seinen tödlichen Stoss erhielt, da versuchten wir, diejenigen zu bekehren, die damals Werkzeug einer grauenhaften überstaatlichen Gewalt waren.» Die deutschen Arbeiter, die sich zum Marxismus bekannten, waren aus seiner Sicht ja immer nur von den Juden verführt worden. «Aber hinter dieser wahnwitzigen Verblendung sehen wir überall dieselbe Macht, überall dieselbe Erscheinung, die diese Menschen leitete und verhetzte und ihnen endlich das Gewehr, die Pistole oder den Dolch in die Hand drückte.» Während der Münchner Räterepublik habe man aber zum ersten Mal «Opfer» gesehen, «die in ihrem Innern, wenn auch unbewusst, schon den Weg eingeschlagen hatten, der zum Nationalsozialismus führt».

Hitler sprach in Schwerin von der «hasserfüllten Macht unseres jüdischen Feindes, eines Feindes, dem wir nichts zuleide getan hatten, der aber versuchte, unser deutsches Volk zu unterjochen und zu seinem Sklaven zu machen, der verantwortlich ist für all das Unglück, das uns im November 1918 getroffen hat und verantwortlich ist für das Unglück, das in den Jahren darauf Deutschland heimsuchte.» In aller Klarheit sagte Hitler damit erneut, dass die Juden nicht nur für die Niederlage im Weltkrieg, sondern auch für alle Folgen dieser Niederlage verantwortlich seien. Es war ein ungeheuerlicher Vorwurf und er meinte ihn todernt.

In den grellsten Farben schilderte er angebliche Gräueltaten, die von den Juden während der Revolutionszeit direkt oder indirekt verübt worden seien. Tatsächlich hatte die Rote Armee Münchens am letzten Tag der Räteherrschaft im Hof des Luitpoldgymnasiums zehn Geiseln erschossen. Ob an diesem Verbrechen auch Juden beteiligt waren, ist nicht bekannt. Bekannt ist aber, dass zumindest ein Jude zu den Opfern gehörte: ein Kunstmaler, der ein Plakat der Räteregierung abgerissen hatte.<sup>5</sup> In Hitlers Schweriner Rede wurde die Geisel-Erschiessung jedoch zum Ausgangspunkt für eine Schilderung zahlreicher Gräueltaten, die im Auftrag der Juden seit dem November 1918 begangen worden seien.

Dass eine falsche Wahrnehmung der Realität zu starken Hassgefühlen führt, ist in der Psychiatrie kein unbekanntes Phänomen und wird bei verschiedenen Formen einer Persönlichkeitsstörung beobachtet. Auch in diesen Fällen sind die betroffenen Menschen zutiefst davon überzeugt, ihre Emotionen und Affekte seien eine angemessene Reaktion auf reale Vorgänge. Häufig spielen bei diesen Wahrnehmungen auch Einsprengsel der Realität eine Rolle, die jedoch in der Vorstellung des Gestörten eine völlig verzerrte und zugleich masslos übertriebene Dimension annehmen.

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) definiert Persönlichkeitsstörungen als «schwere Störungen der charakterlichen Konstitution und des Verhaltens der betroffenen Person, die nicht direkt auf eine Hirnschädigung oder -krankheit oder auf eine andere psychiatrische Störung zurückzuführen sind. Sie erfassen verschiedene Persönlichkeitsbereiche und gehen beinahe immer mit ausgeprägten persönlichen Leiden und sozialen Beeinträchtigungen einher. Persönlichkeitsstörungen treten meist in der Kindheit oder in der Adoleszenz in Erscheinung und bestehen während des Erwachsenenlebens weiter». Hitler erfüllte mindestens sechs der sieben Kriterien, die von der WHO für das Vorliegen einer paranoiden Persönlichkeitsstörung festgelegt wurden:

1. übertriebene Empfindlichkeit auf Rückschläge und Zurücksetzungen;
2. Neigung, dauerhaft Groll zu hegen; Beleidigungen, Verletzungen oder Missachtungen werden nicht vergeben;
3. Misstrauen und eine anhaltende Tendenz, Erlebtes zu verdrehen, in-

- dem neutrale oder freundliche Handlungen anderer als feindlich oder verächtlich missdeutet werden;
4. streitsüchtiges und beharrliches, der Situation unangemessenes Bestehen auf eigenen Rechten;
  5. häufiges ungerechtfertigtes Misstrauen gegenüber der sexuellen Treue des Ehe- oder Sexualpartners;
  6. ständige Selbstbezogenheit, besonders in Verbindung mit starker Überheblichkeit;
  7. häufige Beschäftigung mit unbegründeten Gedanken an «Verschwörungen» als Erklärungen für Ereignisse in der näheren Umgebung des Patienten oder der Welt im Allgemeinen.<sup>6</sup>

Nur das fünfte Kriterium trifft auf Hitler kaum zu, denn er hatte vermutlich kein Sexualleben. Die Beziehung zu seiner Nichte Geli Raubal, die sich im September 1931 in seiner Münchner Wohnung erschoss, war allerdings ebenfalls von starker Eifersucht geprägt. Nach den WHO-Richtlinien reichen bereits vier der sieben Eigenschaften oder Verhaltensweisen aus, um bei einem Menschen eine paranoide Persönlichkeitsstörung zu diagnostizieren. Schon vor 1919 zeigte Hitler Anzeichen einer solchen Störung, doch die Folgen blieben harmlos und auf sein privates Umfeld begrenzt. Weil dann aber der Verlauf der Niederlage 1918/19 bei ihm ähnliche Gefühle auslöste wie der traumatische Krebstod seiner Mutter, kam es auf Grundlage seiner paranoiden Persönlichkeitsstruktur zum emotionalen Kurzschluss. «Das ‚Krebsgeschwür‘, das Übel dieser Welt waren die Juden, die extremste Form derselben der Bolschewismus», hat der Historiker Hans-Adolf Jacobsen dieses Grundgefühl Hitlers beschrieben. «Sie mussten mit Stumpf und Stil ‚ausgerotet‘ werden, erst dann würden Deutschland und Europa genesen.»<sup>7</sup>

Er glaubte tatsächlich, mit dem «jüdischen Gift der Zersetzung» die Ursache nicht nur für den Zusammenbruch im November 1918, sondern auch für alle anderen Probleme Deutschlands gefunden zu haben. Nur weil er sich seiner Sache so sicher war, konnte er für viele Menschen auf so überzeugende Weise den Eindruck vermitteln, er kenne den Weg zur «Heilung» Deutschlands: die Einigung des «deutschen Volkskörpers» unter seiner Führung.

«Wie können Sie sich eigentlich ausschliessen?», fragte nach Hitlers Machtübernahme ein Kirchenrechtler in Tübingen den späteren SPD-





*Die Besetzung des entmilitarisierten Rheinlands durch die Wehrmacht – hier über die Hohenzollernbrücke in Köln – löste 1936 in der Bevölkerung eine ähnliche Welle nationaler Emotionen aus wie die gewonnenen Schlachten des Ersten Weltkriegs.*

Politiker Carlo Schmid. «Spüren Sie denn nicht, was im Gange ist? Dass diesem Volk ein Retter erstanden ist? Dass dieses Volk auferstanden ist? Es hat sein Ostern gefunden.» Ein junger SS-Mann sagte zu Stéphane Roussel, die Generation seiner Eltern habe sich «mit der Niederlage, der Demütigung und der Schande abgefunden». Hitler aber habe Deutschland «das Heil gebracht, und er wird es auch Europa bringen».<sup>8</sup>

Überzeugungskraft entwickelte Hitler nicht nur in seinen geifernden und heute so fremd wirkenden Reden, sondern auch in ruhigen persönlichen Begegnungen, sofern die Gesprächspartner für seine Argumente empfänglich waren. Der Finanzexperte Hjalmar Schacht, der 1926 vom demokratischen ins nationalistische Lager übergewechselt war, gehörte zu diesen Menschen und hat nach dem Krieg seinen Eindruck von der ersten Begegnung mit Hitler Anfang der dreissiger Jahre beschrieben:

«Sah man davon ab, dass er alles, was er sagte, als unwiderlegliche Wahrheit demonstrierte, so war, was er vortrug, nicht unvernünftig und liess jedes propagandistische Pathos vermissen», erinnerte er sich an das Gespräch. «Was mir Eindruck machte, war die absolute Überzeugung dieses Mannes von der Richtigkeit seiner Auffassungen und die Entschlossenheit, diesen Auffassungen praktische Geltung zu verschaffen.» Hitler sei von dem, was er sagte, «besessen» gewesen, «ein echter Fanatiker mit der stärksten Wirkung auf seine Zuhörer».<sup>9</sup>

Wenige Wochen nach der Trauerfeier für Gustloff schien die zentrale Streitfrage zwischen Demokraten und Nationalisten in der Weimarer Republik eindeutig entschieden zu sein. Am 7. März 1936 überquerten 30'000 Wehrmachtssoldaten den Rhein und errichteten in dem bis dahin entmilitarisierten deutschen Gebiet westlich des Flusses mehrere Garnisonen. Die Rheinlandbesetzung war nicht nur ein klarer Verstoss gegen den Versailler Vertrag, sondern auch gegen die Locarno-Verträge Gustav Stresemanns.

Die Rheinlandbesetzung löste in der deutschen Bevölkerung eine ähnliche Welle nationaler Emotionen aus wie die gewonnenen Schlachten des Ersten Weltkriegs. Sie fügte sich perfekt ein in eine endlose Reihe euphorisierender Massenerlebnisse, die das NS-Regime mit grossem Geschick inszenierte: «Tag der Arbeit» und «Führers Geburtstag», Erntedankfest und «Heldengedenktag», die Einweihung von Prachtbauten und Autobahnen, dazu Militärparaden, Fahnenumzüge und pompöse Parteitage.

Doch bei jedem Rausch lässt die Wirkung irgendwann nach – oder man erhöht ständig die Dosis. Genau das musste Hitler tun, denn nichts wäre für sein Regime auf lange Sicht gefährlicher gewesen als Normalität. Denn die «Millionen, die uns verfluchen», wie er sich ausgedrückt hatte, waren ja nicht plötzlich vom Erdboden verschwunden. Sie waren nur in grosser Zahl bestochen von den sozialen Wohltaten und berauscht von den innenpolitischen Inszenierungen sowie den aussenpolitischen Erfolgen des Regimes. Aber konnte man wirklich sicher sein, dass sich die jahrzehntelange demokratische Prägung weiter Bevölkerungskreise nicht irgendwann wieder bemerkbar machen würde? Was würde geschehen, wenn die Wirkung des nationalen Taumels nachliess und das Volk in seinen «Ruhezustand» und sein «Gleichgewicht» zurückkehrte, wie

es Theodor Wolff formuliert hatte? Entgehen konnte Hitler dieser Gefahr nur, wenn er ständig neue und schärfere aussenpolitische Krisen heraufbeschwor.

Kaum waren im August 1936 die Olympischen Sommerspiele in Berlin vorüber, forderte Hitler in einer geheimen «Denkschrift zum Vierjahresplan», Armee und Wirtschaft müssten innerhalb von vier Jahren kriegsfähig sein, da die Auseinandersetzung mit der Sowjetunion unvermeidlich sei. Der Text war von dem Grundgedanken geprägt, dass es einen weltgeschichtlichen Kampf gebe, in dem die Juden das Ziel verfolgten, die «bislang führenden Gesellschaftsschichten der Menschheit durch das international verbreitete Judentum» zu ersetzen. Deutschland spiele dabei wegen seiner Grösse und seiner Lage in der Mitte Europas die Schlüsselrolle. Während die westlichen Länder bereits durch «ihre demokratische Lebensform zersetzt, marxistisch infiziert und damit in absehbarer Zeit selbst dem Zusammenbruch verfallen» seien, würde «ein Sieg des Bolschewismus über Deutschland ... zu einer endgültigen Vernichtung, ja Ausrottung des deutschen Volkes» führen. Die Krankheits- und Todesvisionen, mit denen er sich schon in «Mein Kampf» den Zusammenbruch Deutschlands im November 1918 erklärt hatte, waren in seinem Denken noch immer allgegenwärtig.

Den Beginn der aktuellen «Auseinandersetzung» zwischen den Juden und den übrigen Völkern der Erde, bei dem es für Deutschland um Sein oder Nichtsein gehe, datierte Hitler in seiner Denkschrift auf den Beginn der Französischen Revolution 1789. Der Hinweis auf dieses Ereignis findet sich auch im «Ahnenpass», der damals in jedem deutschen Haushalt geführt werden musste. Die Tatsache, dass die «arische» Herkunft erst für die Zeit ab dem Jahr 1800 nachzuweisen war, wurde damit begründet, dass erst die Französische Revolution «die Judenemanzipation und die meisten Mischehen» ermöglicht habe.<sup>10</sup>

In seiner «Denkschrift zum Vierjahresplan» formulierte Hitler auch das Grundprinzip, mit dem er später sowohl das Pogrom der «Kristallnacht» als auch den Völkermord rechtfertigte: Für jede Tat jedes einzelnen Juden sei grundsätzlich das gesamte Judentum verantwortlich. Der Reichstag, so verlangte er, müsse zwei Gesetze «erledigen». Eines, das für «Wirtschaftssabotage» die Todesstrafe vorsehe, und ein weiteres, wonach das gesamte Judentum haftbar gemacht werde «für alle Schäden,

die durch einzelne Exemplare dieses Verbrechenstums der deutschen Wirtschaft und damit dem deutschen Volke zugefügt werden».

Dass er gegenüber den Juden allein aus taktischen und praktischen Gründen Zurückhaltung übte, machte er einige Monate später in einer Rede vor Kreisleitern der Partei auf der «Ordensburg» Vogelsang südwestlich von Aachen deutlich. «Das Endziel unserer Politik ist uns ja allen klar», sagte er am 29. April 1937 im Hinblick auf die Juden. «Es handelt sich bei mir nur immer darum, keinen Schritt zu machen, den ich vielleicht wieder zurück machen muss, und keinen Schritt zu machen, der uns schadet. Wissen Sie, ich gehe immer an die äusserste Grenze des Wagnisses, aber auch nicht darüber hinaus.» Man müsse, so führt Hitler zunehmend erregt fort, «nun die Nase haben, ungefähr zu riechen: ‚Was kann ich noch machen, was kann ich nicht machen?‘ Auch im Kampf gegen einen Gegner. Ich will ja nicht gleich einen Gegner mit Gewalt zum Kampf fordern, ich sage nicht ‚Kampf!‘, weil ich kämpfen will, sondern ich sage: ‚Ich will dich vernichten! Und jetzt, Klugheit, hilf mir, Dich so in die Ecke hinein zu manövrieren, dass Du zu keinem Stoss mehr kommst, und dann kriegst Du den Stoss ins Herz hinein.‘» Hitler hatte sich während dieser Passage in einen regelrechten Rausch hineingesteigert und liess seinen Worten noch ein ekstatisches «Das ist es!» folgen, das in dem frenetischen Beifall fast unterging.<sup>11</sup>

Wiederum ein halbes Jahr später teilte er den Oberbefehlshabern der Teilstreitkräfte sowie dem Kriegs- und dem Aussenminister mit, dass der Krieg nun näherrücke. Als seine nächsten aussenpolitischen Schritte kündigte Hitler in dem von Oberst Hossbach zusammengefassten Gespräch «die Einverleibung der Tschechei und Österreichs» an, wobei er die Reihenfolge später änderte. Schon auf der ersten Seite von «Mein Kampf» hatte er einen direkten Zusammenhang hergestellt zwischen der Angliederung Österreichs und einem folgenden Eroberungskrieg. «Deutschösterreich muss wieder zurück zum grossen deutschen Mutterlande, und zwar nicht aus Gründen irgendwelcher wirtschaftlicher Erwägungen heraus. Nein, nein: Auch wenn die Vereinigung, wirtschaftlich gedacht, gleichgültig, ja selbst wenn sie schädlich wäre, sie müsste dennoch stattfinden. Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich.» Erst wenn die Grenze des Reiches auch den letzten Deutschen umschliesse, «ohne mehr Sicherheit seiner Ernährung bieten zu können, entsteht aus

der Not des eigenen Volkes das moralische Recht zur Erwerbung fremden Grund und Bodens». Hitler schloss diese Eingangspassage seines Buches mit der Formulierung, der Pflug werde dann zum Schwert und «aus den Tränen des Krieges erwächst für die Nachwelt das tägliche Brot». <sup>12</sup>

Wenige Wochen, nachdem er sich in der geschickt inszenierten Blomberg-Fritsch-Krise Anfang Februar 1938 den Oberbefehl über die Streitkräfte gesichert hatte, übte Hitler extremen politischen und militärischen Druck auf Österreich aus. Am 12. März marschierte die Wehrmacht schliesslich ohne Widerstand und vielerorts von Jubel begrüsst in das Nachbarland ein. Erneut schien ihm etwas gelungen, woran die Demokraten gescheitert waren. Erst 1848/49 und dann noch einmal 1931, als die geplante deutsch-österreichische Zollunion auf Betreiben Frankreichs vom internationalen Gerichtshof in Den Haag abgelehnt wurde. Jetzt nahm sich Hitler mit Gewalt, was den Demokraten knapp sieben Jahre zuvor verweigert worden war, als sie es auf friedlichem Wege erreichen wollten.

## XIV.

### VOLKES STIMME

«Mit Österreich wird die Sache kommen wie ich es immer sagte.» Schon in seinem Feldpostbrief vom 26. Januar 1915 klang die Verachtung an, die Hitler für Österreich empfand. Doch es gab eine Ausnahme: die Stadt Linz. Am Tag nach dem Einmarsch der Wehrmacht überquerte Hitler am 13. März 1938 selbst die Grenze und reiste von seiner Geburtsstadt Braunau weiter nach Linz. Bereits dort und nicht in Wien unterzeichnete er noch am selben Abend das «Gesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich». Neben Berlin, München und Hamburg sowie Nürnberg war Linz die einzige Stadt, die später den Titel «Führerstadt» erhielt. Bereits 1938 beschloss Hitler, dort ein «Führermuseum» zu errichten, das mit dem Louvre oder den Uffizien konkurrieren sollte. In ganz Europa wurden dafür Kunstwerke zusammengetragen, teils gekauft und teils geraubt. Doch damit nicht genug: Die ganze Stadt sollte auf pompöse Weise umgebaut werden. Noch im Februar 1945 liess er das Modell der geplanten Kolossalbauten in Linz von München nach Berlin schaffen und im Keller unter der Reichskanzlei aufbauen. Es war raffiniert ausgeleuchtet, mal erschien die Stadt wie im Morgenlicht, dann in der Mittagssonne, oder schimmerte in der Abenddämmerung. In den verbleibenden Wochen seines Lebens setzte sich Hitler immer wieder vor die Bauklötze und bestaunte sie nach den Worten des Architekten Hermann Giesler wie «ein verheissenes Land, in das wir Eingang finden würden».<sup>1</sup> In seinem privaten Testament vom 29. April 1945 schrieb er dann, er habe die «Gemälde in den von mir im Laufe der Jahre angekauften Sammlungen niemals für private Zwecke, sondern stets nur für den Ausbau einer Galerie in meiner Heimatstadt Linz a. d. Donau gesammelt. Dass dieses Vermächtnis vollzogen wird, wäre mein herzlichster Wunsch».

Warum Linz? Auch dabei spielt seine enge Mutterbindung eine Rolle, denn in Linz hatte er nur wenige Jahre gewohnt. Aber es war die Zeit, in

der er vom September 1905 bis zu ihrem Tod im Dezember 1907 mit seiner Mutter Klara zusammengelebt hatte. 1898 war die Familie zunächst nach Leonding südwestlich von Linz gezogen, wo der Vater am 3. Januar 1903 abrupt an einer Lungenblutung starb. In Leonding besuchte Adolf die Grundschule und wechselte dann auf eine Realschule nach Linz, die er jedoch wegen schlechter Leistungen im Herbst 1904 verlassen musste. Etwa zur gleichen Zeit verkaufte Klara Hitler das Haus in Leonding und zog nach Linz. In der Hoffnung, dass ihr Sohn doch noch einen Schulabschluss schaffen könnte, schickte sie ihn auf eine Realschule ins rund 40 Kilometer entfernte Steyr, wo er bei einer Gastfamilie wohnte.

Gegenüber Goebbels und anderen NS-Funktionären berichtete Hitler Jahrzehnte später darüber, wie er sich als 15-Jähriger «geseht und zergrämt hat, als seine Mutter ihn nach Steyr schickte. Und beinahe dabei krank geworden wäre... Und wie er heute noch Steyr als Stadt hasst».<sup>2</sup> Hitlers Leistungen blieben in Steyr weiter schlecht. Als er auch diese Schule nach neunzehn Monaten wegen einer Lungenkrankheit und ohne Abschluss verlassen musste, kehrte der mittlerweile 16-Jährige im September 1905 zu seiner Mutter nach Linz zurück. Er lebte von nun an in den Tag hinein und träumte davon, ein grosser Künstler oder Baumeister zu werden. Werner Bohleber hat darauf hingewiesen, dass solche Tagträume und Grössenfantasien gerade am Ende der Pubertät eine wichtige Rolle spielen.<sup>3</sup> Im Entwicklungsprozess junger Menschen haben sie eine Art Brückenfunktion, bis das Selbstwertgefühl durch reale Erfolgserlebnisse und neue emotionale Bindungen ausserhalb des Elternhauses gestärkt wird. Doch an beidem fehlte es Hitler eklatant. Er war ein Schulversager und hatte, von August Kubizek abgesehen, keine Freunde und auch keine sexuellen Beziehungen. Was ihm blieb, war die Mutter. Nach dem Tod des Vaters und der Rückkehr aus Steyr verlebte er mit ihr «die glücklichsten Tage, die mir nahezu als ein schöner Traum erschienen», wie er in seinem Buch schrieb.

Weil die dramatische Verschlechterung ihres Gesundheitszustands zusammenfiel mit seinem Aufenthalt und seinem Scheitern in Wien, konnte bei dem 18-Jährigen der Eindruck entstehen, beides hänge auf irgendeine Weise miteinander zusammen. Das war vielleicht sogar richtig. Kubizek hat beschrieben, wie Adolf nach dem Tod des Vaters zu einer Art Partnerersatz für seine Mutter geworden war und wie sehr sie unter seiner

Abwesenheit litt. «Ich hatte den Eindruck, dass sie sich jetzt, da Adolf nicht mehr bei ihr war, völlig gehen liess und älter, kränklicher aussah als sonst», erinnerte er sich an einen Besuch bei ihr. «Vielleicht hatte auch das impulsive Wesen Adolfs ihre eigene Lebenskraft wach erhalten. Nun aber, da sie allein war, erschien sie mir als alte, kranke Frau.»<sup>4</sup>

Im Februar 1908, wenige Wochen nach dem Tod seiner Mutter, zog Hitler von Linz nach Wien und kehrte 30 Jahre später als mächtiger Diktator in die Stadt zurück. Ein grosser Künstler war er nicht geworden, aber jetzt lag es in seiner Macht, grossartige Kunstwerke nach Linz zu bringen. Auch ein grosser Baumeister war er nicht geworden, aber er konnte dafür sorgen, dass Linz auf pompöse Weise umgebaut wurde. «Linz kostet uns viel Geld. Aber der Führer legt ja so grossen Wert darauf», klagte selbst Goebbels 1941 in seinem Tagebuch.<sup>5</sup>

Ganz anders als Hitlers Verhältnis zu Linz war sein Umgang mit der Region um den Ort Döllersheim im Waldviertel, woher sein Vater stammte. Schon im Sommer 1938 liess er von dort die Einwohner vertreiben und befahl die Anlage eines riesigen Truppenübungsplatzes. Es war, als sollten mithilfe des Militärs alle Spuren seines Vaters und dessen Familie vom Erdboden getilgt werden. Die Geburtsorte von Alois Hitler und seinen Vorfahren verkamen zu Geisterstädten, in denen die Wehrmacht Schiessübungen veranstaltete. «Ich bin ein vollkommen unfamiliäres Wesen», sagte Hitler einmal, «ein unsippisch veranlagtes Wesen. Das liegt mir nicht. Ich gehöre nur meiner Volksgemeinschaft an.»<sup>6</sup> Für seine Mutter galt das allerdings nicht, denn ihr Bild trug er immer mit sich, hängte es über seine Betten und stellte es in allen seinen Arbeitszimmern auf, sei es in München, Berlin oder auf dem Berghof.<sup>7</sup>

Bereits zwei Wochen nach dem «Anschluss» Österreichs gab er dem Führer der Sudetendeutschen Partei, Konrad Henlein, den Auftrag, die Konflikte mit der Regierung in Prag so weit zu eskalieren, dass die «Zerschlagung» der Tschechoslowakei möglich würde. Nun wollte Hitler den Krieg, und im Nachhinein hat er es bekanntlich als grosses Problem bezeichnet, dass er ihn nicht schon im Herbst 1938 führen konnte. Auf dem Höhepunkt der von ihm systematisch verschärften Sudetenkrise hielt er am 26. September im Berliner Sportpalast eine Rede, in der er die Angliederung des Sudetenlands als seine «letzte territoriale Forderung» in Europa bezeichnete. «Zum ersten Mal in all den Jahren, die ich



ihn beobachtet habe, schien er mir heute Abend völlig die Kontrolle über sich verloren zu haben», beschrieb der amerikanische Hörfunkkorrespondent William Shirer seinen Haupteindruck von diesem Auftritt Hitlers. Geprägt war die Rede von dem zunächst ruhig und dann in zunehmender Erregung vorgetragenen Wunsch Hitlers, mit dem deutschen Volk zu verschmelzen. Psychologen sprechen in diesem Zusammenhang von einer «narzisstischen Selbsterweiterung».

Schon am Nachmittag hatte er zu einem ausländischen Besucher in der Reichskanzlei gesagt, er werde in seiner Rede zum Ausdruck bringen, was das deutsche Volk empfinde. Zu Beginn seiner Ansprache sagte er dann, jetzt spreche «nicht mehr ein Führer oder ein Mann, jetzt spricht das deutsche Volk. Wenn ich jetzt Sprecher dieses deutschen Volkes bin, dann weiss ich: In dieser Sekunde stimmt Wort für Wort das ganze Millionenvolk in meine Worte ein! Bekräftigt sie und macht sie zu seinem eigenen Schwur!» Nachdem er diese Eingangspassage noch relativ ruhig vorgetragen hatte, steigerte er sich am Ende der Rede in eine Art Ekstase hinein. Er gehe, so rief er zum Abschluss, seinem Volk «jetzt voran als sein erster Soldat, und hinter mir, das mag die Welt wissen, marschierst jetzt ein Volk, und zwar ein anderes als das vom Jahre 1918». Damals sei es «einem wandernden Scholaren» – Woodrow Wilson – gelungen, «in unser Volk das Gift demokratischer Phrasen hineinzuträufeln». Doch dagegen sei das deutsche Volk jetzt gefeit. «In dieser Stunde wird sich das ganze deutsche Volk mit mir verbinden. Es wird meinen Willen als seinen Willen empfinden, genauso, wie ich seine Zukunft und sein Schicksal als den Auftraggeber meines Handelns empfinde... Und so bitte ich Dich mein deutsches Volk: Tritt jetzt hinter mich Mann für Mann, Frau um Frau. In dieser Stunde wollen wir alle einen gemeinsamen Willen fassen. Er soll stärker sein als jede Not und als jede Gefahr.

Und wenn dieser Wille stärker ist als Not und Gefahr, dann wird er Not und Gefahr einst brechen. Wir sind entschlossen! Herr Beneš<sup>8</sup> mag jetzt wählen!» Begeistert skandierten die Zuhörer daraufhin die Worte, die Goebbels bereits in einer kurzen Begrüßungsansprache vorgegeben hatte: «Führer befiehlt, wir folgen!»

Hitlers Sehnsucht nach einer Verschmelzung mit dem von ihm idealisierten Volk war krank, aber sie war authentisch. Die Ankündigung, er werde die gesplittene und geschwächte Nation unter seiner Führung eini-

gen und dadurch heilen, war auch die zentrale Botschaft seiner Wahlkampfreden in den Jahren 1930 bis 1933. Seinen Hass auf die Juden sprach er damals aus taktischen Gründen nicht offen aus, doch er war nur die andere Seite des gleichen Phänomens. Denn jedes übermenschliche Ideal von Reinheit und Einheit braucht ein Gegenbild von Schmutz und Zerstörung – eben jenes «Gift der Zersetzung», das Hitler immer wieder beschwor. «Der Hass auf alles, was den Wunsch nach Verschmelzung stört, wird zum Begleiter dieser Art von narzisstischer Selbsterweiterung», hat Werner Bohleber dieses Phänomen beschrieben.

Die unmittelbare Nähe von Euphorie und Hass zeigte sich auch in jener Szene im Sportpalast, die William Shirer beschrieben hat. «Als er sich nach seiner Rede wieder hinsetzte, sprang Goebbels auf und schrie: ‚Eines ist gewiss: ein November 1918 wird sich nie mehr wiederholen!‘ Hitler blickte hoch zu ihm, mit wildem und entschlossenem Augenausdruck, als seien dies die Worte, nach denen er den ganzen Abend gesucht und die er nicht gefunden hatte. Er erhob sich, ein fanatisches Feuer in den Augen, das ich niemals vergessen werde, ballte seine rechte Hand zur Faust und liess sie mit einer grossartigen Bewegung auf den Tisch donnern. Dazu brüllte er mit aller Kraft seiner mächtigen Lungen: ‚Ja!‘ Dann sank erschöpft auf seinen Stuhl zurück.»<sup>9</sup>

Ein November 1918 wird sich nie wiederholen. Damit hatte Goebbels den alles entscheidenden Punkt getroffen. Er hatte damit auch die Überschrift gefunden, unter der Hitler den Zweiten Weltkrieg führen würde. Von seiner Erklärung im Reichstag am 1. September 1939 bis zu seiner letzten Neujahrsansprache am 1. Januar 1945 benutzte er in zahllosen Kriegsreden immer wieder diese Formulierung.

Das begeisterte Publikum im Sportpalast erfüllte Hitlers Wunsch nach einer «Verschmelzung» mit der Masse. Der Versuch, auf den Strassen Berlins eine ähnliche Stimmung zu erzeugen wie im August 1914, scheiterte allerdings kläglich. Am Tag nach seiner Sportpalastrede liess er motorisierte Truppen durch das Zentrum der Hauptstadt rollen. «Ich rief mir die Szenen von 1914 in Erinnerung, über die ich gelesen hatte: eine jubelnde Menge auf ebendiesen Strassen, die den vorbeimarschierenden Soldaten Blumen zuwarf; und Mädchen, die spontan auf sie zuliefen und sie küssten», schrieb Shirer in seinem Tagebuch. Doch jetzt seien die Berliner schnurstracks zur U-Bahn geeilt und hätten sich geweigert, dem



*Beim Pogrom am 9. November 1938 brannte auch diese Synagoge in Nürnberg aus. Knapp drei Monate später kündigte Hitler in einer Reichstagsrede an, ein neuer Weltkrieg werde zur «Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa» führen.*

Spektakel zuzuschauen. «Und jene Handvoll, die am Strassenrand stand, verharrte in völligem Schweigen, unfähig zu einer Freudenreaktion angesichts der Blüte der Jugend, die da in den ruhmreichen Krieg zog.» Shirer empfand die Reaktion der Berliner Bevölkerung als «die bewegendste Demonstration gegen den Krieg», die er jemals gesehen habe.

Auch die Militärführung stand im Herbst 1938 keineswegs so geschlossen hinter Hitler, wie er dies annahm. Um einen Krieg zu verhindern, hatten sich hohe Wehrmachtsoffiziere verabredet, Hitler vor dem Beginn von Kampfhandlungen in der Reichskanzlei zu verhaften oder ihn in einem Handgemenge erschiessen zu lassen. Voraussetzung war allerdings, dass es in der Sudetenkrise zum Krieg kam. Als er auf Vermittlung Mussolinis in letzter Minute einlenkte und einer Vier-Mächte-Konferenz in München zustimmte, gaben die Verschwörer ihren Plan auf.

Ernst Toller hielt am Tag der Münchner Konferenz in der Londoner Conway Hall eine Rede, in der er leidenschaftlich an die britische Regierung appellierte, Hitler nicht nachzugeben. «Vergessen Sie nicht, dass jede Konzession, die Hitler gemacht wird, nicht nur die Macht der Demokratien schwächt, sondern auch die Opposition innerhalb Nazi-Deutschlands, die da ist, die lebt – eine Opposition, zu der sich nicht nur die Linke, sondern auch Konservative, Katholiken, Protestanten und sogar hohe Offiziere zählen. Die Opposition – ja, ich darf wohl sagen: die Mehrheit des deutschen Volkes – will keinen Krieg.» Diese Opposition müsse verzweifeln, «wenn Hitler durch Erpressungen und brutale Gewaltdrohungen durchsetzt, was die demokratische Republik nicht zu fordern träumte, und was sie in friedlichen Verhandlungen nie erreicht hätte».<sup>10</sup>

Vermutlich hatte Toller davon erfahren, dass in den Monaten zuvor zahlreiche Vertreter der deutschen Opposition nach London gereist waren, um die britische Regierung zu einer harten Haltung in der Sudetenfrage zu drängen. Dennoch ist es erstaunlich, wie klar er die innenpolitische Dimension dieses Konflikts gesehen hat und wie genau er die Wirkung eines Einlenkens der Westmächte auf den deutschen Widerstand voraussagte. Als er von der Münchner Konferenz erfuhr, ist Generalstabschef Franz Halder, der an der Verschwörung gegen Hitler beteiligt war, an seinem Schreibtisch «völlig zusammengebrochen, weint und hält alles für verloren».<sup>11</sup> Trotz seiner tiefen Aversion gegen das NS-Regime liess sich Halder in den nächsten vier Jahren zum willfähigen Ausführungsorgan von Hitlers Feldzügen machen, bevor er im September 1942 im Streit um Stalingrad entlassen wurde. Verbitterung und Ratlosigkeit lähmten nach der Münchner Konferenz auch viele andere Oppositionelle auf Jahre hinaus. Denn Toller hatte recht: Hitler schien in den Schoss zu fallen, was die Demokraten nie zu fordern gewagt hätten.

Nach dem Reichstagsbrand war Toller zunächst in der Schweiz geblieben und dann über Grossbritannien in die USA emigriert, wohin er auch nach seiner Europareise im Herbst 1938 zurückkehrte. Mit Reden und Schriften hatte er seit 1933 unablässig gegen die Nazi-Herrschaft gekämpft. Seit Anfang 1938 engagierte er sich für ein grosses Hilfsprojekt, mit dem die Not der Bevölkerung im Spanischen Bürgerkrieg gelindert werden sollte. Doch kurz bevor es verwirklicht werden konnte, kapitulierten die letzten Einheiten der Republikaner.

Drei Tage nach Francos Siegesparade in Madrid erhängte sich Toller im Bad seines Hotelzimmers am New Yorker Central Park.

Für seinen Selbstmord am 22. Mai 1939 gab es nicht nur politische Gründe. Doch haben die Verzweiflung über den Siegeszug der nationalistischen Diktaturen in Europa und die Entwurzelung des Exils mit dazu beigetragen, dass er aus seiner Lebenskrise keinen anderen Ausweg mehr fand.

In seiner Londoner Rede am Tag der Münchner Konferenz hatte Toller auch gesagt, er habe von einem ins Exil geflüchteten ehemaligen Regierungsbeamten erfahren, «dass die Nazis noch weitere barbarische Akte vorbereiten; einer dieser Akte ist ein Judenpogrom». Es dauerte nur sechs Wochen, bis sich auch diese Voraussage erfüllte. Am 7. November 1938 gab der 17-jährige Herschel Grynszpan, ein in Deutschland aufgewachsener Jude mit polnischer Staatsangehörigkeit, auf den Gesandtschaftsrat Ernst vom Rath in der deutschen Botschaft in Paris mehrere Schüsse ab. Vom Rath starb zwei Tage später an seinen Verletzungen. Hitler erfuhr vom Tod des Diplomaten am Abend des 9. November bei einer Gedenkversammlung der NS-Führung im Alten Rathaussaal Münchens. Diese Nachricht ausgerechnet an diesem Datum, genau 20 Jahre nach der Novemberrevolution und 15 Jahre nach seinem Putschversuch, muss Hitler in seinem lange zuvor gefassten Vernichtungsplan bestätigt haben. Er sah sich vermutlich in seiner immer wieder geäußerten Gewissheit bestärkt, im Sinne der «Vorsehung» zu handeln.

Nachdem er die Mitteilung erhalten hatte, sprach er eine Zeit lang eindringlich mit dem neben ihm sitzenden Goebbels und verliess dann die Veranstaltung, ohne seine übliche Rede gehalten zu haben. Stattdessen ergriff Goebbels das Wort, gab den Tod des Diplomaten bekannt und forderte in einer Hetzrede indirekt zu einem Pogrom gegen die in Deutschland lebenden Juden auf. Die Anweisung dazu hat Goebbels mit Sicherheit von Hitler erhalten, denn offene antisemitische Ausschreitungen standen im Widerspruch zu Hitlers bereits 1919 formulierter Überzeugung, die «Judenfrage» müsse «planmässig» gelöst werden und dürfe nicht «aus rein gefühlsmässigen Gründen» zu Pogromen führen. Doch es reichte aus, dass er am Abend des 9. November 1938 seinen Willen gegenüber Goebbels äusserte – und es geschah, was er wollte. Wenige Stunden später schändeten und zerstörten SA-Leute in ganz Deutschland Synagogen. Sie zertrümmerten die Schaufenster jüdischer Geschäfte,

demolierten die Wohnungen jüdischer Bürger und misshandelten ihre Bewohner. 91 Tote, 267 zerstörte Gottes- und Gemeindehäuser und rund 7'500 verwüstete Geschäfte wies die offizielle Bilanz des Terrors auf. Tatsächlich starben als unmittelbare Folge der Pogromnacht mehr als 400 Menschen.

Der Entscheidungsprozess gibt einen Hinweis darauf, wie später auch der Holocaust in Gang gesetzt wurde. Bei der nun wieder «planmässigen» Ermordung der Juden reichte es aus, dass Hitler gegenüber einigen wenigen Funktionsträgern Befehle erteilte oder auch nur seinen Willen äusserte. Während es für das Gespräch im Münchner Alten Rathaus noch Augenzeugen gab, fehlten diese später für die Unterredungen, die Hitler mit Himmler und Heydrich über die «Endlösung der Judenfrage» führte.

Bereits am 10. November wurden auf Befehl Hitlers rund 26'000 jüdische Deutsche in Konzentrationslager verschleppt und oft erst gegen Lösegeld wieder freigelassen. Zwei Tage später beschloss ein Gremium unter Leitung Hermann Görings zahlreiche diskriminierende Massnahmen gegen die deutschen Juden. Ausserdem wurde eine «Sühneleistung» in Höhe von einer Milliarde Reichsmark festgelegt. Die tatsächliche Zahlung belief sich am Ende sogar auf rund 1,2 Milliarden Reichsmark. Versicherungsleistungen für die Schäden aus der Pogromnacht wurden nicht an die Juden, sondern an den Staat gezahlt. Auch die «Arisierung» der deutschen Wirtschaft trieb das Regime nun massiv voran. SA-Angehörige, die Juden getötet hatten, wurden später vom Parteigericht mit der Begründung amnestiert, sie hätten «den zwar unklar zum Ausdruck gebrachten, aber richtig erkannten Willen der Führung in die Tat umgesetzt».<sup>12</sup>

Die «Judenbusse» führte zu einer deutlichen Entspannung der Haushaltssituation, die wegen der verschwenderischen Rüstungs- und Sozialpolitik des Regimes dramatisch war. Bei einem Etatvolumen von rund 17 Milliarden Reichsmark im Haushaltsjahr 1938/39 erhöhten sich die laufenden Einnahmen mit einem Schlag um sechs Prozent. Ein Plus, über das sich jeder Finanzminister freuen würde, wie Götz Aly zu Recht vermerkt.<sup>13</sup> Doch wie später auch im Holocaust war die Ausraubung der Opfer ein willkommener Nebeneffekt, nicht aber das zentrale Motiv der Täter.

Warum er die Juden umbringen lassen wollte, sagte Hitler noch einmal in aller Klarheit bei einer Begegnung mit dem Aussenminister der da-

mals noch existierenden Tschechoslowakei am 21. Januar 1939. In dem Gespräch kündigte er an, «die Juden würden bei uns vernichtet. Den 9. November 1918 hätten die Juden nicht umsonst gemacht, dieser Tag würde gerächt werden. Aber in der Tschechoslowakei vergifteten die Juden heute noch das Volk.»<sup>14</sup> Neun Tage später bekannte er sich auch öffentlich zu dem Ziel, die Juden zu ermorden. In einer Sitzung des «Grossdeutschen Reichstags» in der Berliner Krolloper behauptete er, Deutschland habe jahrhundertlang Juden aufgenommen, «obwohl sie ausser ansteckenden politischen und sanitären Krankheiten nichts besaßen». Über die Novemberrevolution redete er diesmal nicht. Stattdessen beschuldigte er die Juden erneut, für alle Folgen des verlorenen Weltkriegs verantwortlich zu sein.

Europa könne nicht eher zur Ruhe kommen, so sagte er am 30. Januar 1939, «bevor nicht die jüdische Frage ausgeräumt ist». Das Judentum werde sich «einer soliden aufbauenden Tätigkeit anpassen müssen», oder es werde «früher oder später einer Krise von unvorstellbarem Ausmasse erliegen». Wann diese «Krise von unvorstellbarem Ausmasse» eintreten werde, enthüllte er gleich darauf. Er leitete diese Passage mit der Bemerkung ein, er sei in seinem Leben schon oft Prophet gewesen und dafür von den Juden immer wieder ausgelacht worden. «Ich glaube, dass dieses damalige schallende Gelächter dem Judentum in Deutschland unterdes wohl schon in der Kehle erstickt ist.» Er wolle «heute wieder Prophet sein: Wenn es dem internationalen Finanzjudentum inner- und ausserhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa!» Später hat Hitler immer wieder an diese «Propheteiung» erinnert und sie dabei stets auf den Tag des Kriegsbeginns umdatiert. Die Formulierung «internationales Finanzjudentum inner- und ausserhalb Europas» war ein klarer Hinweis auf die britischen und vor allem die amerikanischen Juden, der durch das anschliessende «wieder in einen Weltkrieg zu ziehen» noch verstärkt wurde. Mit anderen Worten: Wenn Deutschland erneut gegen Grossbritannien und die USA Krieg führen würde, müssten die europäischen Juden sterben.

In den ersten beiden Monaten des Jahres 1939 hielt Hitler drei Geheimreden, in denen er die Offiziere der Wehrmacht auf den bevorste-

henden Waffengang einschwor. Nach den Aufzeichnungen des Abwehr-offiziers und Regimegegners Hans Oster sagte Hitler in der letzten Ansprache am 10. Februar in der Krolloper, dass er in der Sudetenkrise sein Ziel nicht erreicht habe. Er müsse nun bald Krieg führen, weil die anderen Länder aufrüsteten und nur er selbst das uneingeschränkte Vertrauen des deutschen Volkes besitze. In dem Krieg werde es um zwei Ziele gehen: die «Herrschaft in Europa» und die «Weltvorherrschaft für Jahrhunderte».<sup>15</sup> Vier Wochen später liess Hitler die Wehrmacht in Prag einmarschieren und entzog damit jeder weiteren Verhandlungslösung mit den Westmächten die Grundlage. Ohne irgendeine Bemäntelung widerrief er vor der Weltöffentlichkeit die auch vertraglich fixierten Zusicherungen vom Herbst, wonach das Sudetenland seine letzte territoriale Forderung in Europa sei und er «gar keine Tschechen» wolle. Nun musste der Westen in einer neuen Krise Krieg führen, ob man wollte oder nicht.

Als klar war, dass Hitler den nächsten Konflikt mit Polen suchen würde, setzte zwischen Deutschland und den Westmächten ein Wettlauf um die Gunst der Sowjetunion ein. Hitler war dabei im Vorteil, denn er konnte Stalin eine Zusage machen, zu der Grossbritannien und Frankreich aus mehreren Gründen nicht in der Lage waren: die Wiederherstellung der sowjetischen Westgrenze, wie sie nach dem Ersten Weltkrieg vom britischen Aussenminister Lord Curzon im Namen der Alliierten festgelegt worden war. Infolge des polnisch-sowjetischen Krieges war diese Grenze 1920/21 weit nach Osten verlegt worden, was Stalin rückgängig machen wollte. Auch nach 1945 bildete die «Curzon-Linie» im Wesentlichen die sowjetisch-polnische Grenze, wobei Polen nun aber auf Kosten des geschlagenen Deutschland entschädigt wurde.

Es war ein riskantes Spiel, auf das sich Stalin im Frühjahr 1939 mit Hitler einliess. Und es dauerte lange, bis er begriff, wie hoch dabei der Einsatz sein würde. Das nach Hitlers Worten «ausschlaggebende» Zugeständnis<sup>16</sup> machte der sowjetische dem deutschen Diktator bereits am 3. Mai 1939, als er den jüdischstämmigen und eher dem Westen zugelegten Aussenminister Maxim Litwinow entliess und durch Wjatscheslaw Molotow ersetzte, «einen Mann von ungewöhnlicher Begabung und kaltblütiger Grausamkeit», wie Churchill schrieb.<sup>17</sup> Nichts änderte sich durch diesen Personalwechsel an Hitlers Überzeugung, dass hinter Stalin



«der Jude» stehe, doch nun konnte die Reichsregierung ihre Sondierungen und Verhandlungen in Moskau mit einem Nichtjuden führen.

Als der Abschluss des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes feststand, traf sich Hitler am 22. August mit der Militärführung auf dem Berghof bei Berchtesgaden und bereitete sie auf den Krieg vor. Entscheidend für den Sieg seien «seelische Faktoren», sagte Hitler ganz im Sinne Ludendorffs und Bauers. Deutschland habe jeden Krieg gewonnen, wenn es einig gewesen sei. «1918 fiel die Nation, weil die seelischen Vorbedingungen ungenügend waren.» Doch im jetzt bevorstehenden Kampf gelte: «Herz verschliessen gegen Mitleid. Brutales Vorgehen. 80 Millionen Menschen müssen ihr Recht bekommen. Ihre Existenz muss gesichert werden. Der Stärkere hat das Recht. Grösste Härte. Schnelligkeit der Entscheidung notwendig. Festen Glauben an den deutschen Soldaten. Krisen nur auf Versagen der Nerven der Führer zurückzuführen.»<sup>18</sup>

Am frühen Morgen des 1. September 1939 überfiel die Wehrmacht Polen. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.

## XV.

### WELTMACHT ODER VERNICHTUNG

Gottesdienste werden in der Alten Synagoge von Pretoria schon lange nicht mehr gefeiert. Weil mittlerweile in Südafrikas Hauptstadt die Grosse Synagoge gebaut worden war und ausserdem viele Juden nach Kapstadt oder Johannesburg abwanderten, wurde die Alte Synagoge Anfang der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts vom Staat übernommen und zum Obersten Gerichtshof umgebaut. Im Herbst 1959 fand dort ein Prozess gegen führende Mitglieder des African National Congress (ANC) statt. Der Staatsanwalt Oswald Pirow war ein überzeugter Verfechter der Rassentrennung und galt als scharfer Ankläger. Doch Hass gegenüber den Schwarzen oder den Angehörigen anderer Rassen empfand er nicht. Er behandelte die Angeklagten höflich und fair, sodass einer von ihnen, der damals 41-jährige Nelson Mandela, sogar «eine gewisse Zuneigung» für ihn empfand. «Trotz seiner abwegigen politischen Überzeugungen war Pirow ein humaner Mann», schrieb Mandela Jahrzehnte später in seinen Lebenserinnerungen.<sup>1</sup>

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war in vielen Ländern der Welt die Überzeugung weit verbreitet, dass es zwischen den Angehörigen verschiedener Rassen unveränderliche und «im Blut liegende» Unterschiede gebe, die über reine Äusserlichkeiten hinausgehen. Vor allem der Holocaust hat in dieser Hinsicht weltweit zu einem tief greifenden Bewusstseinswandel geführt. Wenn eine rassistische Grundüberzeugung ein solch monströses Verbrechen möglich gemacht hatte, konnte mit dieser Theorie etwas nicht stimmen. Mit einigen Jahrzehnten Verspätung setzte sich der Wandel schliesslich auch in Südafrika durch und führte dazu, dass Nelson Mandela 1994 zum ersten schwarzen Staatspräsidenten des Landes wurde.

In den dreissiger Jahren allerdings war das rigide Rassentrennungssystem Südafrikas, aus dem später die Apartheid entstand, international

noch keineswegs geächtet. So unternahm im Herbst 1938 ein führender Repräsentant Südafrikas eine ausgedehnte Europareise und wurde von den Staats- und Regierungschefs zahlreicher Länder empfangen. Es war eben jener Oswald Pirow, der damals Wirtschafts- und Verteidigungsminister seines Landes war. In Deutschland traf sich Pirow zu einem langen Gespräch mit Hitler und machte ihm das wohl konkreteste Angebot, das es jemals gab, wie man die Juden aus Deutschland und Europa «entfernen» könne, ohne sie umzubringen. Das Protokoll dieser Begegnung zeigt, dass Hitler keinerlei Interesse hatte, die «Judenfrage» auf diese Weise zu lösen.<sup>2</sup>

Pirow kam kurz nach der «Kristallnacht» nach Deutschland und traf zunächst am 18. November Aussenminister Joachim von Ribbentrop in Berlin. Bereits bei diesem Gespräch sagte Pirow, dass er grosses Interesse an intensiven Wirtschaftsbeziehungen mit Deutschland habe, ihm aber «die Behandlung der Judenfrage in Deutschland grosse Schwierigkeiten» bereite. Er schlug vor, zur Finanzierung der jüdischen Emigration aus Deutschland eine internationale Anleihe aufzulegen, die dann schrittweise durch das Kapital der ausgewanderten Juden abgelöst werden könnte. Diesen Vorschlag wiederholte Pirow, als er sechs Tage später von Hitler auf dem Obersalzberg empfangen wurde. Der Südafrikaner sprach von sich aus die «Judenfrage» an, worauf Hitler entgegnete, die Juden hätten «dem deutschen Volke die Treue gebrochen». Grossbritannien triefe gegenüber den Juden vor Humanität, habe aber geschwiegen, als die Juden «den deutschen Mittelstand gebrochen» hätten. Es war die Abwandlung seiner alten Überzeugung, alle Folgen des verlorenen Krieges seien eine Folge der «jüdischen Verschwörung» gegen Deutschland. Es sei sein unerschütterlicher Wille, so fuhr Hitler fort, das «Problem» der Juden in nächster Zeit zu lösen. Bei der «Judenfrage» handele es sich im Übrigen um ein «europäisches Problem»; die Juden würden «eines Tages aus Europa verschwinden».

Pirow konnte nicht verstehen, was Hitler damit meinte, und so regte er an, Deutschland solle bei der Lösung seiner «Judenfrage» mit England und Amerika zusammenarbeiten. Wie zuvor von Ribbentrop schlug er nun auch Hitler eine internationale Anleihe vor, mit der die «Auswanderung und Neuansiedlung» der Juden finanziert werden könne. Deutschland müsse nur für die Zinsen aufkommen und könne sie aus seinen Exportüberschüssen finanzieren. Als mögliches Zielgebiet käme eine ehe-

malige Kolonie Deutschlands infrage. Zwei Mal betonte der südafrikanische Minister, dass es sich dabei um einen offiziellen Vorschlag seiner Regierung handele. Aber Hitler zeigte keinerlei Interesse. Eine ehemalige deutsche Kolonie könne er «den ärgsten Feinden der Deutschen» schon deshalb nicht zur Verfügung stellen, weil dort «so viel deutsches Heldenblut geflossen» sei.

Doch Pirow gab noch nicht auf. Er appellierte an Hitler, er solle doch wenigstens öffentlich bekanntgeben, dass Deutschland in der «Judenfrage» mit anderen Ländern zusammenarbeiten wolle und auf konstruktive Vorschläge warte. Hitler antwortete, er kenne schon alle Vorschläge. Ihm gehe es darum, den Antisemitismus zu «exportieren». Wenig später sagte er, der Erste Weltkrieg wäre für Deutschland nicht verloren gegangen, wenn «während des Krieges ein Adolf Hitler an der Spitze Deutschlands gestanden hätte». Genauso hatte er sich zwei Wochen zuvor auch in einer Rede vor NS-Funktionären im Münchner Bürgerbräukeller geäußert.<sup>3</sup>

Pirow ging in dem Gespräch mit Hitler von zwei falschen Voraussetzungen aus. Er nahm an, dass Hitler zu einer humanen Lösung der «Judenfrage» bereit sein könnte. Und er nahm an, dass der deutsche Diktator nach dem Münchner Abkommen eine friedliche Entwicklung für Europa anstrebe, die dann auch einen langfristigen Ausgleich mit Grossbritannien beinhalten würde. Geschickt verband der Südafrikaner diese beiden Punkte miteinander, indem er Hitler mehrfach darauf hinwies, eine Zusammenarbeit zwischen Deutschland und England in der «Judenfrage» könne zum Ausgangspunkt für eine dauerhafte Entspannung zwischen beiden Ländern werden. Recht offen deutete er an, dass seine Angebote mit Grossbritanniens Premierminister Neville Chamberlain abgesprochen waren, den er kurz zuvor getroffen hatte.

Aber Hitler hatte keinerlei Interesse daran, den Juden irgendwo auf der Welt einen sicheren Fluchtpunkt zu verschaffen. Zwar wurde die Auswanderung der Juden aus Deutschland seit Januar 1939 noch einmal forciert, doch das war nie als dauerhafte «Lösung der Judenfrage» gedacht. Weil Hitler die Juden tatsächlich als Gefahr sah, sollten sie aus Deutschland erst einmal vertrieben werden, weil es ohne Krieg noch nicht möglich war, sie in grosser Zahl umzubringen. Bei der Wannseekonferenz am 20. Januar 1942, als die technischen Vorbereitungen für die millionenfache Ermordung der Juden nahezu abgeschlossen waren, hat Rein-

hard Heydrich den versammelten Staatssekretären dies noch einmal in aller Klarheit erläutert. Die verstärkte Auswanderung der Juden aus Deutschland bis 1941 sei die «einzige vorläufige Lösungsmöglichkeit» gewesen, um «auf legale Weise den deutschen Lebensraum von Juden zu säubern». Über die Nachteile, so fügte er hinzu, «die eine solche Auswanderungsforcierung mit sich brachte, waren sich alle Stellen im Klaren. Sie mussten jedoch angesichts des Fehlens anderer Lösungsmöglichkeiten vorerst in Kauf genommen werden».

Als Pirow trotz Ablehnung aller seiner Vorschläge am Ende des Gesprächs noch einmal für eine Verständigung zwischen Deutschland und England warb, sagte Hitler, «wenn England schlau gewesen wäre, so könnte zwischen England und Deutschland ein Verhältnis engster Freundschaft bestehen. Deutschland als stärkste Militärmacht der Welt, England als stärkste Seemacht der Welt würden die gigantischste Macht der Welt darstellen». Es war die Kurzfassung seiner alten Idee, Grossbritannien eine Garantie für seinen Kolonialbesitz in Übersee zu geben, wenn er im Gegenzug freie Hand für seinen grossen Raubzug im Osten erhalten würde. Doch selbst wenn das Empire infolge eines zweiten grossen Krieges mit Deutschland verloren gehen würde, was Chamberlain klarer als Churchill voraussah, konnte die britische Regierung niemals auf ein solches Angebot eingehen. Die Tschechoslowakei durfte man vielleicht noch verraten, um einen Krieg zu vermeiden und den eigenen Kolonialbesitz zu retten, doch damit war die Grenze erreicht.

Zwangsläufig zog Deutschlands Überfall auf Polen am 1. September 1939 auch Grossbritannien und Frankreich in den Krieg. Zwar reagierte Hitler konsterniert, als er am 3. September von den Kriegserklärungen aus London und Paris erfuhr. Doch das war eine Entwicklung, die er sehenden Auges herbeigeführt hatte. In seinen Lagebesprechungen mit den Militärs im Frühjahr und Sommer 1939 hatte er einen gleichzeitigen Krieg im Osten und Westen mehrfach als zwar nicht wünschenswerte, aber doch mögliche und beherrschbare Option bezeichnet.

«Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen! Und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten!» Jeder historisch Interessierte kennt diese Worte aus Hitlers Reichstagsrede vom 1. September 1939. Weniger Beachtung findet hingegen der unmittelbar darauffolgende Satz:

«Wer mit Gift kämpft, wird mit Giftgas bekämpft!» Wem hatte Hitler seit 1920 unablässig vorgeworfen, das deutsche Volk vergiftet zu haben? Auch in «Mein Kampf» hatte er behauptet, dass die Juden gar nicht anders könnten, als mit den Mitteln der «Vergiftung und Zersetzung» zu kämpfen, wobei am Ende stets die «blutige Ausrottung der ihm verhassten Gegner» stehe.<sup>4</sup>

«Wer mit Gift kämpft, wird mit Giftgas bekämpft!» Diese Aussage Hitlers ist ein starkes Indiz dafür, dass er bereits bei Beginn des Zweiten Weltkriegs die feste Vorstellung hatte, die Juden millionenfach mit Giftgas umzubringen. Es ist auszuschliessen, dass er an dieser zentralen Stelle der Rede seine Worte ohne Bedacht wählte, zumal er das Wort «Giftgas» sonst sehr selten benutzte. Er hatte auch keinen Redenschreiber. Was er in wichtigen öffentlichen Äusserungen zum Ausdruck brachte, hatte er stets selbst formuliert.

Mehrfach knüpfte er in seiner Rede am 1. September 1939 an den Ersten Weltkrieg an. Die deutsche Armee stehe jetzt «weit über jedem Vergleich des Jahres 1914», versicherte er den Abgeordneten und erklärte anschliessend, er habe nun «wieder jenen Rock angezogen, der mir einst selbst der heiligste und teuerste war. Ich werde ihn nur ausziehen nach dem Sieg oder ich werde dieses Ende nicht erleben!» Im letzten Teil der Ansprache klang bereits die Atmosphäre des hoffnungslosen Endkampfes im Frühjahr 1945 an.

Bereits am 28. August 1939 hatte Hitler vor den Abgeordneten und hohen NS-Funktionären in der Reichskanzlei eine Geheimrede gehalten, in der er einräumte, der Krieg werde «sehr schwer, vielleicht aussichtslos» werden. «Solange ich lebe», fügte er aber hinzu, «wird von Kapitulation nicht gesprochen.» Generalstabschef Franz Halder beschrieb seinen Eindruck von Hitler mit den Worten: «Übernächtigt, verfallen, stimmbrüchig, zerfahren.»<sup>5</sup>

Zum Schluss seiner öffentlichen Rede am 1. September sagte Hitler ebenfalls, ein Wort habe er «nie kennengelernt, es heisst: Kapitulation». Nach dem Hinweis darauf, dass auch Friedrich der Grosse scheinbar aussichtslose Situationen durchgestanden habe, folgte die Versicherung, ein November 1918 werde sich niemals mehr in der deutschen Geschichte wiederholen. «Wenn wir diese Gemeinschaft bilden, eng verschworen, zu allem entschlossen, niemals gewillt zu kapitulieren, dann wird unser Wille jeder Npt Herr werden.»<sup>6</sup> Als er drei Wochen später in Danzig noch einmal erklärte, er werde niemals kapitulieren, fragte sich William

Shirer, warum Hitler diesen Satz so betonte, «wenn doch die eigene Position so stark erscheint».<sup>7</sup>

Am 3. September 1939, kurz vor seiner Abreise an die Front, hatte Hitler einen «Aufruf an das deutsche Volk» erlassen, in dem er mit Hinweis auf die Niederlage im Ersten Weltkrieg jedem, der die Einigkeit des Volkes zerstöre, die Vernichtung ankündigte. «Solange das deutsche Volk in seiner Geschichte einig war, ist es noch nie besiegt worden. Nur die Uneinigkeit des Jahres 1918 führte zum Zusammenbruch. Wer sich jetzt an dieser Einigkeit versündigt, hat nichts anderes zu erwarten, als dass er als Feind der Nation vernichtet wird.»<sup>8</sup>

Knapp vier Wochen nach Kriegsbeginn wurde am 27. September unter Leitung von Reinhard Heydrich das Reichssicherheitshauptamt gegründet, in den nächsten Jahren die zentrale Planungs- und Organisationsbehörde der Judenvernichtung. Bereits am 21. September, noch vor der Kapitulation Warschaus, hatte Heydrich in einem «Schnellbrief» an SS-Kommandeure die Bildung von Juden-Ghettos im besetzten Polen angeordnet: «Ich nehme Bezug auf die heute in Berlin stattgefundene Besprechung und weise noch einmal darauf hin, dass die geplanten Gesamtmassnahmen (also das Endziel) streng geheim zu halten sind. Es ist zu unterscheiden zwischen

1. dem Endziel (welches längere Fristen beansprucht) und
2. den Abschnitten der Erfüllung dieses Endzieles (welche kurzfristig durchgeführt werden.)»

Bei Bildung der jüdischen Ghettos sei darauf zu achten, «dass nur solche Städte als Konzentrierungspunkte bestimmt werden, die entweder Eisenbahnknotenpunkte sind oder zum mindesten an Eisenbahnstrecken liegen».

Welches «Endziel» beanspruchte längere Fristen und war streng geheim zu halten? Und wohin sollten die Juden später mit der Eisenbahn gebracht werden? Ein grosses «Judenreservat» in Polen oder irgendwo sonst auf der Welt konnte nicht gemeint sein, denn eine solche Möglichkeit wurde in den folgenden Monaten sehr offen in der offiziellen Korrespondenz verschiedener Behörden und Ministerien erwähnt. Mit dem streng geheimen «Endziel, welches längere Fristen beansprucht», meinte Heydrich möglicherweise schon im September 1939 die Tötung der Juden.

Ende Oktober 1939 ordnete Hitler an, dass «nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheits-

zustandes der Gnadentod gewährt werden kann». Er liess den entsprechenden Erlass zum Start des «Euthanasie-Programms» auf den 1. September zurückdatieren und machte damit deutlich, dass «die innere Reinigung des Volkskörpers», die er stets als Voraussetzung für eine erfolgreiche Aussenpolitik bezeichnet hatte, mit dem Kriegsbeginn auch die Schwelle des staatlich organisierten Massenmords überschritten hatte. Er folgte damit dem bereits in «Mein Kampf» postulierten Grundsatz, wonach, in einem Krieg «alle Erwägungen von Humanität und Ästhetik» belanglos würden.

Durch die «Aktion Gnadentod» konnte das Regime erstmals Erfahrungen mit der planmässigen Ermordung grosser Menschenmengen sammeln. Organisiert und überwacht wurde der Aufbau von der «Kanzlei des Führers», die Hitler direkt unterstand und in der Reichskanzlei angesiedelt war. Bis hin zur Putzfrau empfing der stellvertretende Leiter dieser Führerkanzlei, Viktor Brack, sämtliche Mitarbeiter der «T 4 Aktion» vor ihrer Einstellung in der Berliner Tiergartenstrasse 4 zu persönlichen Gesprächen.<sup>9</sup> Bereits im Spätherbst 1939 wurde im ehemaligen Behindertenheim Grafeneck bei Marbach eine als «Duschraum» bezeichnete Gaskammer gebaut, in der seit Januar 1940 Behinderte mit Kohlenmonoxyd ermordet wurden. Weitere Gaskammern mit angeschlossenen Krematorien gab es in den Tötungsanstalten Brandenburg/Havel, Hartheim bei Linz, Sonnenstein in Pirna, Bernburg an der Saale und Hadamar bei Limburg. Mit hoher Wahrscheinlichkeit hat Hitler diese Tötungsmethode über Brack für das «Euthanasie-Programm» angewiesen. Eine zentrale Rolle spielte bei dem Programm auch Hitlers Begleitarzt Karl Brandt. Die «Euthanasie» war der Probelauf für die «Endlösung».

Nach Abschluss des Polenfeldzugs teilte Hitler seinen Generälen am 23. November 1939 in einer langen Ansprache mit, es gehe ihm um «den Abschluss des Weltkrieges, nicht eine Einzelaktion».<sup>10</sup> Was meinte er damit? Die Wiederherstellung der Grenzen von 1914 konnte nicht das Ziel sein, denn auch in diesem Fall «wären nichtsdestoweniger die Opfer des Weltkrieges umsonst gewesen», wie Hitler schon 1928 in seinem zweiten Buch geschrieben hatte. Diese Feststellung war logische Folge der Grundüberzeugung des nationalistischen Lagers, wonach für den Gewinn des Weltkrieges jedes Opfer zu rechtfertigen sei, sich dieser Sieg dann aber auch lohnen müsse.



Die Eroberung eines riesigen Kolonialreichs im Osten wäre nach Hitlers Auffassung bereits im Ersten Weltkrieg das einzige Ziel gewesen, das die gewaltigen Opfer an der Front und in der Heimat gerechtfertigt hätte. «Das einzige Kriegsziel, das diesem ungeheuren Bluteinsatz würdig gewesen wäre, hätte nur in der Zusicherung an den deutschen Soldaten bestehen können, soundso viele 100'000 qkm Grund den Kämpfern der Front als Eigentum zuzuweisen oder für die allgemeine Kolonisation durch Deutsche zur Verfügung zu stellen», hatte er ebenfalls in seinem zweiten Buch geschrieben. Schliesslich seien die deutschen Soldaten nicht dafür gestorben, «damit die Polen einen Staat erhalten oder damit ein deutscher Prinz auf einen plüschenen Thron gesetzt wird».<sup>11</sup> Tatsächlich hatte Matthias Erzberger nach dem Frieden von Brest-Litowsk die etwas skurrile Idee verfolgt, einen Herzog aus seiner württembergischen Heimat zum König eines unabhängigen Litauen zu machen. Weil sich Nationalisten und Demokraten gegenseitig blockierten, wurde dazu aber – wie auch über den Status der anderen besetzten Gebiete – bis zum Herbst 1918 keine Entscheidung getroffen.

Doch die Beherrschung eines Ostimperiums sollte für Hitler nur die Vorstufe für ein noch weiter gehendes Ziel sein: die Weltherrschaft. Immer wieder hat er sich zu diesem Endziel seiner Politik bekannt und dabei auch eine Verbindung zu seinem Judenhass hergestellt. «Deutschland wird entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein», hatte er in «Mein Kampf» geschrieben. Das knappe Schlusswort des Buches endete mit den Sätzen: «Ein Staat, der im Zeitalter der Rassenvergiftung sich der Pflege seiner besten rassischen Elemente widmet, muss eines Tages zum Herrn der Erde werden. Das mögen die Anhänger unserer Bewegung nie vergessen, wenn sie die Grösse der Opfer zum bangen Vergleich mit dem möglichen Erfolg verleiten sollte.»<sup>12</sup> Wenige Tage, nachdem er den Juden am 30. Januar 1939 in der Krolloper öffentlich angedroht hatte, sie im Falle eines zweiten Weltkrieges zu töten, sprach er gegenüber Offizieren am gleichen Ort von einem Krieg um die «Weltvorherrschaft für Jahrhunderte». Im Mai 1943 äusserte er sich in einem vertraulichen Gespräch mit Goebbels in genau dem gleichen Sinne. «Das Weltjudentum steht nach der festen Überzeugung des Führers vor einem geschichtlichen Sturz», schrieb der Propagandaminister im Anschluss an die Unterredung in sein Tagebuch. «Die Völker, die den Juden am ehe-

sten erkannt haben und ihn am ehesten bekämpfen, werden an seiner Stelle die Weltherrschaft antreten.»<sup>13</sup>

Bereits in seinem zweiten Buch von 1928 hatte Hitler ausführlich dargestellt, dass nach dem erwarteten schnellen Sieg über die Sowjetunion unweigerlich eine militärische Auseinandersetzung mit den USA folgen werde. Und zwei Jahre später erklärte er in einer Rede an der Universität Erlangen: «Einst gab es kein Volk, das mehr Anspruch gehabt hätte als das deutsche auf die Teilnahme am Kampf um die Weltherrschaft und endlich auf die Weltherrschaft an sich, und auch heute ist es genauso, wenn auch unsere Regierungen sich bemühen, unser deutsches Volk als zweitwertig hinzustellen.» Und wenig später in der gleichen Ansprache: «Jedes Wesen strebt nach Expansion, und jedes Volk strebt nach Weltherrschaft. Aber nur wer dieses letzte Ziel im Auge behält, gerät auf den richtigen Weg.»<sup>14</sup>

Im Gespräch mit dem britischen Historiker Alan Bullock hat Albert Speer die Weltherrschaft ebenfalls als das eigentliche Kriegsziel Hitlers bezeichnet: «Ich werde immer belächelt, wenn ich darauf zurückkomme, dass Hitler die Weltherrschaft anstrebte, nicht nur die Herrschaft über Europa, dass die Herrschaft über Europa nur eine Zwischenstufe war für das Endgültige.» Deutschland hätte demnach «zur Vormacht in der Welt» werden sollen, «die absolute Macht, die bestimmen kann, was in der Welt einschliesslich der Vereinigten Staaten geschieht». Schon im Epilog seiner Erinnerungen hatte Speer geschrieben, in Hitlers engerer Umgebung habe niemand bezweifelt, dass das Ziel des Krieges die Weltherrschaft war. «Auf der Spitze des Kuppelbaus für das neue Berlin hatte ich jene Weltkugel angebracht, deren Besitz Hitler nicht nur im Symbol anstrebte.»<sup>15</sup> Auch seine Ausrottungsabsichten gegenüber dem jüdischen Volk habe Hitler «für den, der hören wollte, nie verheimlicht». Im Gespräch mit Bullock ergänzte er dann, die «Judenfrage» sei für Hitler «die wichtigste Frage seines Lebens gewesen».<sup>16</sup>

Eine von Deutschland beherrschte und vom «jüdischen Gift gereinigte Welt»: Das war das Endziel Hitlers. Dann wären aus seiner Sicht die zwei Millionen deutschen Soldaten im Ersten Weltkrieg doch nicht umsonst gestorben, und dann wäre auch der 9. November 1918 gerächt worden. Dass er mit diesem Plan früher oder später scheitern würde, war von Beginn an klar. Die Frage war nur, wie hoch bis dahin der Preis an Menschenleben und Verwüstungen sein würde.

Mit seinen beiden Zielen stand Hitler gleichwohl in der Kontinuität des nationalistischen Lagers, auch wenn er dessen Grundüberzeugungen zu einer extremen Konsequenz steigerte. Das galt zum einen für die Frage, wer die Schuld an der Niederlage im November 1918 trug. Es galt aber auch für die Weltherrschaft, die schon im Ersten Weltkrieg das heimliche Kriegsziel der Nationalisten war. Offen dazu bekennen konnten sich die führenden Vertreter dieses Lagers allerdings nicht, weil sie sonst Gefahr liefen, den Widerstand der Demokraten zu wecken, ohne deren Unterstützung der Krieg nicht zu führen war. Aber auch Max Bauer hat im März 1919 den Kriegseintritt der USA damit erklärt, dass «dieses Riesenreich dem Kriege, der über die künftige Vormacht auf der Erde entscheiden sollte, einfach nicht fernbleiben konnte». Und der damals zwischen den Lagern stehende Wilhelm Groener sagte im Mai 1919 zu einer Runde von Offizieren: «Wir haben unbewusst nach der Weltherrschaft gestrebt – das darf ich natürlich nur im allerengsten Kreise sagen, aber wer einigermaßen klar und historisch die Sache betrachtet, kann darüber nicht im Zweifel sein –, ehe wir unsere Kontinentalstellung fest gemacht hatten.» Anders als das nationalistische Lager im Ersten Weltkrieg musste Hitler auf ein politisch organisiertes, demokratisches Lager keine Rücksicht mehr nehmen. Doch die öffentliche Meinung war ihm nicht egal, ganz im Gegenteil. Daher sprach er sein Ziel, die Weltherrschaft zu erlangen, nur selten offen aus, denn dafür konnte er nicht auf die Unterstützung der Bevölkerung rechnen.

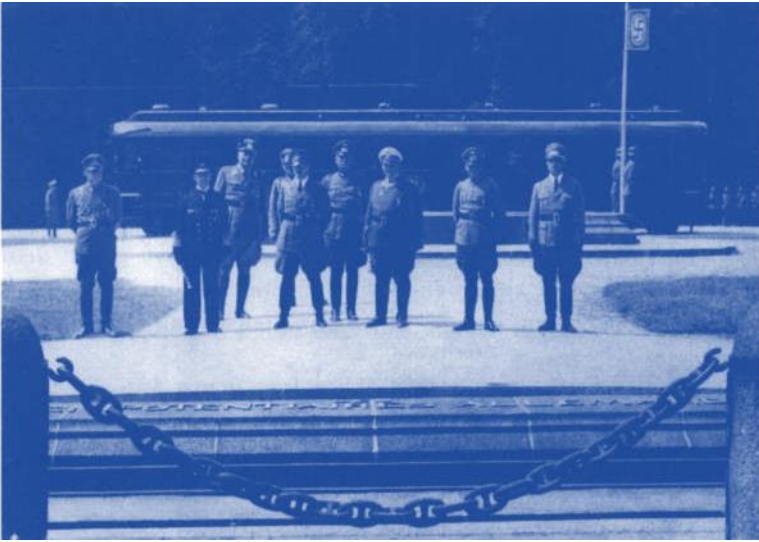
Doch es gab Ausnahmen: Als etwa der rasante Vormarsch durch die Sowjetunion im Juli 1941 kurzzeitig ins Stocken kam, gab Goebbels nach Rücksprache mit Hitler seinem Ministerium die Weisung: «Das Volk muss wissen, dass Deutschland jetzt um seine nackte Existenz kämpft und dass wir nur zu wählen haben zwischen einer absoluten Liquidierung der deutschen Nation und der Weltherrschaft.»<sup>17</sup>

Genau diese Alternative hatte er auch in seiner Erlanger Rede genannt. Falls Deutschland auf die «Weltherrschaft» verzichte, bliebe nur der Weg «des Verzichtens, der Selbstaufgabe, der endlich bei der Vernichtung und in der Vernichtung seinen Abschluss findet». Seiner Ankündigung am 23. November 1939, er wolle den Ersten Weltkrieg abschliessen, liess er ebenfalls die Bemerkung folgen, dabei gehe es um Sieg oder Vernichtung, Sein oder Nichtsein der Nation.

Bereits 1912 hatte der nationalistische General Friedrich von Bernhardi in seinem Bestseller «Deutschland und der nächste Krieg» die These vertreten, das Kaiserreich stehe vor der Alternative «Weltmacht oder Niedergang». Schon diese Behauptung war abwegig. Noch viel mehr gilt das für Hitlers Steigerung, das deutsche Volk könne nur zwischen «Weltmacht» oder «Vernichtung» wählen. Als Reaktion auf den Versailler Vertrag hatte man seit 1919 in Deutschland allerdings oft davon gesprochen, die Kriegsgegner strebten die «Vernichtung» Deutschlands an – wobei Hitler ja zu der Überzeugung gelangt war, die eigentlich treibende Kraft dahinter sei das «internationale Judentum».

Auch ein Krebs- oder Tuberkulosekranker steht vor der Alternative, entweder über die Krankheit zu siegen oder ihr zu erliegen. Erneut liegt die Vermutung nahe, die traumatische Erfahrung des Krebstodes seiner Mutter könnte eine wichtige Rolle dabei gespielt haben, dass Hitler zum radikalsten Vertreter des nationalistischen Lagers wurde. Die Aussage, Deutschland werde «entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein», begründete er in «Mein Kampf» mit der Feststellung, dass es sich bei dem deutschen Volk «nicht um ein x-beliebiges Negervölkchen handelt, sondern um die germanische Mutter all des Lebens, das der heutigen Welt ihr kulturelles Bild gegeben hat».<sup>18</sup>

Als nächste konkrete Schritte zum «Abschluss des Weltkriegs» kündigte er in seiner Ansprache am 23. November 1939 an, er werde Frankreich und England «zum günstigsten und schnellsten Zeitpunkt» angreifen. Dabei sei die Verletzung der Neutralität Belgiens und Hollands bedeutungslos. «Kein Mensch fragt danach, wenn wir gesiegt haben.» Immer blieb der Erste Weltkrieg die Folie, vor der er seinen eigenen Krieg führte, sei es in der bewussten Abkehr, in der Wiederholung oder in der Übersteigerung. Um Frankreich anzugreifen, hatte Deutschland im August 1914 die Neutralität Belgiens missachtet. Er würde nun die Neutralität Hollands gleich mit verletzen und beides «nicht so idiotisch begründen wie 1914», versicherte er seinen Generälen. Es sei Voraussetzung für den Erfolg, «dass die Führung von oben Beispiel einer fanatischen Entschlossenheit gibt», impfte er ihnen ein. «Wenn, wie 1914, Oberbefehlshaber schon Nervenzusammenbrüche hatten, was sollte man dann vom einfachen Musketier verlangen?» Seine Zuhörer verstanden, dass



*Vor der Unterzeichnung des Waffenstillstands mit Frankreich ging Hitler zu dem Gedenkstein, der bei Compiègne an den 11. November 1918 erinnert. «Zorn, Wut, Hass, Rache, Triumph» habe er dabei ausgestrahlt, beobachtete der US-Journalist William Shirer.*

er damit Helmuth von Moltke meinte, der als Generalstabschef die Marne-Offensive im September 1914 abgebrochen hatte. Hitler selbst sollte beim Frankreichfeldzug allerdings der Fehler unterlaufen, zusammen mit General Gerd von Rundstedt die deutschen Panzerverbände vor Dünkirchen zu stoppen und dem britischen Expeditionsheer so die Evakuierung zu ermöglichen.

Auch die von Hitler zunächst nicht geplante und durch britische Aktivitäten forcierte Besetzung Dänemarks und Norwegens im April 1940 war eine Reaktion auf die Erfahrung der britischen Seeblockade im Ersten Weltkrieg. Nach Abschluss der Operationen in Skandinavien begann am 10. Mai der Feldzug im Westen. Dem schnellen Vorstoss der Wehrmacht durch die Beneluxländer folgte der unerwartet rasche Zusammenbruch Frankreichs.

Wie ein Sturm fegten die Deutschen über das kriegsmüde Land hinweg und brachen jede Gegenwehr in kürzester Zeit. «Sturm im Juni» heisst der erste Teil des unvollendeten und über Jahrzehnte verschollenen Romans «Suite française», in dem Irène Némirovsky den Zusammen-

bruch und die Besetzung des Landes durch die Deutschen schilderte. Schon in den Anfangssätzen wird ein Gefühl von Angst und Ohnmacht spürbar. «Warm, dachten die Pariser. Frühlingsluft. Es war Nacht im Krieg, Alarm. Aber die Nacht vergeht, der Krieg ist weit. Alle, die nicht schliefen, die Kranken in ihrem Bett, die Mütter, deren Söhne an der Front waren, die liebenden Frauen mit ihren tränenwelken Augen hörten den ersten Atemzug der Sirene. Noch war es erst ein tiefes Einatmen gleich dem Seufzer, der einer beklommenen Brust entweicht. Einige Augenblicke würden vergehen, ehe der ganze Himmel sich mit Geheul füllte.»<sup>19</sup>

Das Debakel der «Grande Nation» im Juni 1940 konnte als Beleg für Hitlers Überzeugung gelten, dass ein Krieg vor allem durch «seelische Faktoren» entschieden wird. Es war und ist ja richtig, dass es in jedem Kampf, ob im Sport oder Krieg, neben den physischen auch immer ganz zentral auf die mentalen Voraussetzungen ankommt. Nur die Schlussfolgerungen, die Hitler aus dieser Erkenntnis zog, waren ebenso irrig wie verbrecherisch. Doch indem ihm innerhalb weniger Wochen gelang, woran die kaiserliche Armee vier Jahre lang unter entsetzlichen Opfern gescheitert war, schien er auch noch den letzten Zweifler widerlegt zu haben.

Der Waffenstillstand wurde am Nachmittag des 21. Juni 1940 an gleicher Stelle und im gleichen Eisenbahnwaggon unterschrieben wie der Waffenstillstand am 11. November 1918. Hitler hatte den hölzernen Salonwagen eigens für diesen Zweck aus dem Museum wieder in den Wald von Compiègne schaffen lassen. Selbstverständlich unterzeichneten auf französischer Seite hohe Generäle und kein Zivilist den Vertrag. Erzbergers Unterschrift am gleichen Ort blieb die grosse Ausnahme in der Kriegsgeschichte, eine Ausnahme mit fatalen Folgen.

Kurz vor der Zeremonie ging Hitler mit seinen Begleitern auf der Lichtung im Wald von Compiègne zu einem Granitblock, auf dem in grossen Lettern die Inschrift eingemeisselt war: «Hier erlosch am 11. November 1918 der verbrecherische Hochmut des deutschen Reiches, besiegt von den freien Völkern, die es zu versklaven suchte», wobei das Wort «besiegt» («VAINCU») besonders hervorgehoben war. Aus 50 Metern Entfernung beobachtete William Shirer durch ein Fernglas die Szene und sah Hitler so nah, «als stünde er direkt vor mir». Oft schon,

so notierte der amerikanische Journalist, habe er Hitlers Gesicht gesehen, «in grossen Momenten seines Lebens. Aber heute! Es ist rot vor Zorn, Wut, Hass, Rache, Triumph. Er wendet sich von dem Monument ab und bringt es fertig, sogar diese Geste zu einem Meisterwerk der Verachtung zu machen.» In der gleissenden Junisonne habe sich Hitler dann langsam auf der Lichtung umgeschaut, «und jetzt, da seine Blicke den unseren begegnen, kann man das ganze Ausmass seines Hasses erahnen. Doch da ist zugleich Triumph – eine rachevoller, triumphierender Hass.»<sup>20</sup>

Doch dieser Hass richtete sich eben nicht gegen die früheren Kriegsgegner Deutschlands. So wie er schon in «Mein Kampf» geschrieben hatte, dass Clemenceau nur tue, was der Gewinner eines Krieges zu tun habe, und sich 1936 ganz entspannt mit Lloyd George auf dem Berghof getroffen hatte, akzeptierte er 1940 Marschall Pétain als Staatschef des Vichy-Regimes. 1918 war Pétain nach Ferdinand Foch immerhin der zweithöchste General Frankreichs gewesen. Hitlers Hass richtete sich stattdessen gegen diejenigen, die er für die Niederlage Deutschlands verantwortlich machte. Auch Shirer fiel wenige Wochen nach dem Waffenstillstand bei einer Reichstagsrede auf, wie «fanatisch» Hitler immer wieder seine Überzeugung wiederholte, «dass Deutschland den letzten Weltkrieg nicht verloren habe, sondern verraten worden sei».<sup>21</sup>

Als Hitlers Sieg über Frankreich bereits feststand, hatte sich am 10. Juni auch Italien dem Feldzug angeschlossen. «Es ist Frankreich in dem Augenblick in den Rücken gefallen, da die Deutschen vor den Toren von Paris stehen und das Land offenbar am Boden liegt», wie Shirer schrieb.<sup>22</sup> Das grenznahe Nizza wurde zur militärischen Sperrzone erklärt; Zehntausende mussten die Stadt fluchtartig verlassen. Zu ihnen gehörte auch der mittlerweile 71-jährige Theodor Wolff mit seiner Frau Änne und der gemeinsamen Tochter Lilly. Über Aix-en-Provence und Montpellier führen sie nach Montabaun nördlich von Toulouse, wo die Familie Unterschlupf fand im Landhaus eines österreichischen Bekannten. Hier in der Gascogne verlebte Wolff trotz der bedrückenden politischen Lage einige entspannte Wochen.

Welche Gefahr ihm und vielen anderen deutschen Emigranten drohte, erfähr er allerdings am Abend des 28. Juni, als im Rundfunk die Paragrafen des zwischen Deutschland und Frankreich geschlossenen Waffen-

stillstandsvertrags verlesen wurden. «Dann ist der Sprecher bei Nummer 19 angelangt», schrieb Wolff über diesen Abend. «Die Französische Regierung hat sich verpflichtet, diejenigen Deutschen auszuliefern, die man ihr mit Namen nennen wird und die das nationalsozialistische Regime in eigene Hut zu nehmen wünscht. Als der Sprecher, gleichsam die Silben einzeln abzählend, den Satz beendet, sind auch manche Personen etwas blass, die sich bisher durch Gleichmut ausgezeichnet haben.» Wie viele Juden reagierte auch Wolff mit einem gewissen Fatalismus auf die näherkommende Bedrohung. Auch während der Französischen Revolution, so notierte er in sein Tagebuch, habe oft nur der Zufall entschieden, wer auf «dem nächsten Guillotinekarren» gelandet sei.<sup>23</sup>

Ende August kehrten die Wolffs nach Nizza zurück. Wie andere deutsche Emigranten hätte auch er in den nächsten Monaten nach Amerika weiterflüchten können, wo sich sogar der Herausgeber der «New York Times», Arthur H. Sulzberger, für ihn einsetzen wollte. Doch Wolff, der noch in Montabaun 72 Jahre alt geworden war, lehnte ab. «Frankreich war nicht seine Heimat, aber ein Land, in dem er gerne lebte, das für ihn jene enge Verbindung zur europäischen Kultur, Literatur und Kunst herstellte, die er in den USA niemals finden zu können meinte», hat Bernd Söseman Wolffs Motive beschrieben. Auch schien es im unbesetzten Frankreich trotz des ominösen Artikels 19 im Waffenstillstandsvertrag auch für Juden eine gewisse Sicherheit zu geben.

Doch am 2. Juni 1941, wenige Wochen vor dem Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion, erliess die Vichy-Regierung ihr zweites «Juden-Statut». Es sah unter anderem vor, dass alle Juden amtlich erfasst werden mussten. Am 28. Juli 1941 wurde auch Theodor Wolff in das Judenregister Nizzas eingetragen.<sup>24</sup>



## XVI.

### VOM PLAN ZUR TAT

Konnte man Millionen Menschen planmässig ermorden lassen? Selbst unter Hitlers wichtigsten Gefolgsleuten gab es Skrupel, einen solch monströsen Plan in die Tat umzusetzen. Im Mai 1940, kurz nach Beginn des Westfeldzuges, legte Heinrich Himmler seinem «Führer» die berüchtigte Denkschrift über die «Behandlung der Fremdvölkischen im Osten» vor, die Hitler am 25. Mai in einem Gespräch mit dem Chef der SS als «sehr gut und richtig» lobte und für andere NS-Grössen zur Lektüre empfahl.<sup>1</sup> Die Entrechtung, Ausbeutung und Versklavung aller nichtdeutschen Menschen in Osteuropa war aus Himmlers Sicht ebenso gerechtfertigt wie erforderlich. «Als führerloses Arbeitsvolk» müssten die Polen und die übrigen Slawen im «Generalgouvernement» nur drei Dinge lernen: Rechnen bis höchstens 500, das Schreiben des eigenen Namens sowie die «Lehre, dass es ein göttliches Gebot ist, den Deutschen gehorsam zu sein und ehrlich, fleissig und brav zu sein».

Doch die Denkschrift enthielt auch eine Passage, die Hitler nicht gefallen haben kann. Denn Himmler hatte in seinem Text geschrieben, er halte die «bolschewistische Methode der physischen Ausrottung eines Volkes» für «ungermanisch und unmöglich». Zwar bezog sich diese Aussage nicht auf die Juden, sondern auf die übrigen nichtdeutschen Menschen im «Völkerbrei des Generalgouvernements», wie er sich ausdrückte. Doch auch die Juden wollte er zu diesem Zeitpunkt nicht in grosser Zahl ermorden lassen: «Den Begriff Juden hoffe ich, durch die Möglichkeit einer grossen Auswanderung sämtlicher Juden nach Afrika oder sonst in eine Kolonie völlig auslöschen zu sehen.» Himmler präsentierte seinem «Führer» also die alte Idee Oswald Pirows, für die Hitler aber schon im November 1938 kein Interesse gezeigt hatte.

Es ist deshalb plausibel, dass er den Chef der SS nach Abschluss des Frankreichfeldzuges erneut zu sich bestellte und ihm nun klarmachte, dass nicht die Auswanderung, sondern die Ausrottung der Juden das Ziel

seiner Politik sei. So hat es Himmlers Masseur und Vertrauter Felix Kersten nach dem Krieg berichtet. Der Zeitpunkt für diesen Befehl wäre aus Hitlers Sicht günstig gewesen, weil er vielen Deutschen und erst recht seinen Anhängern nach der schnellen Niederwerfung Frankreichs als «ein von Gott inspirierter Oberbefehlshaber» erschien, wie es Fritz Stern formuliert hat.<sup>2</sup>

In offiziellen Dokumenten war zu dieser Zeit allerdings stets von einer «territorialen Endlösung der Judenfrage» die Rede, wobei als mögliche Zielgebiete eine Region um die polnische Stadt Lublin oder die Insel Madagaskar genannt wurden. Auch von Hitler gibt es aus dem Sommer 1940 entsprechende Äusserungen, etwa gegenüber Mussolini oder dem Generalgouverneur in Polen, Hans Frank. Sie lassen sich vermutlich mit der Tatsache erklären, dass die seit September 1939 einsetzenden Deportationen und Umsiedlungen in Osteuropa vor allem im besetzten Polen für erhebliche Unruhe sorgten. So beklagte sich Frank immer wieder darüber, dass er nicht wisse, wie er die aus dem «Warthegau» ins Generalgouvernement abgeschobenen Juden unterbringen und versorgen sollte. Gegen solche Beschwerden half der Hinweis weiter, dass es sich bei den beklagten Zuständen nur um eine Übergangslösung handelte, bevor dann für die Juden eine «Endlösung» gefunden werde. Hitler hatte 1940 aber noch kein Interesse daran, seine Ausrottungspläne einem grösseren Personenkreis mitzuteilen. Insofern kam der im Auswärtigen Amt erdachte Madagaskar-Plan gerade recht. Es konnte aus Hitlers Sicht auch nicht schaden, wenn sich verschiedene Ministerien oder Bürokratien eine Zeit lang mit diesem Projekt beschäftigten. Bis zu seiner Umsetzung würde durch den Krieg gegen die Sowjetunion ohnehin eine neue Lage entstehen. Am 17. August 1940 wurde der Madagaskar-Plan auch in einem Gespräch zwischen Hitler und Goebbels erwähnt, wobei nicht klar ist, wer von beiden dieses Thema ansprach. Bezeichnend ist jedoch, dass Hitler im gleichen Zusammenhang sagte, «die asozialen Elemente» dürften «nicht für eine spätere Revolution konserviert werden. Sie bedrohen immer den Staat, vor allem in den grossen Städten. Deshalb: ausrotten und für das Volk ein gesundes Gemeinschaftsgefühl schaffen», laut der entsprechende Eintrag im Tagebuch von Goebbels.<sup>3</sup>

Bereits wenige Wochen nach dem Sieg im Westen hatte Hitler die Vorbereitungen für den grossen Ostfeldzug angeordnet. Ursprünglich

wollte er die Sowjetunion bereits im Herbst 1940 angreifen. «Geht aber nicht, um Operationen einheitlich durchzuführen», notierte Halder dazu am 31. Juli 1940 lapidar in sein Kriegstagebuch.<sup>4</sup> Am 18. Dezember 1940 genehmigte Hitler schliesslich den Feldzugsplan gegen die Sowjetunion, der von den Militärs bislang unter dem Decknamen «Fritz» bearbeitet worden war. Hitler gab ihm die Bezeichnung «Barbarossa» – wobei es erstaunlich ist, dass Hitler damit den Namen eines Gescheiterten wählte. Denn der Stauferkaiser Friedrich Barbarossa war nach einigen Anfangerfolgen während des Dritten Kreuzzuges im Jahr 1190 in einem türkischen Fluss ertrunken und hatte Jerusalem nie erreicht.

Sechs Wochen nach Genehmigung der Angriffspläne gegen Russland erinnerte Hitler in einer Sportpalastrede am 30. Januar 1941 zum ersten Mal an seine «Prophezeiung», wonach das Judentum einen neuen Weltkrieg nicht überleben werde, und datierte sie – wie auch später immer wieder – auf den Tag des Kriegsbeginns um. «Und nicht vergessen möchte ich den Hinweis, den ich schon einmal, am 1. September 1939, im Deutschen Reichstag gegeben habe. Den Hinweis darauf nämlich, dass, wenn die andere Welt vom Judentum in einen allgemeinen Krieg gestürzt würde, das gesamte Judentum seine Rolle in Europa ausgespielt haben wird!» Die kommenden Monate und Jahre würden erweisen, dass er «auch hier richtig gesehen habe». Er hoffe, dass bald alle Völker, «die heute noch in Feindschaft gegen uns stehen, eines Tages ihren grösseren inneren Feind erkennen werden».<sup>5</sup>

In Polen näherte sich derweil die von Heydrich befohlene Ghetto-Bildung dem Abschluss. Als erster jüdischer Wohnbezirk war im April 1940 das Ghetto in Litzmannstadt (Łódź) hermetisch von der Aussenwelt abriegelt worden, es folgten im Herbst Warschau, im März 1941 Krakau, im April Lublin und dann noch Radom.

Am 30. März 1941 schwor Hitler die Militärführung in der Reichskanzlei mit einer zweieinhalbstündigen Rede auf den bevorstehenden Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion ein. «Wir müssen von dem Standpunkt des soldatischen Kameradentums abrücken. Der Kommunist ist vorher kein Kamerad und nachher kein Kamerad. Es handelt sich um einen Vernichtungskampf.» Dann folgte der entscheidende Satz: «Der Kampf muss geführt werden gegen das Gift der Zersetzung.» Jetzt war er da, wo er seit Jahrzehnten hinwollte. Jetzt konnte er den grossen Vernichtungskampf führen gegen das «Gift der Zersetzung», das nach seiner

Überzeugung für alle Krebsübel und damit für alles Unglück dieser Welt verantwortlich war. Wenige Stunden, bevor die Wehrmacht in die Sowjetunion einfiel, sagte er in der Nacht auf den 22. Juni zu Goebbels: «Es bleibt uns nichts anderes übrig als anzugreifen. Dieses Krebsgeschwür muss ausgebrannt werden.»<sup>6</sup>

Wie er sich das konkret vorstellte, hatte Hitler im Frühjahr 1941 mit einer Reihe von Befehlen und Anordnungen deutlich gemacht. Der «Erllass über die Ausübung der Kriegsgerichtsbarkeit im Gebiet Barbarossa» löste die Wehrmacht faktisch von allen Bindungen an das Völkerrecht. Begründet wurde der Erlass damit, dass sowohl «der Zusammenbruch im Jahre 1918» als auch «die spätere Leidenszeit des deutschen Volkes ... entscheidend auf bolschewistischen Einfluss zurückzuführen war und kein Deutscher dies vergessen hat».<sup>7</sup> Mit dem kurz darauf erlassenen «Kommissarbefehl» wurden die deutschen Soldaten angewiesen, die politischen Offiziere der Roten Armee, unter denen sich überdurchschnittlich viele Juden befanden, «grundsätzlich sofort mit der Waffe zu erledigen».

Bei der Definition von «Deutschlands Feinden» war die Abgrenzung zwischen politischen und rassistischen Kriterien fließend. Besonders deutlich wird dies in den «Richtlinien für das Verhalten der Truppe in Russland» vom 19. Mai 1941: «Der Bolschewismus ist der Todfeind des nationalsozialistischen deutschen Volkes. Dieser zersetzenden Weltanschauung und ihren Trägern gilt Deutschlands Kampf.» Daher verlange der Kampf im Osten «rücksichtsloses und energisches Durchgreifen gegen bolschewistische Hetzer, Freischärler, Saboteure, Juden und restlose Beseitigung jedes aktiven oder passiven Widerstandes.» Die Juden wurden ohne weitere Begründung in eine Reihe mit denjenigen gestellt, die aktiven oder passiven Widerstand gegen die Deutschen leisteten.

«Die U.d.S.S.R. ist ein Staatengebilde, das eine Vielzahl von slawischen, kaukasischen und asiatischen Völkern in sich vereinigt und das zusammengehalten wird durch die Gewalt der bolschewistischen Machthaber. Das Judentum ist in der U.d.S.S.R. stark vertreten», hiess es in den Richtlinien. Da Hitler tatsächlich glaubte, das «Riesenreich im Osten» werde von den Juden beherrscht und sei daher «reif für den Zusammenbruch», war es nur folgerichtig, dass die deutschen Soldaten keine Winterausrüstung erhielten.

Im Mai wurden vier Einsatzgruppen mit insgesamt 3'000 Mitgliedern aufgestellt, die hinter der Front «Sonderaufgaben im Auftrage des Führers» zu übernehmen hatten, wie es in der entsprechenden Mitteilung für die Wehrmacht hiess. Es ist nahezu ausgeschlossen, dass die Kommandeure dieser Einsatzgruppen schon vor dem Einmarsch in die Sowjetunion den Befehl erhielten, neben kommunistischen Funktionären und «sonstigen radikalen Elementen» auch jüdische Frauen und Kinder zu töten. Entsprechende Aussagen von ehemaligen SS-Leuten nach dem Krieg hatten den Zweck, einen «Befehlsnotstand» zu konstruieren.<sup>8</sup> Unmittelbar vor und in den ersten Wochen nach Beginn des Russlandfeldzuges setzten Hitler, Himmler und Heydrich auf einen anderen Weg, um ihr Ziel zu erreichen. Neben der beiläufigen Hinzurechnung aller Juden zu denjenigen, gegen die «rücksichtslos» vorzugehen sei, wurden die Einsatzgruppen angewiesen, in den besetzten Gebieten antijüdische «Selbstreinigungsversuche» zu ermutigen, ohne dabei selbst in Erscheinung zu treten. Bei solchen Pogromen gehörten in aller Regel auch Frauen und Kinder zu den Opfern. Nicht durch einen direkten Befehl, der möglicherweise auf Widerstand gestossen wäre, sondern auf schleichende Weise und Schritt für Schritt sollte damit das eigentliche Ziel erreicht werden: die massenhafte Ermordung aller Juden, unabhängig von ihrem Alter und Geschlecht. Neben den vier Einsatzgruppen wurden zu diesem Zweck auch 21 Polizeibataillone gebildet, die sogar über mehr als 11'000 Mann verfügten.

Als die Wehrmacht am 22. Juni mit rund drei Millionen Soldaten in die UdSSR einfiel, waren fast alle Voraussetzungen für den Holocaust erfüllt, auch in psychologischer Hinsicht, denn erst der Krieg gegen die Sowjetunion schuf in der gesamten deutschen Gesellschaft jene von Hitler empfundene und von ihm unablässig beschworene Atmosphäre eines Kampfes um Leben und Tod, Sein oder Nichtsein, die für die Durchführung eines solchen Verbrechens erforderlich war.

Zum ersten Massaker an Juden kam es bereits zwei Tage nach dem Einmarsch im litauischen Grenzort Garsden (Gargzdai), wo die Wehrmacht auf starken Widerstand der Roten Armee gestossen war. Nach der Eroberung des Ortes erschoss dort am 24. Juni ein aus dem nahen Memel angereistes Kommando der Schutzpolizei 201 Juden, darunter viele alte Männer sowie mindestens eine Frau und einen zwölfjährigen Jungen. Täter und Opfer kannten sich zum Teil, denn einige der ermordeten Ju-

den waren bei der Annexion des Memellandes im März 1939 über die Grenze nach Litauen geflüchtet. «Gustav, schiess gut!», rief der aus Memel stammende Seifenfabrikant Feinstejn seinem früheren Freund und Nachbarn Gustav Kersten zu, der zum Exekutionskommando gehörte. Nach dem Massenmord versuchten sich die Schutzpolizisten mit Bemerkungen zu beruhigen wie: «Menschskinder, verflucht noch mal, eine Generation muss dies halt durchstehen, damit es unsere Kinder besser haben.»<sup>9</sup>

Ganz ähnlich war der Tenor jener Ansprache, die der Chef des Hamburger Reserve-Polizeibataillons 101 hielt, als seine Untergebenen im Juli 1942 zum ersten Mal eine Gruppe von Juden in Polen erschossen sollten. Bleich, nervös und den Tränen nahe erklärte Major Wilhelm Trapp, das Bataillon stehe vor einer furchtbar unangenehmen Aufgabe. Ihm selbst gefalle der Auftrag ganz und gar nicht, aber der Befehl komme von ganz oben. Vielleicht werde ihnen die Erschiessung leichter fallen, wenn sie an den Bombenhagel dächten, der in Deutschland auf Frauen und Kinder niedergehe.<sup>10</sup>

Die Vorstellung, dass die Tötung der Juden eine zwar unangenehme, aber notwendige Aufgabe sei, war nicht nur auf die unmittelbaren Täter beschränkt. Der Psychiater Hans Müller-Braunschweig, der ebenfalls auf einen möglichen Zusammenhang zwischen Hitlers Judenhass und dem Tod seiner Mutter hingewiesen hat, berichtet von einem Erlebnis aus dem Jahr 1941. Damals habe er mit anderen, zum Teil auch regimekritischen Jugendlichen im Alter zwischen 13 und 15 Jahren eine Radtour unternommen. In einer Pause habe einer der Jungen von Massenerschiessungen in Polen und Russland berichtet. «Jüdische Männer, Frauen und Kinder würden erschossen. Einige sagten daraufhin: ‚Ich könnte das nicht.‘ Darauf eine anderer: ‚Aber vielleicht muss es sein.‘ Nachdenkliches Schweigen, die Äusserung blieb unwidersprochen.»<sup>11</sup>

Einen Monat nach dem Überfall auf die Sowjetunion empfing Hitler den Chef der nationalistischen Ustascha-Bewegung Kroatiens, Marschall Slavko Kvaternik, in der Wolfsschanze. Das Protokoll dieses Gesprächs am 22. Juli 1941 ist nicht vollständig erhalten, doch die existierenden Aufzeichnungen sind aufschlussreich genug.<sup>12</sup> Denn ohne die Juden zunächst beim Namen zu nennen, rekapitulierte er vor Kvaternik seine Gründe für die «Endlösung». Wie später auch Himmler in seiner ersten Posener Rede erinnerte Hitler in diesem Zusammenhang zunächst

an den «Röhm-Putsch». Auch im Juni 1934 habe er «energisch zupacken» müssen, «um ein viel grösseres Blutbad nachher zu vermeiden», eröffnete Hitler seinem Gast aus Kroatien. Anschliessend sagte er, Bismarck habe gegen die Sozialdemokratie «wohl zupacken wollen», doch habe es ihm an den geeigneten «Mitteln» und vor allem an der richtigen «Weltanschauung» gefehlt. Ohne die Juden explizit zu erwähnen, war diese Äusserung nichts weiter als die Wiederholung seiner alten Feststellung, Bismarcks Kampf gegen die Sozialdemokratie sei erfolglos geblieben, weil der Reichsgründer dieses «Geschwür» nicht als Folge des «jüdischen Giftes im deutschen Volkskörper» erkannt habe. Erst wenige Tage vor dem Treffen mit Kvaternik hatte sich Hitler am 10. Juli 1941 gegenüber einem Mitarbeiter als «Robert Koch in der Politik» bezeichnet, der «den Juden als den Bazillus und das Ferment aller gesellschaftlichen Dekomposition entdeckte».

Im Gespräch mit dem kroatischen Marschall führ Hitler fort, er habe sich entschlossen, «kompromisslos durchzugreifen». Es gebe Menschen, «die nicht in ein Staatsgefüge einzuordnen seien». Sie könnten für keine Gesellschaftsordnung begeistert werden, denn «sie seien Schmarotzer an der gesunden Gesellschaft und lebten nur davon, die ordentlichen Menschen auszubeuten». Mit diesen Menschen könne man «nur eines machen: sie vernichten! Dazu habe der Staat ein Recht, denn wenn auf der einen Seite die anständigen, wertvollen Menschen an der Front ihr Leben einsetzen, sei es verbrecherisch, die Schurken zu schonen». Auch diese Äusserung war die fast identische Wiederholung seiner in «Mein Kampf» dargelegten Überzeugung, wonach es im August 1914 «die Pflicht einer besorgten Staatsregierung» gewesen wäre, «die ganze betrügerische Genossenschaft dieser jüdischen Volksvergifter (...) unbarmherzig auszurotten. Wenn an der Front die Besten fielen, dann konnte man zu Hause wenigstens das Ungeziefer vertilgen».<sup>13</sup>

Erst am Ende des Gesprächs, das wie alle Unterredungen Hitlers eher einem Monolog glich, nannte Hitler die Juden dann doch noch beim Namen und verwies auf die von den Deutschen begünstigten Pogrome im Baltikum, in denen Esten, Letten und Litauer an den Juden «blutige Rache» nähmen. Die von den Juden beherrschte Sowjetunion sei zum «Pestherd der Menschheit» geworden. Wenig später bricht die Aufzeichnung ab und setzt dann wieder mit der Bemerkung Hitlers ein, wenn auch

nur ein Staat «eine jüdische Familie bei sich dulde, so würde diese der Bazillusherd für eine neue Zersetzung werden. Gäbe es keine Juden mehr in Europa, so würde die Einigkeit der europäischen Staaten nicht mehr gestört werden.» Zwar sagte Hitler in dem Gespräch auch, es sei egal, ob man die Juden «nach Sibirien oder nach Madagaskar» schicke, doch war das nichts weiter als ein halbherziger Rückgriff auf die frühere Verschleierungstaktik. Der von Hitler ohnehin nur als Tarnung benutzte Madagaskar-Plan war längst ad acta gelegt, und eine Deportation der Juden nach Sibirien war völlig unreal, zumal dieses Gebiet selbst nach Hitlers Plänen nicht erobert werden sollte.

Gegenüber dem Ustascha-Chef kündigte er an, er werde an jeden Staat mit der Forderung herantreten, die Juden zu entfernen. «Der letzte Staat, in dem die Juden sich noch halten würden, werde Ungarn sein.» Doch auch dieses Land werde sich eines Tages dem «eisernen Willen Europas» fügen müssen. Tatsächlich weigerte sich die ungarische Regierung unter Miklos Horthy, dem verbündeten Deutschland die Juden auszuliefern. Umso grauenhafter war ihr Schicksal nach dem Einmarsch der Wehrmacht im März 1944. Innerhalb von acht Wochen wurden 425'000 ungarische Juden nach Auschwitz deportiert. Mindestens zwei Drittel von ihnen starben unmittelbar nach ihrer Ankunft in den Gaskammern.<sup>14</sup>

Acht Tage nach dem Besuch Kvaterniks in der Wolfsschanze liess sich Heydrich am 31. Juli 1941 von Hitlers nominellem Stellvertreter Göring beauftragen, «in Bälde einen Gesamtentwurf über die organisatorischen, sachlichen und materiellen Vorausmassnahmen zur Durchführung der angestrebten Endlösung der Judenfrage vorzulegen». Auf den tarnenden Zusatz «territorial» wurde nun bereits verzichtet.

Zwei Wochen später, am 15. August, meldete eine Einsatzgruppe erstmals die Erschiessung einer grösseren Zahl von jüdischen Kindern nach Berlin. In seiner zweiten Posener Rede vor Reichs- und Gauleitern hat Himmler behauptet, er selbst habe die Tötung von minderjährigen Juden angeordnet, um nicht «die Rächer in Gestalt der Kinder für unsere Söhne und Enkel gross werden zu lassen».<sup>15</sup> Es ist aber nicht vorstellbar, dass Himmler eine so folgenschwere Entscheidung ohne einen entsprechenden Auftrag oder Befehl Hitlers getroffen hat.



Durch diesen letzten Tabubruch entstand nun aber ein neues Problem: Die massenhafte Erschiessung von Frauen und Kindern brachte für die Kommandos der SS und der Sonderpolizei eine grosse seelische Belastung mit sich. Zwangsläufig ergab sich nun die Frage, ob es nicht eine «humanere» Tötungsmethode gebe. Der frühere Kommandant von Auschwitz, Rudolf Höss, berichtete nach dem Krieg, er sei im Sommer 1941 nach Berlin bestellt worden, wo ihm Himmler mitgeteilt habe, das KZ Auschwitz werde bei der von Hitler befohlenen «Endlösung der Judenfrage» eine zentrale Rolle spielen. Wenig später, so Höss weiter, sei Adolf Eichmann nach Auschwitz gekommen und habe ihn darüber informiert, dass dort zunächst die Juden aus der Region und dann später aus Deutschland und Westeuropa getötet werden sollten. «Wir besprachen weiter die Durchführung der Vernichtung. Es käme nur Gas in Frage, denn durch Erschiessung die zu erwartenden Massen zu beseitigen, wäre schlechterdings unmöglich und auch eine zu grosse Belastung für die SS-Männer, die dies durchführen müssten im Hinblick auf die Frauen und Kinder.»<sup>16</sup> In seinem Prozess in Jerusalem bezeichnete Eichmann diese Aussage als «zusammenphantasiertes Zeug von Höss»,<sup>17</sup> was seiner Verteidigungslinie entsprach. Auch wenn unklar bleibt, ob die Darstellung von Höss in allen Details den Tatsachen entspricht, ist es wahrscheinlich, dass die späteren Kommandanten der Vernichtungslager in der zweiten Jahreshälfte 1941 darüber informiert wurden, dass die bereits bei der «Euthanasie» praktizierte Tötungsmethode auch für die Juden angewandt werden sollte.

Nachdem der Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen, am 3. August 1941 eine scharfe Predigt gegen die «Tötung lebensunwerten Lebens» gehalten hatte, liess Hitler mit Rücksicht auf die Stimmung in der Bevölkerung die planmässige «Vergasung» von Behinderten – zumindest offiziell – einstellen. Ein Teil der damit befassten «Experten» wurde nun in das besetzte Polen geschickt, um dort die Errichtung der Vernichtungslager vorzubereiten. Im September 1941 reisten Philipp Bouhler, Chef der «Kanzlei des Führers», und sein Stellvertreter Viktor Brack nach Lublin, um mit dem dortigen SS-Chef Odilo Globocnik die Errichtung eines Vernichtungslagers mit Gaskammer zu besprechen, das dann vom 1. November an in dem Dorf Belzec errichtet wurde. Zur gleichen Zeit schrieb ein hoher Mitarbeiter des «Reichsministeriums für die

besetzten Ostgebiete» an den «Reichskommissar» in Riga, es bestünden keine Bedenken dagegen, «wenn diejenigen Juden, die nicht arbeitsfähig sind, mit den Brackschen Hilfsmitteln beseitigt werden».

So wie Bouhler und Brack hatte auch der SS-Offizier Christian Wirth bei der Planung und Durchführung des «Euthanasie»-Programms eine zentrale Rolle gespielt. Der ehemalige Kriminalbeamte war seit Mitte 1940 Inspekteur aller «Euthanasie»-Anstalten gewesen und leitete dann vor Ort den Bau des Vernichtungslagers Belzec, dessen erster Kommandant er wurde. Im Sommer 1942 stieg er zum Inspekteur der Vernichtungslager Belzec, Treblinka und Sobibor auf, die im Wesentlichen für die Ermordung der polnischen Juden («Aktion Reinhardt») errichtet worden waren. Ebenfalls im Herbst 1941 liess sich der erst 31 Jahre alte SS-Offizier Herbert Lange durch das Wartheland fahren, um einen geeigneten Standort für ein Vernichtungslager zu finden, in dem die Juden aus dem Ghetto in Łódź getötet werden könnten. Er entschied sich schliesslich für die Ortschaft Chelmno (Kulmhof) rund 50 Kilometer nordwestlich von Łódź. Im Rahmen der «Euthanasie» hatte Lange ein nach ihm benanntes Sonderkommando geleitet, dessen Aufgabe es war, Behinderte und psychisch Kranke aus den Heilanstalten im Wartheland und in Westpreussen mit Gaswagen zu ermorden. Die gleiche Methode wurde dann in Chelmno angewendet, dessen erster Kommandant Lange war.

Es gab in dieser Zeit auch immer wieder Initiativen «von unten», die zu einer Radikalisierung beitrugen. Am bekanntesten ist der Vorschlag des SS-Obersturmbannführers Rolf-Heinz Höppner vom 16. Juli 1941, wonach es humaner wäre, die Juden im Ghetto «durch ein schnell wirkendes Mittel zu erledigen» anstatt sie verhungern zu lassen. Doch solche lokalen Initiativen waren Folge der «von oben» verfolgten Politik und nicht ihre Ursache.

Während Hitler die Radikalisierung im Osten entschlossen vorantrieb, zögerte er zunächst bei der weiteren Verschärfung von Massnahmen gegen die Juden in Deutschland. Das hatte einen einzigen Grund: Er befürchtete Unruhe in der übrigen Bevölkerung. Als Heydrich zur Vorbereitung der «Endlösung» die Einführung des «Judensterns» auch in Deutschland vorschlug, verweigerte Hitler zunächst die Genehmigung, denn er hielt die Reaktionen im In- und Ausland für schwer kalkulierbar.

Auch sein Bekenntnis vom April 1937, im Kampf gegen die Juden «immer an die äusserste Grenze des Wagnisses, aber auch nicht darüber hinaus» zu gehen, war von der Forderung einer Zeitung ausgelöst worden, jüdische Geschäfte öffentlich zu kennzeichnen.

Doch dann schloss sich Goebbels der Forderung Heydrichs an. Am 18. August traf er sich mit Hitler in der Wolfsschanze und behauptete, die Juden betätigten sich in den Schlangen vor Geschäften, in den Verkehrsmitteln und auch sonst in der Öffentlichkeit als «Miesmacher und Stimmungsverderber». Es sei deshalb «unbedingt notwendig, dass sie gleich, wenn sie das Wort ergriffen, als Juden erkannt würden».<sup>18</sup> Hitler reagierte wie erwartet: Er stellte seine Bedenken zurück und erteilte Goebbels die Erlaubnis, den «Judenstern» auch in Deutschland und den angegliederten Gebieten einzuführen; am 1. September würde die entsprechende Polizeiverordnung erscheinen. Wie zur Belohnung teilte Goebbels seinem «Führer» im weiteren Verlauf des Gesprächs mit, dass in Linz «ein grosses leistungsfähiges Orchester» gegründet werde, was Hitler «begeistert» zur Kenntnis genommen habe.<sup>19</sup>

Hitlers rein taktische Bedenken gegen die Einführung des «Judensterns» waren nicht grundlos gewesen. «Das ist eine unglaublich barbarische Sache», schrieb der amerikanische Diplomat George F. Kennan im Oktober 1941 an seine Ehefrau, nachdem er in Berlin die ersten Juden mit dem Abzeichen gesehen hatte. «Ich werde nie die Gesichter der Menschen in der U-Bahn vergessen, die mit dem grossen gelben Stern auf ihren Mänteln und mit starrem Blick wie verängstigte Tiere in der U-Bahn stehen und nicht wagen, sich hinzusetzen oder jemanden auch nur zu streifen – oder den Anblick der Kinder, die mit diesen aufgenähten Abzeichen herumrennen.» Soweit er es beurteilen könne, reagiere die Mehrheit der übrigen Bevölkerung schockiert und verstört auf diese Massnahme. Das sei wahrscheinlich der Grund dafür, dass die Juden nun in grossen Schüben deportiert würden und in Berlin kaum noch «Judensterne» zu sehen seien.<sup>20</sup> Auch Inge Deutschkron berichtet davon, dass ihr an einem der ersten Tage, an dem sie als damals 19-jährige Frau den Judenstern tragen musste, in einer voll besetzten Berliner U-Bahn spontan ein Sitzplatz angeboten wurde.<sup>21</sup> Eine gewisse Bekanntheit erlangte auch jener Berliner Arbeiter, der in der U-Bahn zu einer Jüdin gesagt haben soll: «Setz dir hin, olle Sternschnuppe.» Doch die Empörung in

der Öffentlichkeit war nicht von Dauer: «Wie schnell haben wir uns alle an den Anblick des Judensterns gewöhnt», schrieb die regimekritische Journalistin Ursula von Kardorff im März 1943 in ihr Tagebuch.<sup>22</sup>

In dem Gespräch mit Goebbels hatte Hitler angekündigt, die deutschen Juden würden «unmittelbar nach der Beendigung des Ostfeldzuges in den Osten» abgeschoben. Als sich die Beendigung dieses Feldzuges dann doch schwieriger gestaltete als noch im August erwartet, liess Hitler auch diese Bedingung fallen. Seit Mitte Oktober 1941 führen die von Adolf Eichmann organisierten Deportationszüge aus Deutschland und den angegliederten Gebieten nach Łódź, Riga, Minsk oder ins litauische Kaunas (Kowno). Der erste Zug startete am 15. Oktober mit rund 1'000 Juden aus Wien, dann folgten Prag, Luxemburg, Berlin, Frankfurt am Main und Köln. Wenige Tage nach Beginn der Deportationen verbot Himmler jede Auswanderung von Juden aus dem deutschen Machtbereich.

Aus Vorsicht wurde zunächst darauf verzichtet, die deportierten Juden zu töten. Stattdessen wurden sie in Ghettos oder Lagern untergebracht. Sterben sollten sie erst im Zuge der geplanten Liquidierung aller Ghettos im besetzten Osteuropa. Durch die Ankunft der Deportierten in den ohnehin schon überfüllten Wohngebieten erhöhte sich noch einmal der Druck, eine «Endlösung der Judenfrage» zu finden. Am 25. und 29. November wurden dann aber in den Festungsanlagen von Kaunas die Insassen von fünf Zügen aus München, Berlin, Frankfurt am Main, Wien und Breslau kurz nach ihrer Ankunft erschossen. Es handelte sich um 4'934 Juden, davon 2'755 Frauen und 327 Kinder. Dieser erste Massenmord an deutschen Juden war auf den Übereifer einer besonders ehrgeizigen Todesschwadron zurückzuführen, dem Einsatzkommando 3 der Einsatzgruppe A unter der Leitung des SS-Führers Karl Jäger.

In den fünf Monaten zwischen Anfang Juli und Ende November 1941 erschoss dieses Kommando in Litauen nach Jägers Angaben die unglaubliche Zahl von 133 346 Menschen. Zu den Opfern gehörte vermutlich auch das Mädchen Juneta, dessen Abschiedsbrief nach dem Krieg in der nordlitauischen Stadt Siauliai (Schaulen) gefunden wurde: «Lieber Papa! Ich verabschiede mich von Dir, bevor ich in den Tod gehe. Wir würden so gern leben, aber es geht nicht, man lässt uns nicht. Ich habe solche

Angst vor dem Tod, denn kleine Kinder wirft man lebendig ins Grab. Leb wohl für immer. Ich umarme Dich ganz lieb. Deine Juneta.»<sup>23</sup>

In seinem «Abschlussbericht»<sup>24</sup> vom 1. Dezember 1941 schrieb Jäger, er könne «heute feststellen, dass das Ziel, das Judenproblem für Litauen zu lösen, vom EK. 3 erreicht worden ist. In Litauen gibt es keine Juden mehr, ausser den Arbeitsjuden incl. ihrer Familien». Ihre Zahl bezifferte er auf rund 34'500 Menschen. Diese Juden, so versicherte Jäger, «wollte ich ebenfalls umlegen, was mir jedoch scharfe Kampfansage der Zivilverwaltung (dem Reichskommissar) und der Wehrmacht eintrug». Die Tatsache, dass sie als Zwangsarbeiter ausgebeutet werden konnten, war für Juden oft die einzige Überlebenschance. Auch Oskar Schindler, Bernhard Beitz und andere konnten nur deshalb eine grössere Zahl von Juden retten, weil sie gegenüber der SS wirtschaftliche Gründe geltend machten. Himmler sprach dieses Thema in seiner zweiten Posener Rede offen an und lobte Albert Speer ausdrücklich dafür, dass er stets bereit sei, der Ermordung der Juden den Vorrang zu geben vor wirtschaftlichen Erwägungen.

Der Zeitablauf des Jahres 1941 widerlegt auch die Vermutung, der Holocaust sei eine Reaktion Hitlers auf die militärischen Rückschläge im Osten oder den Kriegseintritt der USA gewesen. Die «Endlösung der Judenfrage» war vielmehr die Umsetzung eines Planes, den Hitler bereits Anfang der zwanziger Jahre gefasst hatte. Schon ganz früh, in seiner antisemitischen Grundsatzrede vom 13. August 1920, hatte er gesagt, kein Zuchthaus sei so sicher, dass «der Jude» daraus nicht irgendwann wieder entweichen könne. «Nur ein Riegel ist unlösbar, und das ist der Tod. Und vor dem hat er die meiste Scheu und sehnt sich danach, dass diese barbarische Strafe überall abgeschafft wird, wo er noch als Parasitenvolk lebt, und überall dort rücksichtslos angewendet wird, wo er bereits Herr ist.»<sup>25</sup>

Immer wieder hatte er den Juden dann ein «blutigstes Strafgericht» oder «unerbittliche Vergeltung» für den 9. November 1918 angedroht. Zum zehnten Jahrestag der Novemberrevolution rief er, Deutschland werde erst wieder auferstehen, wenn dieser Tag gerächt sei. An den Himmel, so seine damaligen Worte, habe er nur die Bitte, «er möge diese Bewegung Rächerin sein lassen des deutschen Volkes». Und viereinhalb Jahre später hatte er in seiner ersten Wahlkampfreden als Reichskanzler gefordert, die zwei Millionen Gefallenen des Weltkriegs sollten «vor



*Seit Mitte August 1941 erschossen die Einsatzgruppen in der Sowjetunion auch in grosser Zahl Frauen und Kinder. Das Foto eines SS-Mannes zeigt lettische Jüdinnen, die sich vor ihrer Ermordung am Strand von Lihau (Liepaja) entkleiden mussten.*

dem Auge unserer Jugend sich wieder erheben als ewige Warner, als Förderer, sie zu rächen».

Am 8. November 1941 hielt Hitler im Münchner Löwenbräukeller wieder eine Rede zum Jahrestag seines Putschversuches. Ganz am Ende dieser Ansprache machte er deutlich, dass nun der Zeitpunkt gekommen war, an dem sein lange gehegter Racheplan Wirklichkeit wurde: «Allein es ist der alte, ewige Streit und der alte, ewige Kampf. Er fand eben im Jahre 1918 kein Ende. Damals hat man uns um den Sieg betrogen, damals haben wir zwei Millionen Tote geopfert, über siebeneinhalb Millionen Verwundete gehabt und sind trotzdem durch den Wahnwitz einer inneren Revolution um den Sieg gebracht worden.» Wer dafür aus seiner Sicht verantwortlich war, hatte er oft genug gesagt.

«Es war aber nur der Anfang», fuhr Hitler fort, «das erste Stück dieses Dramas, das zweite und der Schluss werden jetzt geschrieben, und wir werden diesmal nur das einholen, um was man uns damals betrogen hat.

Punkt um Punkt und Position um Position wird jetzt wieder in Rechnung gestellt und einkassiert werden.

Es wird die Stunde kommen, da wir auch vor die Gräber der Gefallenen des grossen Krieges hintreten und sagen werden können: Kameraden, auch ihr seid nicht umsonst gefallen! Das, was wir einst vor der Feldherrenhalle aussprachen, das werden wir noch mit einem tausendmal grösseren Recht vor den Gräbern unserer Weltkriegssoldaten einst verkünden können: Kameraden, ihr habt doch gesiegt!»<sup>26</sup>

Wenige Tage nach dieser Rede wurde Alfred Rosenberg, einer von Hitlers frühesten Weggefährten, noch deutlicher und nannte sogar die Zahl von sechs Millionen Juden, die wegen des 9. November 1918 sterben müssten. Rosenberg war von Hitler bereits am 17. Juli 1941 zum «Reichsminister für die besetzten Ostgebiete» ernannt worden. Um die Fiktion eines Präventivkrieges gegen die Sowjetunion nicht zu früh ad absurdum zu führen, wurde diese Entscheidung aber erst vier Monate später, am 17. November 1941, öffentlich bekannt gegeben. Für den Tag danach lud Rosenberg wichtige Journalisten zu einem Hintergrundgespräch in sein Ministerium ein. Mit erstaunlicher Offenheit redete er am 18. November 1941 über die Ausrottung der Juden. «Im Osten leben noch etwa sechs Millionen Juden, und diese Frage kann nur gelöst werden in einer biologischen Ausmerzung des gesamten Judentums in Europa», erklärte er den versammelten Medienvertretern. «Sie können sich vorstellen, dass zur Durchführung dieser Massnahme nur Menschen berufen sind, die die Frage als historische Aufgabe begreifen, die nicht aus persönlichem Hass handeln, sondern aus dieser nüchternen politischen und historischen Einsicht.» Worauf diese «Einsicht» beruhe, sagte er gleich im nächsten Satz: «Der 9. November 1918 ist für uns Schicksals- und Entscheidungstag gewesen. Damals hat das Judentum gezeigt, dass es auf die Vernichtung Deutschlands eingestellt war. Dass dies nicht gelang, ist nur dem Führer und der Charakterkraft der deutschen Nation zu verdanken. Wir haben deshalb vorzubeugen, dass nicht ein romantisches Geschlecht in Europa die Juden wieder aufhimmelt, und dazu ist es nötig, sie über den Ural zu drängen oder sonst irgendwie zur Ausmerzung zu bringen».<sup>27</sup>

## XVII.

### KRIEG GEGEN AMERIKA

Ein ungewöhnliches Gespann leitete in den Jahren 1939/40 die amerikanische Botschaft am Pariser Platz in Berlin. Geschäftsträger war Alexander C. Kirk, ein exzentrischer Karrierediplomat, der sich selbst und seine Mitmenschen zumeist mit beissender Ironie betrachtete. Er residierte in einer riesigen Villa im Stadtteil Grunewald, wo er ausschliesslich italienisches Personal beschäftigte und seiner vor Kurzem verstorbenen Mutter nachtrauerte. Um sich von ihrem Tod abzulenken, stürzte er sich in die Arbeit und blieb bis zu 18 Stunden am Tag an seinem Schreibtisch. Als einzige Erholung gönnte er sich Besuche in der Staatsoper Unter den Linden, wo er für die ganze Saison eine Loge angemietet hatte. Irgendwann am Abend liess er sich dort leise nieder, verfolgte einen Teil der Vorstellung und verschwand dann wieder. Auch Kirk gehörte offenbar zu den Männern, die ausser der eigenen Mutter keinen anderen Menschen lieben können. In den diplomatischen Dienst, so erzählte er seinen Mitarbeitern, sei er nur eingetreten, um seiner Mutter an Grenzübergängen das Durchwühlen der Koffer zu ersparen.<sup>1</sup>

Für die Nazis hatte Kirk nur Sarkasmus übrig und hielt ihre Niederlage für unvermeidlich. «Sie haben sich etwas vorgenommen, das sie nicht zu Ende bringen können», beharrte er. «Sie werden nirgends Halt machen können. Das ist die Todsünde: etwas anfangen, das man nicht zu Ende bringen kann.» Kirk amtierte nur als Geschäftsträger, denn Präsident Roosevelt hatte den US-Botschafter bereits wenige Tage nach der «Kristallnacht» aus Berlin abgezogen – für Hitler eines der vielen Indizien dafür, dass die amerikanische Aussenpolitik von den Juden gesteuert sei.

Kirks wichtigster Mitarbeiter war George F. Kennan, der später als Schriftsteller und geistiger Vater der Eindämmungsstrategie gegen die Sowjetunion weltbekannt wurde. Kennan teilte die Einschätzung seines



Chefs, dass Hitler früher oder später scheitern musste. Auch bei einem vollständigen militärischen Sieg würden die Nazis «bei der politischen Organisation und Kontrolle der anderen Völker des Kontinents vor einem praktisch unlösbaren Problem stehen», schrieb er im Frühjahr 1941 in einem Bericht für das State Department. Denn ihre Ideologie, die im Kern auf einer «Verherrlichung der angeblichen Tugenden des deutschen Volkes» beruhe, könne jungen Menschen ausserhalb Deutschlands nichts bieten. Allein durch Terror und Repression aber, so Kennans Überzeugung, war Europa nicht dauerhaft zu beherrschen.

Kennan hatte einen klaren Blick dafür, in welcher politischen Tradition der deutsche Diktator stand. Es sei offensichtlich, so schrieb er im Februar 1940 nach Washington, «dass dieser Mann gemäss den besten Traditionen des deutschen Nationalismus handelt; vielleicht sieht er seine eigene Mission sogar klarer als seine Vorgänger, weil er nicht durch das Gefühl der Verantwortung für die europäische Kultur als Ganzes abgelenkt wird.» Hitler sei entschlossen, «Europa zu beherrschen oder den ganzen Kontinent in Trümmer zu legen».

Von einem demokratischen Lager konnte man zu dieser Zeit in Deutschland nicht mehr sprechen. Doch trotz aller Erfolge Hitlers gab es noch immer Menschen, die sich zu ihren demokratischen Grundüberzeugungen bekannten. Die meisten taten dies allerdings nur im privaten Rahmen. Eine Ausnahme war Helmuth James von Moltke, der 1940 auf seinem schlesischen Gut den «Kreisauer Kreis» gründete, um dort mit Männern wie Adam von Trott zu Solz oder Peter Graf Yorck von Wartenburg Pläne für eine demokratische Zukunft Deutschlands zu entwerfen. Sowohl Kirk als auch Kennan pflegten während ihrer Zeit in Berlin mit Moltke regelmässige Kontakte. Bei diesen Treffen war Amerika das, was es, trotz allem, auch immer wieder ist: ein Hort der Freiheit in der Welt. Kennan bezeichnete den 1944 hingerichteten Moltke später als einen «Mann mit so umfassenden und geradezu erleuchteten Ideen, wie mir im Zweiten Weltkrieg auf beiden Seiten der Front kein anderer begegnet ist».

Viele Jahre nach seiner Zeit in Berlin prägte Kennan die viel zitierte Formulierung, der Erste Weltkrieg sei die «Ur-Katastrophe» des 20. Jahrhunderts gewesen, ein Ausdruck übrigens, der in der deutschen Übersetzung sehr viel prägnanter klingt als im englischen Original («the great seminal catastrophe»). Sowohl der russische Kommunismus als

auch der deutsche Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg waren nach Kennans Überzeugung das Resultat jener «ersten grossen Vernichtungskatastrophe von 1914/18, die Rache der Natur, wenn man so will, für das entsetzliche Verbrechen am Ablauf des menschlichen Lebens, das jene Massenvernichtung dargestellt hatte, jedoch, wie das offenbar in der Natur liegt, eine Rache an einer späteren, unschuldigen Generation.»<sup>2</sup>

Kirk wurde im Oktober 1940 aus Deutschland abberufen. Kennans diplomatische Tätigkeit in Berlin endete ein Jahr später – in jener dramatischen Woche, als aus dem europäischen Krieg der Zweite Weltkrieg wurde. Am 5. Dezember 1941 begann die Rote Armee bei Tver (damals Kalinin) und wenig später vor Moskau mit ihrem erfolgreichen Gegenangriff. Am 7. Dezember überfiel die japanische Luftwaffe den US-Marinestützpunkt Pearl Harbor. Und am 11. Dezember gab Hitler in einer Reichstagsrede die Kriegserklärung an die USA bekannt.

Zusammen mit dem übrigen Botschaftspersonal wurde Kennan nun ein halbes Jahr lang in Bad Nauheim interniert, einer Stadt, die Franklin D. Roosevelt sehr gut kannte. Sein Vater, ein wohlhabender Eisenbahn-Unternehmer, hatte dort von 1891 bis 1896 regelmässig mit der Familie die Sommermonate zur Kur verbracht. In der Schlussphase des Krieges gab Roosevelt seinen Generälen Ratschläge zur Besetzung des Rheinlands, weil er in dieser Gegend als Jugendlicher ausgedehnte Radtouren unternommen hatte.<sup>3</sup>

Über Hitlers Motiv für die Kriegserklärung an die USA ist viel gerätselt worden. Die Stärkung des Bündnisses mit Japan kann dafür nicht das entscheidende Argument gewesen sein, denn seit sich die Regierung in Tokio gegen einen Angriff auf die Sowjetunion entschieden hatte, war die Verbindung mit Japan für Hitler nahezu wertlos geworden. Die Ruhe an der sowjetischen Ostgrenze hatte Stalin überhaupt erst die Möglichkeit gegeben, frische Truppen nach Westen zu verlegen und die Deutschen zum ersten Mal zurückzuschlagen. Für irgendeine Rücksichtnahme auf Japan hatte Hitler danach keinerlei Veranlassung. Das Land im Krieg zu halten, kann auch nicht der Grund gewesen sein, denn die Kämpfe zwischen Japan und den USA hatten gerade erst begonnen, und es war äusserst unwahrscheinlich, dass sie bald enden würden.

Die Kriegserklärung an die USA hatte für Hitler einen ganz anderen Zweck. Sie gab ihm die Möglichkeit, seine engere Gefolgschaft noch



*Hitler am 11. Dezember 1941 zusammen mit Göring beim Betreten der Krolloper, wo er vor den Reichstagsabgeordneten die Kriegserklärung gegen Amerika bekannt gab. Am nächsten Tag verpflichtete er die NS-Führung in der Reichskanzlei auf die Tötung der Juden.*

einmal mit allem Nachdruck auf sein zentrales politisches Ziel zu verpflichten: die Ausrottung des europäischen Judentums. Seit dem 30. Januar 1939 hatte er mehrfach sowohl in öffentlichen Reden als auch in internen Gesprächen gesagt, die europäischen Juden würden vernichtet werden, «wenn es dem internationalen Finanzjudentum inner- und ausserhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen». Anfang September, parallel zur Einführung des Judensterns, war Hitlers «Prophezeiung» als Kunstblatt unter die von der NSDAP herausgegebenen «Wochensprüche» aufgenommen und damit noch einmal einem Millionenpublikum bekannt gemacht worden. Am 16. November folgte ein Leitartikel von Goebbels in der Zeitung «Das Reich», in dem er feststellte, man erlebe «eben den Vollzug dieser Prophezeiung».<sup>4</sup>

Knapp vier Wochen später war der Weltkrieg da – und damit für Hitler der Zeitpunkt gekommen, die Parteispitze noch einmal auf die entsprechenden Konsequenzen hinzuweisen. Denn wie auch die Denkschrift Himmlers vom Mai 1940 gezeigt hatte, konnte Hitler nicht davon ausgehen, dass alle hohen NS-Funktionäre im gleichen Masse und mit glei-

cher Konsequenz seine Vernichtungsziele teilten. Wer möglicherweise doch noch zögerte oder zweifelte, ob ein solch monströser Plan verwirklicht werden konnte, wäre nach dem Kriegseintritt der USA mit einem massiven Loyalitäts- und Glaubwürdigkeitsproblem konfrontiert worden.

In seiner Reichstagsrede am 11. Dezember 1941, in der er die Kriegserklärung gegen Amerika bekanntgab, legte er ausführlich dar, dass Roosevelt den Krieg gegen Deutschland gewollt habe und von den Juden gesteuert sei.<sup>5</sup> Detailliert listete er sämtliche Massnahmen auf, die von den Vereinigten Staaten seit Ende der dreissiger Jahre gegen Deutschland ergriffen worden waren. «Vom November 1938 ab» – also als Reaktion auf die deutsche Judenpolitik – habe Roosevelt begonnen, «planmässig und bewusst jede Möglichkeit einer europäischen Befriedungspolitik zu sabotieren». Verantwortlich dafür seien die Juden, in deren Dienste sich der US-Präsident gestellt habe. «Wir wissen, welche Kraft hinter Roosevelt steht. Es ist jener ewige Jude, der seine Zeit als gekommen erachtet, um das auch an uns zu vollstrecken, was wir in Sowjet-Russland alle schaudernd sehen und erleben mussten.»

Mit der Aussage, er vollziehe durch die Kriegserklärung gegen die USA nur, was ohnehin das Ziel Roosevelts gewesen sei, hatte Hitler recht. Der amerikanische Präsident war bereits Ende der dreissiger Jahre zu der Überzeugung gelangt, dass sein Land den politischen Entwicklungen in Europa nicht tatenlos zusehen könne und zur Verteidigung seiner Interessen und Ideale notfalls auch einen neuen Krieg führen müsse. Hitlers Behauptung, Roosevelt sei von den Juden gesteuert, entsprang hingegen seiner eigenen Wahnvorstellung. Doch gerade mit dieser Sichtweise konnte Hitler in der deutschen Bevölkerung auf eine gewisse Zustimmung rechnen. Auch heute noch ist die Auffassung recht weit verbreitet, dass die Juden grossen Einfluss auf die amerikanische Aussenpolitik hätten.

Für den Tag nach der Kriegserklärung hatte Hitler die gesamte Führungsspitze der NSDAP in seine Privaträume in der Reichskanzlei bestellt. Es gibt über seine Ansprache kein Protokoll, doch Goebbels notierte die wesentlichen Aussagen Hitlers in seinem Tagebuch.<sup>6</sup> Danach bekräftigte Hitler gegenüber den rund 50 Gau- und Reichsleitern seine Entschlossenheit, mit den Juden «reinen Tisch zu machen», und erinnerte in diesem Zusammenhang an seine «Prophezeiung» über die Vernichtung der Juden. «Der Weltkrieg ist da, die Vernichtung des Juden-

tums muss die notwendige Folge sein. Diese Frage ist ohne jede Sentimentalität zu betrachten. Wir sind nicht dazu da, Mitleid mit den Juden, sondern nur Mitleid mit unserem deutschen Volk zu haben. Wenn das deutsche Volk jetzt wieder im Ostfeldzug an die 160'000 Tote geopfert hat, so werden die Urheber dieses blutigen Konflikts dafür mit dem Leben bezahlen müssen.» Sowohl der Zeitpunkt des Treffens als auch der Ort und die von Hitler angeordnete Geheimhaltung gaben seinen Äußerungen besonderen Nachdruck. Wer dabei war, wusste nun, was «der Führer» wollte und erwartete.

Unter militärischen Gesichtspunkten war der Zeitpunkt für die Kriegserklärung gegen Amerika nicht schlecht gewählt, denn Hitler konnte davon ausgehen, dass die USA erst einmal für längere Zeit mit dem Krieg im Pazifik beschäftigt sein würden, bevor sie sich mit voller Kraft Europa zuwenden könnten. Sollte es der Wehrmacht gelingen, im kommenden Jahr doch noch einen entscheidenden Schlag gegen die Sowjetunion zu führen, würde sich Deutschland mit erheblichen Ressourcen der transatlantischen Auseinandersetzung stellen können, die er schon 1928 in seinem zweiten Buch als unausweichlich bezeichnet hatte.

Zunächst war auch der deutsche U-Bootkrieg gegen die USA sehr erfolgreich. So warnte US-Generalstabschef George C. Marshall im Juni 1942, die deutschen U-Boote gefährdeten «unsere gesamten Kriegsanstrengungen». Durch die enormen Verluste an Transportkapazitäten im Atlantik und in der Karibik sei die Fähigkeit Amerikas ernsthaft bedroht, «auf den kritischen Kriegsschauplätzen entscheidend in die Kämpfe eingreifen zu können».<sup>7</sup> Auch Churchill schreibt in seiner Geschichte des Zweiten Weltkriegs, die deutschen U-Boote hätten 1942 Schäden ange richtet, «die weit über alles hinausgingen, was wir bisher in diesem Krieg erlebt hatten, wenn auch die katastrophalen Ziffern der schlimmsten Periode des Jahres 1917 nicht erreicht wurden».<sup>8</sup>

Hitlers Behauptung vom 11. Dezember 1941, die Juden hätten die USA in den Krieg gegen Deutschland getrieben, entsprach seiner inneren Überzeugung. Schon in «Mein Kampf» hatte er geschrieben, die Juden würden andere Länder von innen unterwandern, um sie gegen Deutschland zu instrumentalisieren. In Frankreich nutze das Judentum dafür den Chauvinismus der Franzosen und in England den Geschäftssinn der Engländer; «kurz, es bedient sich immer der wesentlichen Eigenschaften, die

die Mentalität eines Volkes darstellen».<sup>9</sup> Ähnliches gelte für die USA.<sup>10</sup> Auf Deutschland hätten sich die Juden konzentriert, weil dieses Land der Schlüssel zur Beherrschung Europas und damit am Ende auch der Welt sei. In einem langen Gespräch mit Goebbels sagte er am 13. Mai 1943, man werde «in dieser Auseinandersetzung zwischen der arischen Menschheit und der jüdischen Rasse noch sehr schwere Kämpfe zu bestehen haben, weil das Judentum es verstanden hat, grosse Völkerschaften aus der arischen Rasse bewusst oder unbewusst in seine Dienste zu bringen». Es war das gleiche Gespräch, in dem Hitler die Überzeugung äusserte, die Völker, «die den Juden am ehesten erkannt haben und ihn am ehesten bekämpfen», würden «an seiner Stelle die Weltherrschaft antreten».<sup>11</sup>

Wie viele andere Menschen, die von einer Persönlichkeitsstörung betroffen sind, entwickelte auch Hitler grosses Geschick darin, Aspekte der Wirklichkeit in sein Weltbild zu integrieren. Im Sommer 1934 hatte er es ja sogar fertiggebracht, die Verfehlungen seiner eigenen SA-Leute als Folge der Novemberrevolution und damit des «jüdischen Giftes» zu interpretieren. Mit einer immer aggressiveren Aussenpolitik löste er dann in Grossbritannien und den USA Gegenreaktionen aus, die er wiederum als Bestätigung seines Weltbildes wertete. Dabei warteten beide Länder sogar noch erstaunlich lange, bis sie ihm ernsthaft entgegentraten. Doch für Hitler reichte bereits der deutschlandkritische Artikel irgendeines jüdischen Journalisten aus London oder New York aus, um ihn in der Überzeugung zu bestärken, die Aussenpolitik Grossbritanniens und Amerikas sei von den Juden gesteuert. Schon 1938 hatte Churchill bei einem Gespräch mit Ribbentrop in London klargelegt, dass Grossbritannien keinesfalls bereit sein würde, Deutschland die Unterjochung und Versklavung Osteuropas zuzugestehen. Churchill sei eben «verjudet», war die einzige Erklärung, die Hitler dazu einfiel.

Hitler hielt seinen Wahn für die Wirklichkeit, und das bezog sich nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch auf die Vergangenheit. So wie die modernen Juden den Marxismus erfunden hätten, um damit die europäischen Völker von innen zu vergiften, hätten die Juden vor 2'000 Jahren das Christentum in die Welt gebracht, um damit den römischen Staat von innen zu zersetzen und zu vernichten. In Rom, so sagte er am 21. Oktober 1941 in einem seiner Tischgespräche, sei der Apostel Paulus für eine

«Millionenmasse entwurzelter Menschen» gestossen, die er für seine christliche Gleichheitsleere habe gewinnen können. «Rom wurde bolschewisiert, und dieser Bolschewismus wirkte sich in Rom genauso aus, wie wir es später in Russland erleben.» Hitler beendete seinen Vortrag mit der Bemerkung: «Wenn wir diese Pest ausrotten, so vollbringen wir eine Tat für die Menschheit, von deren Bedeutung sich unsere Männer draussen noch gar keine Vorstellung machen können.»<sup>12</sup>

Auch in diesem Fall lassen sich die Wurzeln von Hitlers Überzeugung recht genau nachweisen. Bereits in Friedrich Nietzsches Spätwerk «Der Antichrist» findet sich die Behauptung, Paulus und die frühen Christen hätten mit ihrer Lehre von «gleichen Rechten für alle» die antike Welt vergiftet. Die These wiederum, das Christentum habe beim Untergang des (West-)Römischen Reiches eine wichtige Rolle gespielt, wird auch von modernen Historikern geteilt. Schon Edward Gibbon hatte in seinem monumentalen Werk über den «Niedergang und Fall des Römischen Reiches» diesen Vorgang als «Triumph der Religion und Barbarei» bezeichnet und die Jenseitsgewandtheit der Christen als einen der Gründe für die innere Schwächung des Reiches angeführt.

Wie Mommsens Wort vom «Ferment der Dekomposition» griff Hitler auch solche Thesen begierig auf. Bereits in seiner Rede vor dem Industrieclub in Düsseldorf im Januar 1932 verglich er die Ausbreitung des Marxismus in der Gegenwart mit der des Christentums in der Antike. Auch in der «Hossbach-Niederschrift» über die Besprechung am 5. November 1937 findet sich die Bemerkung Hitlers, «erst die vom Christentum ausgehende auflösende Wirkung und die sich bei jedem Staat einstellenden Alterserscheinungen hätten das alte Rom dem Ansturm der Germanen erliegen lassen».

Die Kriegserklärung an Amerika hatte für Hitler vor allem eine innenpolitische Funktion. Darüber hinaus beinhaltete sie in zugespitzter Form die beiden radikalen Alternativen, die sein Denken prägten: die Weltherrschaft oder die totale Niederlage, die für ihn stets die «restlose Vernichtung» Deutschlands bedeutete. Am 11. Dezember 1941 hatte er endgültig das ganz grosse Spiel eröffnet, und es war nur eine Frage der Zeit, wann er es verlieren würde.

Die Wannseekonferenz, bei der unter Leitung Heydrichs die geplante Ermordung von bis zu elf Millionen Juden in Europa als Verwaltungs-

vorgang behandelt wurde, sollte zunächst am 9. Dezember stattfinden, wurde dann aber wegen der Kriegserklärung an Amerika auf den 20. Januar 1942 verschoben. Heydrich erklärte dort, «im Zuge der praktischen Durchführung der Endlösung» werde Europa in den kommenden Monaten «vom Westen nach Osten durchgekämmt», wobei Deutschland und die angegliederten Gebiete «allein schon aus Gründen der Wohnungsfrage und sonstigen sozial-politischen Notwendigkeiten» Vorrang haben müssten. Ausserdem teilte er den versammelten Spitzenbeamten mit, dass alle Juden im Rentenalter sowie mit Auszeichnungen oder schweren Verletzungen aus dem Ersten Weltkrieg in das «Altersghetto» Theresienstadt gebracht werden sollten. Wieder ging es allein um Taktik: «Mit dieser zweckmässigen Lösung», so erklärte Heydrich, liessen sich «mit einem Schlag die vielen Interventionen» ausschalten.

Zehn Tage nach der Wannseekonferenz wiederholte Hitler am 30. Januar 1942 im Berliner Sportpalast seinen zentralen Vorwurf an die Juden: «Die Jahre 1914 bis 1918, sie bewiesen eines, dass nicht etwa der Gegner gesiegt hat; es war eine gemeine Revolte, angezettelt von marxistisch-zertrümmelerischen, liberalistisch-kapitalistischen Subjekten, hinter allen als treibende Kraft der ewige Jude. Sie haben Deutschland damals zu Fall gebracht.» Die Folge sei der «entsetzlichste Zusammenbruch» gewesen, «den ein Volk jemals erlebt hatte».<sup>13</sup> Da war sie wieder, die «entsetzliche, furchtbare, alle Gebiete und alle Seiten unseres Lebens erfassende Katastrophe», von der er auch in seinem Wahlmanifest im April 1932 gesprochen hatte.

«Ich kann sagen», so rief er am 30. Januar 1942, «dass für mich der Krieg seit dem Jahre 1914 kein Ende gefunden hatte. Ich habe weitergekämpft, wie ich erst wieder reden konnte, und bin landauf, landab gezogen, von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt und habe nur geredet, geredet und wieder geredet und gearbeitet, immer nur mit dem einen Gedanken, das deutsche Volk aus seiner Zersplitterung zu lösen, aus seiner Lethargie herauszureissen, es aus seinem Schlaf zu bringen und wieder zusammenzufassen.» Tatsächlich gab er damit den zentralen Inhalt seiner Wahlkampfreden recht genau wieder. Sie waren für ihn die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln.

Mit grosser Offenheit enthüllte er in der Ansprache zum neunten Jahrestag seiner Ernennung zum Reichskanzler, dass die Juden sterben müssten. Erneut erinnerte er an seine «Prophezeiung» über die «Vernich-



tung» des Judentums und sagte: «Zum erstenmal werden nicht andere allein verbluten,<sup>14</sup> sondern zum erstenmal wird diesmal das echt altjüdische Gesetz angewendet: Aug' um Äug', Zahn um Zahn!» Es war die gleiche Formulierung, die er am 9. November 1928 bei seinem Racheschwur zum zehnten Jahrestag der Novemberrevolution gebraucht hatte. Es werde die Stunde kommen, so fuhr er am 30. Januar 1942 fort, «da der böseste Weltfeind aller Zeiten wenigstens auf ein Jahrtausend seine Rolle ausgespielt haben wird». Gegen Ende der Rede folgte erneut seine schon obligatorische Versicherung: «Ein Jahr 1918 wird, solange ich lebe, nie passieren! Es wird niemals die Fahne sinken!»

Am 24. Februar 1942 jährte sich die Umbenennung der DAP in NSDAP zum 22. Mal. Das war aus Hitlers Sicht ein guter Anlass, nun nicht nur die Parteiführung, sondern alle Parteimitglieder auf sein zentrales politisches Ziel zu verpflichten: «So wie im Innern unsers Landes vor, während und nach dem Ersten Weltkriege, so sind es heute nur Juden und immer wieder Juden, die für die Völkerverhetzung verantwortlich gemacht werden müssen», schrieb er in einer Erklärung zum Jubiläum der NSDAP-Gründung. Jetzt aber werde seine «Prophezeiung» ihre Erfüllung finden, «dass durch diesen Krieg nicht die arische Menschheit vernichtet, sondern der Jude ausgerottet werden wird. Was immer dieser Kampf mit sich bringen oder wie lange er dauern mag, dies wird sein endgültiges Ergebnis sein. Und dann erst, nach Beseitigung dieser Parasiten, wird über die leidende Welt eine lange Zeit der Völkerverständigung und damit des wahren Friedens kommen».

Die Ausrottung der Juden als Erlösung der Menschheit: Wie deutlich hätte er noch werden müssen, um zu sagen, was er wollte und was im Osten bereits seit Monaten vonstattenging? Stets sah er die Tötung der Juden als Heilung, erst Deutschlands und dann ganz Europas. Zehn Jahre zuvor hatte er im Düsseldorfer Industrieclub gesagt, es genüge nicht, «dass ich an der Peripherie der Not herumdoktere, und von Zeit zu Zeit versuche, die Krebsgeschwulst zu beschneiden, sondern ich muss an den Erreger, an die Ursache herankommen». Es sei belanglos, «ob diese erregende Ursache heute oder morgen schon gefunden oder beseitigt wird, sondern wesentlich ist, dass ohne ihre Beseitigung keine Heilung erfolgen kann». Er hatte damals über nichts anderes gesprochen als über die

Juden. Ärzte waren es dann, die in Auschwitz die Selektionen leiteten und die Befehle gaben zum Einwurf der Zyklon-B-Kapseln in die Gaskammern.

«Aus dem Generalgouvernement werden jetzt, bei Lublin beginnend, die Juden nach dem Osten abgeschoben», schrieb Goebbels am 27. März 1942 in sein Tagebuch. «Es wird hier ein ziemlich barbarisches und nicht näher zu beschreibendes Verfahren angewandt, und von den Juden selbst bleibt nicht mehr viel übrig. Im grossen kann man wohl feststellen, dass 60 Prozent davon liquidiert werden müssen, während nur noch 40 Prozent in die Arbeit eingesetzt werden können... An den Juden wird ein Strafgericht vollzogen, das zwar barbarisch ist, das sie aber vollauf verdient haben. Die Prophezeiung, die der Führer ihnen für die Herbeiführung eines neuen Weltkriegs mit auf den Weg gegeben hat, beginnt sich in der fürchtbarsten Weise zu verwirklichen. Man darf in diesen Dingen keine Sentimentalität obwalten lassen. Die Juden würden, wenn wir uns ihrer nicht erwehren würden, uns vernichten. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der arischen Rasse und dem jüdischen Bazillus.»<sup>15</sup>

Goebbels äusserte in seinem Tagebuch die Überzeugung, keine andere Regierung hätte die Kraft aufbringen können, diese Frage generell zu lösen. «Auch hier ist der Führer der unentwegte Vorkämpfer und Wortführer einer radikalen Lösung, die nach Lage der Dinge geboten ist und deshalb unausweichlich erscheint. Gott sei Dank haben wir jetzt während des Krieges eine ganze Reihe von Möglichkeiten, die uns im Frieden verwehrt wären. Die müssen wir ausnutzen.» Die in Polen freiwerdenden Ghettos würden mit den aus Deutschland abgeschobenen Juden gefüllt, «und hier soll sich dann nach einer gewissen Zeit der Prozess erneuern».

Im März 1942 wurden in Belzec und vermutlich auch in Auschwitz-Birkenau die Gaskammern in Betrieb genommen, im Mai folgte Sobibor und im Juli Treblinka. Aufgrund von Organisationsproblemen brach in Treblinka schon nach wenigen Wochen die Mordmaschinerie zusammen. Im Lager türmten sich die Leichenberge, weil die ukrainischen Hilfskräfte mit dem Verscharren in Massengräbern nicht mehr nachkamen. Auf den Gleisen stauten sich derweil die Deportationszüge, aus denen die Schreie der verzweifelten und sterbenden Menschen zu hören waren, was auch von durchreisenden Wehrmachtssoldaten bemerkt wurde.<sup>16</sup> Zu denjenigen, die damals unter entsetzlichen Bedingungen auf

ihren Tod warten mussten, gehörten möglicherweise auch Janusz Korczak und die 200 Kinder seines Waisenhauses. Am 5. August waren sie aus dem Warschauer Ghetto nach Treblinka deportiert worden.

Wirth und Globocnik lösten den überforderten Lagerkommandanten Irmfried Eberl ab und ersetzten ihn durch Franz Stangl, der bisher Chef in Sobibor gewesen war. Die Leitung dieses Vernichtungslagers übernahm Franz Reichleitner. Zwischen Eberl, Stangl und Reichleitner gab es eine Reihe von Gemeinsamkeiten: Sie stammten alle drei aus Österreich, hatten ihre Erfahrungen zur Massentötung von Menschen während der «Euthanasie-Aktion» gesammelt und waren 1942 mit einem Alter zwischen 32 und 36 Jahren erstaunlich jung für eine leitende Position. Auch Globocnik war Österreicher und 1942 gerade einmal 38 Jahre alt. Nur Wirth war 1942 mit 57 Jahren deutlich älter und stammte aus Württemberg.

Anders als Auschwitz, wo sich eine riesige Zwangsarbeitsindustrie entwickelte, waren Treblinka, Belzec und Sobibor reine Vernichtungslager, deren einziger Zweck die Tötung von Juden durch Giftgas war. In Treblinka starben rund 900'000, in Belzec mindestens 700'000 und in Sobibor mehr als 250'000 Menschen. Ausser den Juden wurden in diesen drei Lagern auch rund 50'000 Sinti und Roma aus dem «Generalgouvernement» ermordet. Der organisierte Völkermord in Polen trug den Decknamen «Einsatz Reinhardt». Häufig ist zu lesen, diese Bezeichnung habe sich auf den Vornamen von Reinhard Heydrich bezogen, der am 4. Juni 1942 in Prag an den Folgen eines Attentats gestorben war. Vermutlich benutzten SS-Leute den Ausdruck «Aktion Reinhardt» auch in diesem Sinne.

Mindestens ebenso plausibel ist jedoch die Annahme, dass sich der Deckname ursprünglich auf den einflussreichen Staatssekretär im Reichsfinanzministerium, Fritz Reinhardt, bezog. Er war für die Überführung des Vermögens der getöteten Juden in den Staatshaushalt verantwortlich. Himmler hat stets einen besonderen Ehrbegriff daraus abzuleiten versucht, dass sich die SS nicht an diesen Wertsachen bereichert, sondern sie vollständig an den Staat überführt habe. In seinem peniblen Abschlussbericht für Himmler bezifferte Globocnik den «Gesamterlös» des «Einsatzes Reinhardt» auf rund 178 Millionen Reichsmark.

Zur gleichen Zeit, als in Polen die «Aktion Reinhardt» anlief, wurden auch die ersten deutschen Juden in die Vernichtungslager deportiert. So

am 24. März 650 Menschen aus Würzburg, Fürth und Kissingen. Ihnen folgten im April 650 Juden aus Nürnberg, 105 aus Bamberg und 129 aus Augsburg. Zwischenstation waren zwei polnische Durchgangslager, wo einige von ihnen zur Zwangsarbeit ausgesondert wurden. Die meisten Deportierten starben jedoch schon wenig später in den Gaskammern von Belzec oder Sobibor.

Am 26. April hielt Hitler seine letzte Rede vor dem «Grossdeutschen Reichstag» und erneut war die «Schuld» der Juden am Zusammenbruch 1918 sein zentrales Thema.<sup>17</sup> «Die Kraft, die uns selbst damals lähmte ... war eine jüdische», rief er den Abgeordneten zu. «Die Juden zettelten in unserer Volke die Revolution an und raubten uns damit jedes weitere Widerstandsvermögen.» Einen Monat später behauptete er in einer Ansprache vor 10'000 Offizieren und Offiziersanwärtern im Berliner Sportpalast, Lloyd George habe ihm gegenüber zugegeben, dass Deutschland den Ersten Weltkrieg nur wegen der Revolution verloren habe.<sup>18</sup> Der ehemalige britische Premier und Hitler hatten sich am 4. September 1936 auf dem Berghof getroffen. Merkwürdigerweise fehlt das bei solchen Begegnungen übliche Protokoll des Auswärtigen Amtes.<sup>19</sup> Vermutlich aber hatte Lloyd George gegenüber Hitler nur das Gleiche gesagt wie neun Jahre zuvor schon gegenüber Theodor Wolff: dass er die Unterzeichnung des Waffenstillstands durch Deutschland am 11. November 1918 für einen Fehler hielt.

Heydrich hatte bei der Wannseekonferenz Anfang des Jahres festgelegt, dass Europa «vom Westen nach Osten durchgekämmt» werden solle. Im Juni begannen die regelmässigen Deportationen von Juden aus Frankreich in die Vernichtungslager. Mit dem Transport Nr. 6 wurde am 16. Juli auch Irène Némirovsky nach Auschwitz gebracht, wo sie einen Monat später im Krankenbau starb. Im Juli 1942 begannen die Deportationen aus den Niederlanden. Am 5. Juli erhielt Margot Frank, die ältere Schwester von Anne Frank, in Amsterdam die Aufforderung, sich für die Deportation in ein Arbeitslager zu melden. Die Familie versteckte sich daraufhin in der vorbereiteten Wohnung im Hinterhaus des väterlichen Geschäfts in der Prinsengracht 263, wo sie bis zur Verhaftung durch die Sicherheitspolizei am 4. August 1944 lebte und von den früheren Angestellten des Vaters versorgt wurde. Aus Griechenland fuhren die ersten Züge im Februar 1943 nach Auschwitz. Zentrum des jüdischen Lebens

in Griechenland war seit Jahrhunderten die Hafenstadt Thessaloniki. Bis August 1943 gingen von dort 18 Transporte mit rund 48'000 Menschen in das Vernichtungslager. Mehr als 90 Prozent der Juden Thessalonikis wurden dort ermordet.

Nicht in allen Ländern konnten die Nazis ihre Ziele in gleichem Masse verwirklichen. Obwohl mit Hitler verbündet, weigerte sich Mussolini bis zu seinem Sturz im Juli 1943, Juden an die Deutschen auszuliefern. Erst als er nach seiner Befreiung durch ein SS-Kommando den Marionettenstaat «Soziale Republik Italien» führte, begannen die Deportationen. Die Zahl der italienischen Opfer des Holocaust wird auf knapp 6'000 geschätzt. Hinzu kamen noch rund 1'800 Juden, die im Juli 1944 von Rhodos und Kos nach Auschwitz deportiert wurden und die italienische Staatsbürger waren.

Berühmt ist die Rettung fast aller dänischen Juden Anfang Oktober 1943. Aber auch in Bulgarien, das mit Deutschland verbündet war, gab es zumindest im Gebiet der Vorkriegsgrenzen keine antisemitischen Verfolgungen. Rund 50'000 Juden überlebten dort den Zweiten Weltkrieg. Anders als Rumänien, Italien oder Ungarn weigerte sich Bulgarien auch, eigene Truppen in die Sowjetunion zu schicken. Es gab für jede europäische Regierung mehr oder weniger grosse Spielräume, in welchem Masse sie dem Druck aus Berlin nachgab.

Bis zum Spätsommer 1942 gelangen der Wehrmacht in Nordafrika und in der Sowjetunion noch einmal eine Reihe spektakulärer Erfolge. Strategisches Ziel der Offensive im Süden Russlands war allerdings nicht mehr die Zerschlagung der Sowjetunion wie 1941, sondern die Erlangung einer Rohstoffbasis für einen langwierigen Krieg. Die Verluste der Roten Armee waren noch immer hoch. Doch anders als im Jahr zuvor nutzten die sowjetischen Truppen nun geschickter die Vorteile des weiten Raumes und liessen die Vorstösse der Deutschen mehrfach ins Leere laufen. Angesichts dieser Entwicklung traf Hitler am 23. Juli eine folgenschwere Fehlentscheidung: Mit der «Weisung Nr. 45» spaltete er die Offensive auf. Ein Teil der Invasionstruppen marschierte Richtung Stalinograd, der andere Teil stiess weiter durch den Kaukasus vor. Dadurch wuchs die Länge der Front gegenüber 1941 fast um das Doppelte auf knapp 4'000 Kilometer.<sup>20</sup>

Diese Überdehnung lud direkt dazu ein, grössere Truppenteile einzukesseln. Im September geriet der Vormarsch durch den Kaukasus ins Sto-

cken und wurde Anfang November vor Wladikawkas (damals Ordschownikidse), der Hauptstadt von Nordossetien, endgültig gestoppt. Die 6. Armee drang zwar noch nach Stalingrad ein, konnte die Stadt aber nie ganz kontrollieren und wurde am 22. November von der Roten Armee eingeschlossen.

Zur gleichen Zeit trat auch in Nordafrika die endgültige Wende ein. Anfang November brachten die Briten dem deutschen Afrikakorps unter Rommel bei El Alamein die entscheidende Niederlage bei. Wenige Tage später gelang den Alliierten die Landung in Algerien und Marokko. Da die Japaner bereits im Juni 1942 in der kombinierten Luft-See-Schlacht bei den Midway-Inseln einen Grossteil ihrer Offensivkraft eingebüsst hatten, war ausserdem absehbar, dass die USA von 1943 an in der Lage sein würden, sich sehr viel stärker in Europa zu engagieren.

Bereits Mitte der zwanziger Jahre hatte Hitler geschrieben, dass Deutschland, «die germanische Mutter all des Lebens ... entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein» werde. Im Dezember 1930, als die Realisierung seines politischen Programms erstmals in den Bereich des Möglichen gerückt war, betonte er in seiner ersten Rede an einer Universität noch einmal, dass es für Deutschland nur zwei Möglichkeiten gebe: die Weltherrschaft oder die Vernichtung. Sieg oder Untergang, Sein oder Nichtsein, das waren die Alternativen, die er seinen Generälen auch während des Krieges immer wieder einhämmerte. In Stalingrad zeigte sich nun, dass er all das ernst gemeint hatte. Nachdem sich die 6. Armee als zu schwach erwiesen hatte, die Stadt mit dem symbolträchtigen Namen ganz zu erobern und dauerhaft zu halten, gab er die Soldaten dem Schicksal anheim, das er später auch für das deutsche Volk vorsah: der Vernichtung.

Als sich im Januar 1943 das Drama von Stalingrad dem Ende zuneigte, flog zum ersten Mal ein amerikanischer Präsident über den Atlantik. Wilson war 1919 noch mit dem Schiff gekommen und gleich ein halbes Jahr lang geblieben, was seiner politischen Basis zu Hause nicht gutgetan hatte. Roosevelt reiste hingegen mit dem Flugzeug über Brasilien und Gambia nach Casablanca, wo er am 14. Januar 1943 mit Churchill zu einer elftägigen Konferenz zusammentraf. Ein zentrales Thema war der Bombenkrieg gegen Deutschland. Bereits im Februar 1942 hatte Churchills Kriegskabinett die Royal Air Force beauftragt, vor allem dicht besiedelte Wohngebiete in Deutschland anzugreifen. Ziel müsse es

sein, «die Moral der feindlichen Zivilbevölkerung und insbesondere der Industriearbeiterschaft» zu brechen. In Casablanca sagte Roosevelt den Briten zu, dass sich Amerika so bald wie möglich am «Moral Bombing» beteiligen werde. Die alliierten Stabschefs bekräftigten ihre Absicht, die Infrastruktur Deutschlands zu zerstören und «das deutsche Volk zu demoralisieren bis zu einem Punkt, an dem seine Widerstandskraft gebrochen ist».<sup>21</sup> Auch bei dieser Strategie spielte die Erfahrung des Ersten Weltkriegs eine entscheidende Rolle. In London und Washington hatte man nicht vergessen, dass Deutschland nach den ersten militärischen Rückschlägen im Sommer 1918 überraschend schnell die Waffen gestreckt hatte. Vielleicht liesse sich die deutsche Militärmacht erneut in die Knie zwingen, wenn man jetzt die «Heimatfront» des Feindes direkt angriff. Am Ende der Konferenz verkündeten Roosevelt und Churchill als zentrales Kriegsziel die «bedingungslose Kapitulation» Deutschlands und Japans, wobei der Kampf in Europa Vorrang haben sollte.

## XVIII.

### OPFER

Bei Jena und Auerstedt erlitt die preussische Armee am 14. Oktober 1806 eine vernichtende Niederlage gegen die Truppen Napoleons. In den folgenden Jahren gab es in Preussen eine ähnliche Diskussion wie in der Weimarer Republik: Sollte man die Niederlage akzeptieren und auf die langsame Überwindung ihrer Folgen hinarbeiten? Oder sollte man alles daransetzen, die Niederlage rückgängig zu machen und in einen Sieg zu verwandeln? Die Anhänger eines Ausgleichs mit Frankreich, zu denen lange Zeit auch König Friedrich Wilhelm III. zählte, konnten ein starkes Argument anführen: Die Übermacht Napoleons war so gewaltig, dass eine Auflehnung gegen seine Herrschaft als aussichtslos erschien. Doch diese Haltung war in Preussen und im übrigen Deutschland umstritten. Zu denjenigen, die eine Erhebung gegen die Franzosen forderten, gehörte neben vielen Schriftstellern wie Heinrich von Kleist und Theodor Körner auch der General und Militärtheoretiker Carl von Clausewitz. Der Hinweis auf Frankreichs Stärke konnte ihn nicht überzeugen. Selbst im Fall einer erneuten Niederlage sei es besser, in einem heroischen Kampf unterzugehen als sich mit einem schmachvollen Frieden abzufinden. «Diese Unterwerfung, die man als Weisheit preist, ist ein offenbares Gift, es wird die Kraft und die Gesundheit der Nation auf die kommenden Geschlechter hinaus untergraben», schrieb Clausewitz 1809. Ein König, der sich dem Feind unterwerfe, verrate sein Land. Derjenige aber, «welcher glorreich untergeht, verherrlicht die Nation, und sein herrlicher Name ist Balsam auf ihre Wunden.»<sup>1</sup>

Drei Jahre später verfasste Clausewitz einen weiteren Aufruf zur Erhebung gegen Frankreich, die «Bekennnisdenkschrift» von 1812.<sup>2</sup> Die Bereitschaft zum Arrangement mit der französischen Übermacht bezeichnete er darin als «traurige Zeichen der Nationalverderbtheit, die wie Geschwüre äussere Zeichen einer tiefen Krankheit sind, von der das



Ganze nur allzu leicht untergraben, vergiftet und aufgelöst werden kann». Er glaube und bekenne, «dass der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist; dass dieser Gifftropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft späterer Geschlechter lähmen und untergraben wird; ... dass selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt». Er würde sich nur zu glücklich fühlen, «einst in dem herrlichen Kampfe um Freiheit und Würde des Vaterlandes einen glorreichen Untergang zu finden».

Ein Jahr nach dem Erscheinen der Denkschrift kündigte Preussen den Frieden mit Frankreich auf. Die erfolgreiche Erhebung gegen Napoleon 1813 begründete den Mythos der Befreiungskriege. 1913, dem Jahr, in dem Hitler von Wien nach München übersiedelte, fanden überall in Deutschland patriotische 100-Jahr-Feiern in Erinnerung an die Befreiungskriege statt. In gewisser Weise nahmen sie bereits die Stimmung vom August 1914 vorweg; es herrschte eine Art Kriegsbegeisterung ohne Krieg.

Nach 1918 wurden die Schriften von Clausewitz neu herausgegeben und fanden viele Leser, darunter auch Adolf Hitler. Der nationalistische Historiker Hans Rothfels, der 1939 wegen seiner jüdischen Herkunft Deutschland verlassen musste, begründete die von ihm herausgegebene Veröffentlichung 1922 auch damit, Deutschland sei im «hellen Licht der neueren Geschichte mehr als einmal von der Gefahr völliger Vernichtung bedroht gewesen».<sup>3</sup> Daher solle man jetzt wieder Clausewitz lesen.

Hitler kam dieser Aufforderung nach und muss von der Lektüre wie elektrisiert gewesen sein. Seit Anfang der zwanziger Jahre zitierte er immer wieder das «Bekenntnis» des preussischen Generals. «Von Hitlers Vorlesung aber geht eine ungeahnte Wirkung aus, er überträgt die Begeisterung des Bekenntnisses und seine Begeisterung für Clausewitz auf die Zuhörer», hiess es etwa am 24. November 1925 im «Völkischen Beobachter» über eine NS DAP-Veranstaltung in Jena.<sup>4</sup> Das letzte Kapitel von «Mein Kampf», in dem er seine Haltung während des Ruhrkampfes erläuterte und erstmals die Tötung von Juden durch Giftgas erwähnte, leitete er mit den Clausewitz-Zitaten über den «Schandfleck einer feigen Unterwerfung» und den Untergang «im ehrenvollen Kampfe» ein.

Zentrale Formulierungen in einigen seiner wichtigsten Reden sind ebenfalls von der «Bekennnisdenkschrift» inspiriert. So schrieb Clausewitz, die französische Revolutionsregierung habe während des Aufstands in der Vendée vergeblich versucht, diese «Krebswunde ... mit dem Messer und dem glühenden Eisen» zu zerstören.<sup>5</sup> Diese Worte rührten direkt an Hitlers zentrales Trauma und tauchten in leicht veränderter Form in seiner Rede zum «Röhm-Putsch» wieder auf, als er von seinem Befehl sprach, die Geschwüre der Vergiftung «auszubrennen bis auf das rohe Fleisch». An anderer Stelle forderte Clausewitz: «Lassen wir es darauf ankommen, Grausamkeit mit Grausamkeit zu bezahlen, Gewalttat mit Gewalttat zu erwidern!»<sup>6</sup> Und Hitler am 1. September 1939: «Seit 5.45 Uhr wird zurückgeschossen. Und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten! Wer mit Gift kämpft, wird mit Giftgas bekämpft!»

Und am 30. Januar 1943, genau zehn Jahre nach seiner Ernennung zum Reichskanzler, schickte Hitler einen letzten kurzen Funkspruch an die in Stalingrad untergehende 6. Armee: «Schon heute blickt das ganze deutsche Volk in tiefer Ergriffenheit zu dieser Stadt. Wie immer in der Weltgeschichte, wird auch dieses Opfer kein vergebliches sein. Das ‚Bekennnis‘ von Clausewitz wird seine Erfüllung finden. Die deutsche Nation begreift erst jetzt die ganze Schwere dieses Kampfes und wird die grössten Opfer bringen.» Auch in Hitlers Proklamation vom gleichen Tag, die Goebbels bei einer Grosskundgebung im Berliner Sportpalast verlas, hiess es ganz im Sinne von Clausewitz, der Feind könne Häuser und Menschen vernichten, «aber den Geist nicht brechen». Der Bombenkrieg mache jedem Deutschen klar, dass es in diesem Krieg um «das Sein oder die Vernichtung unseres Volkes» gehe. Da Deutschland aber nicht Weltmacht werden konnte, blieb in Hitlers Denken und Fühlen nur die Vernichtung. Das Bekenntnis von Clausewitz lieferte ihm «die ideologische Vorlage und historische Legitimation für die eigene Inszenierung des Untergangs», wie es der Militärhistoriker Bernd Wegner formuliert.<sup>7</sup>

So wie die Bombenschäden für jedermann sichtbar waren, wurde auch die Katastrophe von Stalingrad nicht geheimgehalten. Stattdessen liess Hitler eine dreitägige Staatstrauer anordnen. Eine Woche nach der Kapitulation von General Friedrich Paulus bestellte Hitler die Reichs- und Gauleiter in sein Hauptquartier und hielt vor ihnen eine fast zweistündige Rede, deren Inhalt Goebbels in seinem Tagebuch wiedergab.<sup>8</sup>

Schuld an dem Desaster waren laut Hitler nur die anderen. Rumänen, Ungarn, Italiener hätten bei der Sicherung rückwärtiger Linien versagt und dadurch die Einkreisung der 6. Armee ermöglicht, die dann wegen des schlechten Wetters nicht aus der Luft versorgt werden konnte. «Was die allgemeine Kriegslage anlangt», so fuhr Goebbels in seinem Tagebuch fort, «so vertritt der Führer den Standpunkt, dass es bei längerer Dauer des Kriegs darauf ankommt, wer zuerst schlapp mache, und er hat den festen Entschluss, dafür zu sorgen, dass das nicht das Reich ist. Von uns wird man niemals ein Wort der Nachgiebigkeit oder der Kapitulation hören. Das letzte Bataillon und die letzte Viertelstunde werden entscheiden. Das, was uns im Jahre 1918 gefehlt hat, das besitzen wir jetzt.» Erneut behauptete Hitler, Lloyd George habe ihm gegenüber eingestanden, «dass England auch 1918, spätestens aber im Frühjahr 1919 im Begriff gewesen sei, zu kapitulieren, und wir ihm nur durch unsere Kapitulation zuvorgekommen seien. Das dürfe und werde auch nicht wieder passieren.»

Die «Feindseite», so führte er weiter aus, habe «einen Vorteil dadurch, dass sie durch das internationale Judentum zusammengehalten werde». Überall wirkten die Juden «als motorisch treibendes Element, dem wir Gleichwertiges nicht gegenüberzustellen hätten. Daraus folgere für uns, dass wir das Judentum nicht nur aus dem Reichsgebiet, sondern aus ganz Europa eliminieren müssen.» Ganz ähnlich hatte sich Hitler vor dem gleichen Kreis auch am Tag nach seiner Kriegserklärung gegen Amerika geäußert. Am Ende seiner Ansprache wiederholte er fast wortgleich die Schlusspassage seiner Reichstagsrede vom 1. September 1939. Er erinnerte daran, dass auch Friedrich der Grosse scheinbar aussichtslose Situationen durchgestanden habe und kündigte an, sich bei einer erneuten Niederlage Deutschlands das Leben zu nehmen. Zum ersten Mal sagte er nun auch vor einem grösseren Kreis, ein solcher Zusammenbruch könne «nur durch Schwäche des Volkes verursacht werden. Würde das deutsche Volk aber einmal schwach werden, so verdiente es nichts anderes, als von einem stärkeren Volke ausgelöscht zu werden; dann könnte man mit ihm auch kein Mitleid haben.» Das werde aber nicht geschehen, denn «die Gesinnung des deutschen Volkes sei hart und entschlossen, und gerade das verbürge den sicheren Sieg».

Um in der Bevölkerung jene Opferbereitschaft zu wecken, die Hitler auch in seinem letzten Funkspruch nach Stalingrad angekündigt hatte, hielt Goebbels am 18. Februar 1943 im Berliner Sportpalast seine berüchtigte Rede über den «totalen Krieg».<sup>9</sup> Die von allen Sendern übertragene Ansprache war von dem Grundgedanken geprägt, dass die Juden der eigentliche Kriegsgegner Deutschlands seien. Während sie in der Sowjetunion bereits ihre direkte Herrschaft errichtet hätten, würden die USA und Grossbritannien indirekt von ihnen beherrscht. «Über unser Land hinweg reicht sich bereits das westeuropäische scheinzivilisierte Judentum und das Judentum der östlichen Gettos die Hände.» Damit sei Europa «in Todesgefahr, auch wenn die Engländer das nicht wahrhaben wollen». Deutschland, so erklärte er wenig später, habe «nicht die Absicht, sich dieser jüdischen Bedrohung zu beugen, sondern vielmehr die, ihr rechtzeitig, wenn nötig unter vollkommener und radikalster Ausrottung... -Schaltung des Judentums entgegenzutreten!» Ein vielsagender und vermutlich genau kalkulierter Versprecher des Propagandaministers vor einem Millionenpublikum. Die mehr als 10'000 Zuhörer im Sportpalast reagierten an dieser Stelle mit starkem Beifall, wilden Rufen und lautem Gelächter.

Die Menschen wussten oder ahnten, dass Stalingrad einen Wendepunkt des Kriegs darstellte. In der heraufdämmernden Verunsicherung fand die Rede von Goebbels am 18. Februar grosse Aufmerksamkeit, und die Reaktion der Bevölkerung wurde vom Sicherheitsdienst (SD) der SS genau beobachtet. Die Wirkung der Ansprache, so hiess es in einem SD-Bericht vom 22. Februar 1943, sei nach übereinstimmenden Meldungen «ungewöhnlich gross und im Ganzen sehr günstig gewesen». Sie habe «trotz der offenen Darstellung des Ernstes der Situation spannend gewirkt und die Zuversicht und das Vertrauen in die Kriegsführung erneut gestärkt». Goebbels sei es gelungen, eine Begeisterung und Kampf Stimmung zu wecken, die sich auch «dem Hörer am Rundfunk vermittelt habe».<sup>10</sup> Diese Bewertung stimmt überein mit anderen Berichten. So erwähnt die damals 32-jährige Journalistin Ursula von Kardorff in ihren «Berliner Aufzeichnungen» einen älteren und regimekritischen Kollegen, der sich im Sportpalast selbst dabei ertappt habe, «wie er mit aufsprang und um ein Haar mit geschrieen hätte, bis er sich beschämt wieder auf seinen Sitz zurückfallen liess».<sup>11</sup> Der spätere Marxismus-Forscher Iring Fetscher hörte die Ansprache als 21-jähriger Sol-



*Als Goebbels nach der Niederlage von Stalingrad am 18. Februar 1943 den «totalen Krieg» proklamierte, sass auch seine Frau Magda mit den ältesten Töchtern Helga (l.) und Hildegard im Berliner Sportpalast. Die Mädchen wurden am 1. Mai 1945 ebenso vergiftet wie ihre vier Geschwister.*

dat in Belgien im Radio und bezeichnete sie in seinem Tagebuch als «glänzende Volksrede eines einzigartig gesteigerten Volksrausches».

Der extrem judenfeindliche Tenor erregte bei den Zuhörern offenbar weder Erstaunen noch Widerspruch. Auch wenn man die Vorwürfe, die der Propagandaminister gegen die Juden erhob, nicht teilte, blieb niemand im Unklaren darüber, dass Goebbels und Hitler die Juden als den eigentlichen Feind Deutschlands und Europas sahen, gegen den mit allen verfügbaren Mitteln zu kämpfen sei. Mehrfach wiederholte Goebbels im Sportpalast die alte These Hitlers, der Bolschewismus sei nur eine Tarnung für die Diktatur der Juden. Goebbels fand dafür die merkwürdige Formulierung, die Juden wollten in Europa «ihre internationale, bolschewistisch verschleierte kapitalistische Tyrannei» aufrichten.

Die Ansprache von Goebbels, die in einem ekstatischen Frage-und-Antwort-Spiel mit dem Publikum gipfelte, hatte vor allem eine propagandistische Funktion. Doch Propaganda kann wie Werbung oder ein

Wahlkampf nur erfolgreich sein, wenn sie an bereits existierende Gefühle, Bedürfnisse und Überzeugungen anknüpft. Ansonsten läuft sie ins Leere. In welchem Masse die deutsche Bevölkerung die Annahme teilte, die Juden seien der eigentliche Feind Deutschlands im Zweiten Weltkrieg, ist nicht zu klären. Es gibt aber zumindest Indizien dafür, dass auch viele Normalbürger diesem paranoiden Wahn erlegen waren, an den man sich nach der Niederlage nicht mehr erinnern wollte. Als Goebbels Anfang 1943 fast alle verbliebenen Berliner Juden nach Auschwitz deportieren liess und es zur selben Zeit einen grossen Bombenangriff auf die Stadt gab, ging in ganz Berlin das Gerücht um, «dieser Angriff sei die Antwort auf die Judenverschleppungen», wie Ursula von Kardorff 1947 schrieb.<sup>13</sup>

Zu den Opfern der «Fabrikaktion», die vor allem Zwangsarbeiter betraf, gehörte auch Martha Liebermann, die damals 85-jährige und nach einem Schlaganfall halbseitig gelähmte Witwe des Malers Max Liebermann. Als sie in ihrer Wohnung nahe dem Tiergarten von der Gestapo abgeholt werden sollte, nahm sie eine Überdosis des Schlafmittels Veronal und starb am 10. März im Jüdischen Krankenhaus von Berlin. Zehn Tage später berichtete Goebbels seinem «Führer», nunmehr seien die Juden «zum grössten Teil aus Berlin evakuiert». Hitler antwortete, «dass der Krieg uns die Lösung einer ganzen Reihe von Problemen ermöglicht hat, die man in normalen Zeiten niemals hätte lösen können. Jedenfalls werden die Juden die Verlierer dieses Krieges sein, so oder so.»

Wenige Wochen später liess sich Hitler von Himmler eine sechsseitige Statistik über die bisherigen «Fortschritte» bei der «Endlösung der Judenfrage» vorlegen. Das Original ist nicht erhalten, aber in einer früheren Fassung wird die Zahl der in Europa «evakuierten Juden» zum Stichtag 31. Dezember 1942 auf 1873 539 geschätzt.<sup>13</sup> Während Hitler in der Öffentlichkeit immer wieder von der «Vernichtung» und der «Ausrottung» der Juden sprach, achtete man in Dokumenten dieser Art peinlich genau darauf, jeden Hinweis auf den Völkermord zu vermeiden. Als der Autor des Berichts, der Leiter der Statistischen Abteilung im SS-Hauptamt, Richard Korherr, in einer ersten Fassung das Wort «Sonderbehandlung» verwendet hatte, wurde er von Himmlers persönlichem Referenten angewiesen, diesen Ausdruck durch «Transportierung» zu ersetzen. Korherr arbeitete nach dem Krieg als Statistiker im Bundesfinanzministerium in Bonn.

Erst als im Dezember 1961 bekannt wurde, dass er sich nicht nur mit Haushaltszahlen beschäftigt hatte, fand seine Nachkriegskarriere ein abruptes Ende.

Während Hitler die Tötung der Juden unablässig vorantrieb, tat er kaum etwas dagegen, Deutschland vor den immer massiveren Luftangriffen der Alliierten zu schützen. Im März 1943 begann eine erste grosse Luftoffensive gegen das Ruhrgebiet. «Wir leben in einem neuen Dreissigjährigen Krieg, der 1914 begonnen hat», notierte von Kardorff nach einer Berliner Bombennacht in ihr Tagebuch. «Und ebenso viele Werte wie damals gehen dahin.»<sup>14</sup>

Es stellt sich die Frage, ob die deutschen Streitkräfte, die noch bis weit ins Jahr 1944 hinein von einer leistungsfähigen Kriegswirtschaft unterstützt wurden, nicht in der Lage gewesen wären, die Bomberflotten der Briten und Amerikaner wirkungsvoller abzuwehren als dies der Fall war. Obwohl er sich immer wieder abfällig über Görings Versagen bei der Luftabwehr äusserte, war Hitler nicht bereit, ihm die Verantwortung dafür zu entziehen. Erst im Frühjahr 1944 wurde die Flugzeugproduktion mit dem «Jäger-Programm» auf den Bau von Abfangjägern umgestellt, doch da war es bereits zu spät. Der Schutz deutscher Städte vor der «Vernichtung» hatte für Hitler keine Priorität. Wie er im Herbst 1943 im Gespräch mit ausländischen Gästen sagte, hätten die Bombenangriffe den Vorteil, dass sie «eine Menschenmenge hervorbrächten, die nichts mehr zu verlieren habe und deshalb fanatisch weiterkämpfen würde».<sup>15</sup> Und in seiner letzten Rede vor den «alten Kämpfern» sagte er am 8. November 1943 in München, die Hunderttausenden von Ausgebombten seien «die Avantgarde der Rache».<sup>16</sup>

Das war übertrieben, doch anders als 1918 gab es in der deutschen Gesellschaft trotz Stalingrad und der fortschreitenden Zerstörung von immer mehr Städten keine breite Bewegung zur Beendigung des Krieges. Das war auch, aber keineswegs nur auf die Repression des Regimes zurückzuführen. Ursula von Kardorff hatte enge Kontakte zum Widerstand und empfand gegenüber Hitler eine tiefe Abneigung. Doch auch sie schrieb nach einem schweren Bombenangriff auf Berlin, sie empfinde «eine wilde Vitalität, gemischt mit Trotz» und das Gegenteil von Resignation. «Ob es das ist, was die Engländer mit ihren Angriffen auf die Zivilbevölkerung erhoffen? Mürbe wird man dadurch nicht. Jedermann ist mit sich beschäftigt. Steht meine Wohnung noch? Wo bekomme ich

Dachziegel, wo Fensterpappe? Wo ist der beste Bunker? Die Katastrophen, die Nazis wie Antinazis gleichermaßen treffen, schweissen das Volk zusammen.»

Hinzu kam, dass die Regierung genau darauf achtete, den Lebensstandard der Bevölkerung anders als im Ersten Weltkrieg nicht zu weit absinken zu lassen. So wurden nach jedem Bombenangriff Sonderrationen von Zigaretten, Bohnenkaffee und Fleisch verteilt. «Wenn die Engländer glauben, die Moral zu untergraben, so geht diese Rechnung nicht auf», schrieb von Kardoff.<sup>17</sup>

Es gab auch andere Wahrnehmungen, doch sie blieben in der Minderheit. Nach den schweren Luftangriffen auf Wuppertal Ende Mai und Ende Juni 1943 besuchte Carl Goerdeler den höchsten Punkt der Stadt, um sich selbst ein Bild von den Verwüstungen zu machen «Es hat keinen Zweck, die Gefühle zu beschreiben, die mich bewegten, als ich vom Toelleturm auf die Ruinenstadt Barmen und auf das zur Hälfte zerstörte Elberfeld heruntersah», schrieb er in einem Brief an Feldmarschall Hans Günther von Kluge, den er – ohne Erfolg – für den Widerstand gegen Hitler gewinnen wollte.<sup>18</sup> Sowohl in der Militärführung als auch in der breiten Bevölkerung fehlte der Wille zum Abbruch des Krieges und damit auch zum Bruch mit dem Regime. Im Herbst 1918 hatte sich die grosse Mehrheit der deutschen Bevölkerung geweigert, für einen verlorenen Krieg weitere sinnlose Opfer zu bringen. Doch gerade das war aus Sicht des nationalistischen Lagers ja der entscheidende Fehler gewesen, für den Hitler mit den Juden einen Sündenbock gefunden hatte. 1933 war die nationalistische Sicht auf die Niederlage 1918 gleichsam zur Staatsdoktrin geworden.

Hitlers innen- und aussenpolitische Erfolge hatten dann immer wieder aufs Neue den Eindruck erweckt, er habe die richtige Lehre aus dem verlorenen Weltkrieg gezogen. Sollte man nun, da sich die militärische Lage verschlechterte, den gleichen «Fehler» wie im Herbst 1918 wiederholen? Nachdem Hitler Deutschland in einen zweiten Weltkrieg geführt hatte, konnte der Bann des «November 1918» nur durch eine neue und diesmal totale Niederlage gebrochen werden, bei der die Ursache dann aber für jedermann eindeutig sein würde.

Indirekt griff Goebbels in seiner Sportpalastrede auch die ehemaligen Berliner Chefredakteure Theodor Wolff und Georg Bernhard an, die bereits bei der Bücherverbrennung im Mai 1933 namentlich genannt wor-



den waren. So wie heute die Juden in der Sowjetunion mit jenen in England und Amerika zusammenwirkten, habe sich bis 1933 das kommunistische Judentum «des demokratischen Judentums im Berliner Tageblatt und der Vossischen Zeitung» bedient, «um eine Gefahr, die von Tag zu Tag drohender wurde, zu verniedlichen und zu bagatellisieren, um damit die von ihr bedrohten Teile unseres Volkes in Sicherheit einzuwiegen und ihre Abwehrkräfte einzuschläfern».

Bernhard war 1941 die Emigration in die USA gelungen, aber Wolff lebte Anfang 1943 noch immer in Nizza, das zur italienischen Besatzungszone in Frankreich gehörte. Am 23. Mai 1943 erschienen gegen zehn Uhr vormittags zwei italienische Zivilbeamte vor seiner Wohnung an der Promenade des Anglais. Sie klingelten, baten höflich um Einlass und begannen nach kurzer Zeit, den Schreibtisch und eine Kommode zu durchsuchen. Dann baten sie den 74-Jährigen, «einen Augenblick» zu einem Verhör mitzukommen, er werde bald wieder zu Hause sein. Als einer der Polizisten Wolffs Schwiegertochter aufforderte, einen kleinen Koffer mit den notwendigsten Sachen zu packen, ahnten seine Verwandten, dass sie ihn nie wiedersehen würden.

In Nizza hatte sich Wolff auch deshalb sicher gefühlt, weil er mit dem italienischen Generalkonsul befreundet war und auch mit Mussolini einen Briefwechsel geführt hatte, der sich bis zu seinem Sturz im Juli 1943 weigerte, Juden aus seinem Machtbereich den Deutschen auszuliefern. Zur Verhaftung von Wolff gab es daher vermutlich eine gezielte Anweisung aus Berlin.

Neben Italien und Bulgarien war Ungarn im Frühjahr 1943 das einzige mit Deutschland verbündete Land, in dem die Juden trotz aller Diskriminierungen noch sicher leben konnten. Am 17. April traf sich Hitler mit dem ungarischen Staatschef Miklos Horthy in Salzburg und versuchte, ihn davon zu überzeugen, die Deportation der Juden zuzulassen. Hitler behauptete, die Verbündeten Deutschlands hätten bei Stalingrad versagt, «weil sie weder seelisch noch geistig dem Kampf gegen den Bolschewismus gewachsen» gewesen seien. Der Hauptgrund dafür sei «die jüdische Einstellung» in Ungarn, die ihm «völlig unverständlich» sei und die «allmählich eine völlige Zerstörung der Moral der ungarischen Truppen herbeiführen müsse». Deutschland, so fuhr Hitler fort, stehe «moralisch gefestigt da, weil es die Juden entfernt habe, von denen auch die

letzten innerhalb kurzer Zeit nach dem Osten verschwinden würden. Schwierigkeiten, wie Deutschland sie durch den jüdischen Einfluss im Jahre 1918 gehabt hätte, könnten jetzt nicht mehr vorkommen». Als Horthy entgegnete, dass er schon zahlreiche antijüdische Massnahmen getroffen habe, man die Juden aber doch nicht umbringen könne, antwortete Ribbentrop, «dass die Juden entweder vernichtet oder in Konzentrationslager gebracht werden müssten». Hitler sagte, in Polen habe man mit den Juden «gründlich aufgeräumt». Sie seien «reine Parasiten» und müssten «wie Tuberkelbazillen» behandelt werden, «an denen sich ein gesunder Körper anstecken könne». <sup>19</sup>

Als er wenige Wochen nach dem Treffen mit Horthy zu den Reichs- und Gauleitern sprach, berichtete er ihnen ausführlich über das Gespräch mit dem ungarischen Staatschef und beklagte sich lange darüber, dass dieser nicht bereit sei, «das Judenproblem wirklich tatkräftig in Angriff zu nehmen». <sup>20</sup> Horthy habe «humanitäre Gegenargumente» vorgebracht, «die natürlich in diesem Zusammenhang überhaupt keine Bedeutung» haben könnten. Alle Mühe habe er sich gegeben, Horthy zu überzeugen, aber das sei leider «nur zum geringsten Teil gelungen».

Schon unmittelbar nach der Niederlage in Stalingrad hatte er vor diesem Kreis seine alte Überzeugung wiederholt, Deutschland stehe vor der Alternative, «entweder der Herr Europas zu werden oder eine gänzliche Liquidierung und Ausrottung zu erleben». Im Mai fügte er hinzu, es sei seine unumstössliche Gewissheit, dass Deutschland «einmal ganz Europa beherrschen wird». Von da ab sei «praktisch der Weg zu einer Weltherrschaft vorgezeichnet. Wer Europa besitzt, der wird damit die Führung der Welt an sich reißen». Und ebenfalls im Mai 1943 sagte er zu Goebbels, «die Völker, die den Juden am ehesten erkannt haben und ihn am ehesten bekämpfen, werden an seiner Stelle die Weltherrschaft antreten». <sup>21</sup>

In der ersten Jahreshälfte 1943 konnte man sich in Deutschland noch der Illusion hingeben, die Wehrmacht werde die Niederlage von Stalingrad im Sommer wieder wettmachen. Schliesslich war es auch im Jahr zuvor gelungen, auf den Rückschlag vor Moskau im Winter 1941/42 mit einer grossen Sommeroffensive im Süden zu antworten. Allerdings gab es bereits im Mai 1943 auch an anderen Fronten empfindliche Rückschläge. In Tunis kapitulierten die deutschen und italienischen Truppen vor der alliierten Übermacht. Rund 250'000 Soldaten, davon die Hälfte

aus Deutschland, gerieten in Gefangenschaft. Und wenige Tage später musste Admiral Karl Dönitz die einst so erfolgreichen deutschen U-Boote aus dem Nordatlantik zurückziehen, weil die Verluste untragbar geworden waren. Durch beide Entwicklungen verbesserte sich die strategische Ausgangslage von Briten und Amerikanern erheblich.

Zum wahren Desaster für die deutsche Kriegsführung aber wurde der Juli 1943. Im Osten scheiterte bei Kursk mit der grössten Panzerschlacht der Geschichte die letzte Offensive im Osten, und fast zur gleichen Zeit landeten Briten und Amerikaner auf Sizilien und damit erstmals in Europa. Bereits zwei Wochen später, am 24. Juli, wurde Hitlers wichtigster Verbündeter Mussolini abgesetzt und am Tag darauf verhaftet. Schliesslich flogen Briten und Amerikaner seit dem 24. Juli mit der «Operation Gomorrha» gegen Hamburg die bislang schwersten Luftangriffe auf eine deutsche Stadt. Besonders katastrophale Folgen hatte der zweite Grossangriff in der Nacht vom 21. auf den 28. Juli. Aufgrund der ungewöhnlichen Wetterumstände entwickelte sich östlich der Innenstadt ein orkanartiger Feuersturm, dem rund 30'000 Menschen zum Opfer fielen. In vielen Kellern und zwei Grossraumbunkern erstickten die Menschen, weil das Feuer den Sauerstoff aus der Luft gezogen hatte.

Als geschundener, gequälter Mensch kehrte Theodor Wolff ebenfalls im Juli 1943 in seine Heimatstadt Berlin zurück. Die Italiener hatten ihn wenige Tage nach seiner Festnahme der Gestapo übergeben. Es folgte ein Leidensweg durch verschiedene Lager und Gefängnisse in Frankreich. Vom KZ Drancy bei Paris wurde er am 18. Juli schliesslich in ein Polizeigefängnis nach Berlin gebracht. Ein erhaltener Arztbericht zeigt, dass der Gesundheitszustand des 74-Jährigen katastrophal war: «Schwere Nervenstörungen, grosse Schlaflosigkeit, Sehstörungen, Darm- und Magenentzündungen» sowie die «Ablösung der Netzhaut auf beiden Augen» sind darin vermerkt. Als todkranker Mann wurde er schliesslich am 15. September wegen «zunehmender Herz- und Kreislaufschwäche bei stark reduziertem Allgemeinzustand» ins Jüdische Krankenhaus eingeliefert, wo er am 23. September starb.<sup>22</sup> Als er auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin Weissensee beigesetzt wurde, soll nur der frühere Reichspräsident Paul Löbe dem Sarg gefolgt sein. Andere Berichte erwähnen zehn Trauergäste, die dem grossen deutschen Journalisten das letzte Geleit gaben.

## XIX.

### REDEN ÜBER DEN MORD

Von Wunderwaffen sprach er nicht. Aber was Max Bauer im Mai 1919 seinen Lesern berichtete, kam dem schon sehr nahe. «Im Vertrauen zu der möglichen Erhebung des deutschen Volkes» habe die Oberste Heeresleitung im Herbst 1918 alles veranlasst, «was für die erfolgreiche Fortführung des Kriegs in Bezug auf Waffentechnik und Rüstungsindustrie nötig war», schrieb er in seiner Broschüre «Der Irrwahn des Verständigungsfriedens». So seien im Herbst 1918 neue Maschinengewehre, Kanonen und Spezialmunition zur Tankbekämpfung entwickelt worden, die bei Probeschüssen «ein hervorragendes Resultat» ergeben hätten. Auch «neue Verfahren im Gaskampf» berechtigten nach Bauers Worten «zu den besten Hoffnungen». Sogar «einen vortrefflichen neuen Tank» hätte es bald gegeben, der den Panzern der Entente weit überlegen gewesen sei. «Das deutsche Heer stand mit technisch wesentlich stärkerer Ausrüstung im Frühjahr 1919 fest», resümierte der ehemalige Chefberater Ludendorffs. Der Weltkrieg hätte also gewonnen werden können, so fuhr er fort, «wenn die Heimatbehörden den Mut und die Fähigkeit» gefunden hätten, «die gesunden Volkselemente noch einmal zu einer neuen entschlossenen Einheit zu scharen und den schlechten gegenüber endlich mit allen Machtmitteln, die sie hatten, zuzugreifen».

Nachdem sich die Kriegslage im Sommer 1943 dramatisch verschlechtert hatte, vermittelte auch Hitler der deutschen Öffentlichkeit den Eindruck, es würden neue Waffen entwickelt, die zu den besten Hoffnungen berechtigten. Am 7. Juli empfing er in der Wolfsschanze den Leiter der Raketenversuchsanstalt in Peenemünde, Wernher von Braun. Der damals 31-jährige Physiker erklärte Hitler den neuesten Entwicklungsstand der A4-Rakete, die bald darauf als «Vergeltungswaffe 2» (V2) massenhaft produziert wurde. Über seinen Propaganda-Apparat liess Hitler den Glauben verbreiten, Deutschland werde mithilfe dieser

«Wunderwaffen» trotz aller Rückschläge doch noch den «Endsieg» erringen. Nachdem die Briten am 17. August unter hohen eigenen Verlusten die Anlagen auf Usedom bombardiert hatten, wurden die V2-Raketen unter extrem unmenschlichen Bedingungen von KZ-Häftlingen in der Stollenanlage Mittelbau-Dora hergestellt.

Auch eine andere Reaktion Hitlers auf die militärischen Rückschläge im Sommer 1943 lag ganz in der Logik seines Denkens: Am 20. August ernannte er Heinrich Himmler zum Reichsinnenminister und verschärfte damit den Repressionsdruck gegen die «inneren Feinde». Bereits am 19. Juni 1943 hatte Hitler den Chef der SS auf dem Berghof angewiesen, «dass die Evakuierung der Juden trotz der dadurch in den nächsten drei bis vier Monaten noch entstehenden Unruhe radikal durchzuführen sei und durchgestanden werden müsste».<sup>1</sup>

Anfang Oktober 1943 traf sich ein grosser Teil der NS-Führung zu Konferenzen in Posen. Ausgestattet mit seiner neuen Amtswürde, hielt Himmler zu diesem Anlass zwei Reden, die erste am 4. Oktober vor hohen SS-Offizieren im Rathaus und die zweite am 6. Oktober vor den Reichs- und Gauleitern im wilhelminischen Schloss der Stadt.<sup>2</sup> In beiden Ansprachen äusserte sich Himmler ungewöhnlich offen über die Ermordung der Juden, auch wenn er die Gaskammern nicht erwähnte. Dieses Thema war selbst in der engsten Führungsspitze tabu. «Von euch werden die meisten wissen, was es heisst, wenn hundert Leichen beisammenliegen, wenn fünfhundert daliegen oder wenn tausend daliegen. Dies durchgehalten zu haben, und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen – anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht», lautet die bekannte Passage aus der Rede, die er am 4. Oktober vor der SS-Führung hielt. Dies sei «ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte, denn wir wissen, wie schwer wir uns täten, wenn wir heute noch in jeder Stadt – bei den Bombenangriffen, bei den Lasten und bei den Entbehrungen des Krieges – noch die Juden als Geheimsaboteure, Agitatoren und Hetzer hätten. Wir würden wahrscheinlich jetzt in das Stadium des Jahres 1916/17 gekommen sein, wenn die Juden noch im deutschen Volkskörper sässen.»

Es war vermutlich kein Zufall, dass Himmler gerade diesen Zeitraum nannte. Vom Oktober 1916 bis zum März 1917 hatte sich Hitler wegen seiner Oberschenkelverletzung in Deutschland aufgehalten und wollte

damals zum ersten Mal festgestellt haben, dass die Juden das deutsche Volk von innen vergifteten. In seinem Hochverratsprozess vor dem Bayerischen Volksgericht in München nannte er 1924 ein Beispiel dafür, auf welche Weise dies geschehen sei. «Tatsächlich konnte man auch im Winter 1916/17, wenn auch unter der Oberfläche, die ersten Erscheinungen des späteren Verfalls beobachten», sagte er in seiner Erklärung am ersten Verhandlungstag. Er berichtete, dass sich im Lazarett von Beelitz, in das er eingeliefert worden war, zahlreiche «Drückeberger» aufgehalten hätten. Als er dort ein militärwissenschaftliches Buch gelesen habe, sei der Chefarzt Dr. Stettiner an sein Bett gekommen. «Er schlug das Buch auf, sah hinein und sagte dann: ‚Ich habe Sie für vernünftiger gehaltene Zunächst war ich wie vor den Kopf geschlagen. Allerdings war Stettiner ein Jude ... Ich sagte mir: Entweder ist die Führung des Lazaretts blind, oder sie will nicht sehen, dass die Disziplin und der Gehorsam untergraben wird. Ich kam dann an die Front und schon 1917/18 konnte man die Folgeerscheinungen klar sehen.›»<sup>3</sup>

Am 6. Oktober 1943 sprach Himmler vor den Reichs- und Gauleitern der NSDAP. Es waren die gleichen Funktionsträger, die Hitler am Tag nach der Kriegserklärung gegen Amerika in die Reichskanzlei einbestellt hatte, um sie auf die Tötung der Juden zu verpflichten. Vor diesem Kreis ging Himmler noch ausführlicher auf die «Endlösung der Judenfrage» ein als in der Rede vor den SS-Führern zwei Tage zuvor. Er rühmte zunächst seine eigene Nervenstärke und fuhr dann fort: «Ich darf hier in diesem Zusammenhang und in diesem allerengsten Kreise auf eine Frage hinweisen, die Sie, meine Parteigenossen, alle als selbstverständlich hingenommen haben, die aber für mich die schwerste Frage meines Lebens geworden ist, die Judenfrage.» Er wiederholte seine Aussage, dass Deutschland den Bombenkrieg nicht aushalten würde, «wenn wir diese zersetzende Pest noch in unserem Volkskörper hätten». Die Ausrottung der Juden sei für ihn gleichwohl «das Allerhärteste und Schwerste, was es gibt». Nachdem er sich darüber beklagt hatte, dass auch viele Nationalsozialisten einzelne «anständige Juden» zu retten wünschten, bekannte er sich zur Ermordung auch der jüdischen Frauen und Kinder. «Es musste der schwere Entschluss gefasst werden, dieses Volk von der Erde verschwinden zu lassen.» Auch vor diesem Kreis betonte er, das Vermögen der ermordeten Juden sei «bis zum letzten Pfennig» an den

Reichswirtschaftsminister abgeführt worden. Bis Ende des Jahres, so kündigte Himmler an, werde die «Judenfrage» in den von Deutschland besetzten Ländern «erledigt» sein.

Nun folgte die Passage, in der er Albert Speer, damals Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion, direkt ansprach. Himmler klagte, er habe immer wieder «grosse Schwierigkeiten mit vielen wirtschaftlichen Einrichtungen», und erwähnte in diesem Zusammenhang den Aufstand im Warschauer Ghetto vom April 1943, wo es vier Wochen «Strassenkampf» gegeben habe. In dem Ghetto seien Pelzmäntel, Kleider und Ähnliches hergestellt worden. «Wenn man dort früher hinlangen wollte, so hiess es: Halt! Sie stören die Kriegswirtschaft! Halt! Rüstungsbetriebe! – Natürlich hat das mit Parteigenossen Speer gar nichts zu tun, Sie können gar nichts dazu. Es ist der Teil von angeblichen Rüstungsbetrieben, die der Parteigenosse Speer und ich in den nächsten Wochen und Monaten gemeinsam reinigen wollen.» Es ist bemerkenswert, dass Speer jahrzehntelang mit der Behauptung durchkommen konnte, er habe vom Völkermord an den Juden nichts gewusst. Als der Holocaust-Forscher Erich Goldhagen bereits 1971 auf die direkte Anrede Speers in Himmlers zweiter Posener Rede hinwies,<sup>4</sup> blieb dies in Deutschland nahezu ohne Resonanz – ganz im Gegensatz zu dem Buch, das sein Sohn Daniel Goldhagen 25 Jahre später über «Hitlers willige Vollstrecker» veröffentlichte. Himmler schloss seine Ausführungen über die Ausrottung der Juden mit den Worten, man werde «vielleicht in ganz später Zeit sich einmal überlegen können, ob man dem deutschen Volk etwas mehr darüber sagt». Diejenigen, die dafür die Verantwortung übernommen hätten, sollten dieses Geheimnis aber mit in ihr Grab nehmen.

Seine Ankündigung, alle Rüstungsbetriebe würden von Juden «gereinigt», blieb nicht ohne Folgen. Nachdem es am 14. Oktober 1943 einen Aufstand der jüdischen Hilfskräfte in Sobibor gegeben hatte, erschoss die SS Anfang November unter dem Decknamen «Aktion Erntefest» fast alle jüdischen Zwangsarbeiter im KZ Majdanek und den übrigen Lagern im Bezirk Lublin. Rund 43'000 Menschen starben bei diesem Massenerschoss. Um die Schreie der Opfer zu übertönen, spielte die SS während der Erschliessungen über Lautsprecherwagen stundenlang Melodien des «Walzerkönigs» Johann Strauss.

Als Himmler die beiden Reden in Posen hielt, war bereits absehbar, dass diese Stadt bald wieder – und diesmal endgültig – zu Polen gehören

würde. Mitte November 1943 trafen sich Stalin, Roosevelt und Churchill zu ihrer ersten gemeinsamen Konferenz in Teheran. Neben dem Termin für eine alliierte Landung in Frankreich ging es bei den Beratungen vor allem um Polen. Wenn das Land nicht zum territorialen Verlierer des Krieges werden sollte, gab es nur zwei Möglichkeiten: Es musste entweder jene Gebiete östlich der Curzon-Linie zurückerhalten, die es 1920/21 vom jungen Sowjetrussland erobert hatte. Doch dazu war Stalin nicht bereit. Als Alternative blieb daher nur eine Entschädigung Polens auf Kosten von Deutschland. Churchill war sogar froh darüber, dass Stalin zu einer Westverschiebung Polens bereit war, hatte er doch befürchtet, die Sowjetunion würde sich das Land – ähnlich wie die baltischen Staaten – einverleiben wollen. In Teheran kam es zu der berühmten Szene, als der britische Premier vor Stalin drei Streichhölzer auf den Tisch legte, eines von rechts nach links nahm und damit die von ihm favorisierte Westverschiebung Polens demonstrierte. «Das gefiel Stalin, und damit löste sich unsere Gruppe für den Moment auf», erinnerte sich Churchill später.<sup>5</sup>

Damit war im November 1943 eine Grundsatzentscheidung über die zukünftigen Grenzen in Europa gefallen. Es war klar, dass Deutschland grosse Gebiete und Millionen Deutsche ihre Heimat verlieren würden. Hitler hatte das Land in eine Lage gebracht, in der es auf Gedeih und Verderb den Entscheidungen anderer Mächte ausgeliefert war. Der folgenschwerste dieser Beschlüsse, die Übergabe der Gebiete östlich von Oder und Neisse an Polen, war tief verwoben mit dem jahrzehntelangen Konflikt um die polnische Ostgrenze. Selbst wenn es in Deutschland einen Staatsstreich gäbe, würden Stalin, Roosevelt und Churchill davon nicht mehr abrücken.

Diffus blieben in Teheran die Vorstellungen für die territoriale Zukunft der übrigen deutschen Gebiete. Schon im Sommer 1943 hatte man in London allerdings Pläne für die Aufteilung Deutschlands in drei Besatzungszonen entwickelt, wobei es in der Natur der Sache lag, dass der Osten an die Sowjetunion und der Westen an die USA und Grossbritannien fallen würde. Diese Überlegungen wurden im Laufe des Jahres 1944 von Amerikanern und Sowjets übernommen. Wieder waren Roosevelt und Churchill erleichtert, dass sich Stalin auf diese Vorschläge einliess, war doch nicht auszuschliessen, dass die Rote Armee rascher als ihre eigenen Truppen nach Deutschland vorstossen würde. Erfreut



waren Roosevelt und Churchill auch darüber, dass Stalin den Plan akzeptierte, Berlin von allen drei Mächten gemeinsam verwalten zu lassen. Frankreich wurde 1945 noch als vierte Siegermacht akzeptiert und erhielt Teile der zunächst für die USA und Grossbritannien vorgesehenen Zonen und Sektoren.

Für die Etablierung einer stabilen Nachkriegsordnung in Deutschland und damit in Europa war die territoriale Aufteilung des besiegten Landes allerdings zweitrangig. Viel wichtiger war die Frage, ob von den drei politischen Lagern, die seit dem Ersten Weltkrieg in Deutschland entstanden waren, das nationalistische Lager dauerhaft verschwinden würde. Um das zu erreichen, musste für jedermann klar werden, dass dieses Lager die alleinige Verantwortung für die Katastrophe des Landes trug. Für diesen Fall war damit zu rechnen, dass sich die beiden anderen Lager neu bilden würden, die es bereits vor Hitlers Herrschaft in Deutschland gegeben hatte. Es lag nahe, dass sich die Westalliierten über kurz oder lang um die Förderung der Demokraten bemühen würden, während die Sowjetunion auf das sozialistisch-kommunistische Lager setzen würde. Noch war aber in Deutschland die nationalistische Grundüberzeugung ungebrochen, wonach man nur lange genug durchhalten müsse, um im Krieg den Sieg zu erringen. Und so blieb trotz aller militärischen Rückschläge die Kampfkraft der Wehrmacht unverändert hoch. Die deutschen Soldaten, so sagte Stalin in Teheran zu Roosevelt und Churchill, kämpften «alle wie die Teufel». Nur die Österreicher würden sich immer gleich ergeben.<sup>6</sup>

Doch weil die Überlegenheit an menschlichen und materiellen Ressourcen mittlerweile erdrückend war, stiess die Rote Armee immer weiter vor. In ihrer Frühjahrsoffensive 1944 eroberte sie fast das gesamte Gebiet der früheren Sowjetunion zurück und stand vor den Toren Mitteleuropas. Hitler beschloss nun, das Land zu besetzen, in dem noch immer fast eine Million Juden lebten. Weniger als 14 Monate vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Europa nahm die Tragödie der ungarischen Juden ihren Lauf.

Für den 18. März 1944 bestellte Hitler den ungarischen Staatschef Miklos Horthy in das Schloss Klessheim bei Salzburg, wo er mit ihm zunächst ein Gespräch unter vier Augen führte. Erneut hielt Hitler seinem Gast vor, die Juden würden die ungarische Gesellschaft zersetzen, die Kampfkraft der Armee schwächen und das Bündnis mit Deutschland untergraben – kurzum: das Land von innen vergiften.<sup>7</sup>

Deshalb werde er Ungarn besetzen, wozu Horthy sein Einverständnis erklären müsse. Doch der ungarische Staatschef weigerte sich und stürmte nach einem hitzigen Wortwechsel empört aus dem Besprechungsraum. Mithilfe eines fingierten Luftangriffs wurde er an der Heimreise nach Budapest gehindert und von Hitler auch mit Drohungen gegen seine Familie erneut unter massiven Druck gesetzt. Am Abend stimmte Horthy schliesslich dem Einmarsch der Deutschen zu. Hitler war diese Einwilligung wichtig, weil er sonst Widerstand gegen die Okkupation befürchtete.

Bereits am nächsten Tag rückte die Wehrmacht nach Ungarn ein. Mit ihr kam ein Sonderkommando der SS unter Leitung Adolf Eichmanns, das mithilfe der ungarischen Behörden in grosser Eile die Deportation der Juden nach Auschwitz organisierte. Dort wurde der zwischenzeitlich nach Berlin versetzte Rudolf Höss als Kommandant reaktiviert. Am 9. Mai ordnete er an, zur schnelleren Aufnahme der zu erwartenden Menschenmassen die noch heute existierende dreigleisige Bahnanlage in das Vernichtungslager Birkenau legen lassen. Ausserdem befahl er, die stillgelegten Öfen im Krematorium V wieder in Betrieb zu nehmen, fünf grosse Gruben zur Leichenverbrennung auszuheben und die Gaskammer im sogenannten Bunker 2 betriebsfertig zu machen. Darüber hinaus wurden die Sonderkommandos, die für die Verbrennung der Leichen und im Lagerbereich «Kanada» für die Sortierung der Wertsachen zuständig waren, personell aufgestockt.<sup>8</sup>

Nachdem bereits Ende April zwei Züge mit rund 3'800 Juden von Ungarn nach Auschwitz gefahren waren, begannen am 14. Mai die Deportationen im grossen Stil. Bis zum 1. Juli führen mindestens 141 Züge mit insgesamt rund 425'000 jüdischen Menschen von Ungarn nach Auschwitz. Alte, Kranke, Kinder und schwangere Frauen wurden unmittelbar nach ihrer Ankunft in den Gaskammern ermordet. Frauen und Männer, die als gesund und kräftig erschienen, kommandierte die SS zur Zwangsarbeit ab, so auch den damals 15-jährigen Elie Wiesel, der zusammen mit seiner Familie aus der Kleinstadt Sighet nach Auschwitz deportiert wurde. An der Rampe in Auschwitz-Birkenau sah er seine Mutter und seine Schwester zum letzten Mal. Zusammen mit seinem Vater wurde er in das Stammlager abkommandiert, wo ihm die SS die Häftlingsnummer «A-7713» auf den linken Unterarm tätowieren liess. «Auschwitz ist kein Erholungsheim, sondern ein Konzentrationslager», erklärte ein SS-



*Rund 425'000 Juden wurden zwischen dem 17. Mai und dem 8. Juli 1944 aus Ungarn nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Rund zwei Drittel von ihnen starben direkt nach ihrer Ankunft in den Gaskammern. Die übrigen wurden als Zwangsarbeiter ausgebeutet.*

Mann den Neuankömmlingen. «Hier wird gearbeitet. Sonst geht ihr in den Schornstein. In die Gaskammer. Arbeiten oder Gaskammer – ihr habt die Wahl!»<sup>9</sup> In der Logik des Regimes bedeutete Zwangsarbeit aber keineswegs, diesen Gefangenen eine dauerhafte Lebensperspektive zu geben. Vor ihrem Tod durch Erschöpfung, Krankheit oder Gewalt sollten sie vielmehr noch einen Beitrag zum «Endsieg» Deutschlands leisten. Von den rund 425'000 Deportierten wurden mindestens 280'000 Menschen direkt nach ihrer Ankunft in den Gaskammern ermordet, so vermutlich auch Wiesels Mutter und seine siebenjährige Schwester Tsi-pora.<sup>10</sup>

Während der Deportationen aus Ungarn rechtfertigte Himmler in mehreren Reden erneut die Entscheidung, auch jüdische Frauen und Kinder zu töten. Man habe kein Recht, «die hasserfüllten Rächer gross werden zu lassen», sagte er am 5. Mai vor hohen Wehrmachtsoffizieren in Sonthofen. Der 1900 geborene Himmler, der als 18-Jähriger seinen Traum

von einer glänzenden Offizierskarriere durch die Niederlage vereitelt gesehen hatte, verwies zur Begründung erneut auf die Novemberrevolution: «*Wir* haben es zu tun, *wir* haben 1918 verschuldet, wir alle, ob wir damals jung oder alt waren. *Uns* ist der Sieg entrissen worden, *uns* haben die Soldatenräte überrannt, *uns* haben sie die Fahne zerbrochen, und *wir* haben das gut zu machen. So gnadenlos wie damals uns die Fahne des Sieges entrissen wurde, so gnadenlos wird jetzt der Kampf gekämpft. Das ist hart und ist furchtbar schwer für die Truppe, die es zu tun hat, aber sie hat es zu tun und hat es getan.»<sup>11</sup>

Drei Wochen später sagte er an gleicher Stelle: «Ich glaube, meine Herren, dass Sie mich so weit kennen, dass ich kein blutrünstiger Mensch bin und kein Mann, der an irgendetwas Hartem, was er tun muss, Freude oder Spass hat.»<sup>12</sup> Ganz ähnlich hatten sich auch die Schutzpolizisten geäußert, die im Juni 1941 im litauischen Garsden das erste Massaker an Juden in der Sowjetunion verübten: «MenschensKinder, verflucht noch mal, eine Generation muss dies halt durchstehen, damit es unsere Kinder besser haben.»

Am 6. Juni – dem Tag der alliierten Landung in der Normandie – traf sich Hitler mit dem neuen ungarischen Ministerpräsidenten Döme Sztójai in Salzburg. Im Laufe des Gesprächs erwähnte Hitler seine «Prophezeiung» über die Ausrottung der Juden in einem neuen Weltkrieg und fügte hinzu, wenn «in Hamburg 46'000 deutsche Frauen und Kinder verbrannt seien, dann könne von ihm niemand verlangen, dass er mit dieser Weltpest das geringste Mitleid habe». Wie schon in seinen öffentlichen Reden zum zehnten Jahrestag der Novemberrevolution 1928 und zum Beginn der Vergasungen Anfang 1942 sagte Hitler nun erneut, «er halte sich jetzt nur an das alte jüdische Sprichwort Auge um Auge, Zahn um Zahn». Als Sztójai einwarf, die «Lösung der Judenfrage» in Ungarn sei eine «Maximalleistung», antwortete Hitler, «wenn in Krisenzeiten der Jude fehle, so sei kein Katalysator für eine Revolution vorhanden». Weil es in Deutschland keine Juden mehr gebe, sei «ein Zusammenbruch unmöglich, das deutsche Volk wolle leben und siegen». Das gelte auch für Ungarn, «wenn nach Ausmerzung der Juden die politischen Krisen wegfielen». Die Deutschen würden aus Ungarn erst wieder abziehen, wenn dort «die Judenfrage endgültig als gelöst betrachtet werden könne». Alle Massnahmen, so fügte Hitler hinzu, seien allein unter dem Gesichtspunkt zu sehen, «dass der Krieg unbedingt gewonnen werden müssen».<sup>13</sup>

Nichts hatte sich geändert, seit er 1919 zu dem Schluss gekommen war, die Juden hätten Deutschland mit ihrem «politischen Gift» und der Novemberrevolution den sicheren Sieg im Ersten Weltkrieg geraubt.

Nach seiner erzwungenen Einwilligung zum Einmarsch der Wehrmacht war der ungarische Staatschef Horthy in eine politische Lethargie verfallen. Daraus erwachte er erst wieder unter dem Eindruck internationaler Proteste – darunter auch einer recht schwammigen Erklärung von Papst Pius XII.<sup>14</sup> – und stoppte am 8. Juli die Deportationen. Bei dieser Entscheidung spielte auch eine Rolle, dass sich die militärische Lage Deutschlands mittlerweile dramatisch verschlechtert hatte. Die Landung von Amerikanern und Briten in der Normandie war geglückt und am 22. Juni, dem dritten Jahrestag des deutschen Überfalls, hatte die Rote Armee eine grosse Sommeroffensive begonnen. In kürzester Zeit zerschlugen die sowjetischen Truppen die Heeresgruppe Mitte und rückten mit hoher Geschwindigkeit Richtung Westen vor. Innerhalb weniger Wochen starben 350'000 deutsche Soldaten oder gerieten in Gefangenschaft. Die Lage war in jeder Hinsicht hoffnungslos.

## XX.

### DER ZWEITE IRRTUM

Die Insel Rhodos war ein stolzer und reicher Stadtstaat des antiken Griechenland. Dann kamen die Römer. Dann die Byzantiner, die Araber, die Kreuzritter, die Türken, die Italiener. Und am 11. September 1943 kamen die Deutschen.

Zehn Monate später, am 13. Juli 1944, befahl der in Rhodos residierende «Kommandant Ost-Ägäis» Ulrich Kleemann die Internierung aller Juden der Insel. Als sich unter seinen Soldaten Protest regte, verwies er auf die «Notwendigkeit einer radikalen Lösung der Judenfrage», die vom «begrenzten soldatischen Standpunkt» aus nicht ohne Weiteres beurteilt werden könne. Von Rhodos wurden die etwa 1670 Juden zusammen mit 93 Juden der Insel Kos erst in Lastkähnen nach Athen und dann weiter in Zügen nach Auschwitz-Birkenau gebracht. Weniger als 180 von ihnen überlebten den Holocaust. Auch von Kreta waren bereits im Juni etwa 300 Juden deportiert worden. Zusammen mit 200 anderen Häftlingen starben sie auf der Überfahrt nach Athen, als die Briten das Schiff beschossen und versenkten.

Die Juden von Rhodos wurden zweimal ausgeraubt, zunächst auf «geordnete Weise» im Internierungslager, wo man ihnen erklärte, ihre Wertsachen würden für die Finanzierung ihres Lebensunterhalts benötigt. Und dann noch einmal unter brutalen Misshandlungen bei ihrer Ankunft in Piräus, wo ihnen Wachleute den Rest ihres Eigentums nahmen. Wie Götz Aly nachgewiesen hat, trug der geraubte jüdische Besitz direkt und indirekt zur Finanzierung der deutschen Besatzung von Rhodos bei, die bis zum Mai 1945 andauerte.

Gleichwohl waren es nicht ökonomische Gründe, die den Ausschlag für ihre Ermordung gaben. Das Hauptmotiv war vielmehr Hitlers Überzeugung, dass jeder europäische Staat «mit Gewalt diese Bakterien aus seinem Körper» entfernen müsse, wie er es in seiner traditionellen Rundfunkansprache am 30. Januar 1944 ein weiteres Mal formuliert hatte.

«Die Meinung, zu einem friedlichen Zusammenleben oder gar zu einem Ausgleich der eigenen Interessen mit denen der Fermente dieser Völkerzersetzung kommen zu können, ist nichts anderes als zu hoffen, dass der menschliche Körper in der Lage sei, auf die Dauer auch Pestbazillen zu assimilieren.»<sup>1</sup> Wie viele ähnliche Äusserungen Hitlers über die Juden wurden auch diese Worte von Millionen Deutschen an den Radiogeräten verfolgt.

Wie stark das Bild einer Blutvergiftung Hitlers Bewusstsein prägte, zeigte auch seine Reaktion auf das Attentat vom 20. Juli. Nachdem er in seiner Rundfunkrede am frühen Morgen des 21. Juli davon gesprochen hatte, die Verschwörer hätten geglaubt, «wie im Jahre 1918 den Dolchstoss in den Rücken führen zu können», sagte er zehn Tage später zu seinen militärischen Beratern in der Wolfsschanze: «Dieser Akt, der hier stattfand, ist ja nur, ich möchte sagen, ein Symptom für eine innere Kreislaufstörung, für eine innere Blutvergiftung, die bei uns stattgefunden hat.» Falls sich die Verschwörer eingebildet hätten, «dass sie, weil heute die Revolution – statt wie im Jahre 1918 von Soldaten – von Generalen gemacht wird, eine bessere Situation bekämen, dann hört sich einfach überhaupt alles auf; dann muss eine Armee allmählich von oben herunter zersetzt werden».<sup>2</sup>

Unmittelbar nach dem Attentat liess er in der Wehrmacht die NS-Führungsoffiziere und den Hitlergruss einführen. Ausserdem ernannte er Himmler nun auch noch zum Befehlshaber des Heimateeres, das bislang von Friedrich Fromm, dem Vorgesetzten Stauffenbergs, geführt worden war. Am 26. Juli hielt Himmler auf einem Truppenübungsplatz im Elsass seine erste grössere Rede in der neuen Funktion, die anschliessend mit einer Auflage von 15'000 Exemplaren in der Armee verteilt wurde. Im Hinblick auf die Juden argumentierte er ganz ähnlich wie Hitler einige Wochen zuvor gegenüber dem ungarischen Ministerpräsidenten. «Ich darf hier die Alten von Ihnen, die es miterlebt haben, und die Jungen, die damals noch Knaben gewesen sind, an das Jahr 1918 erinnern, wo das Volk ausgehungert, wie es damals war, aufgewühlt durch Juden und durch die Hefe des Volkes nicht mehr willens war, mitzutun und wo die Führung zu schwach war, der Hefe des Volkes Herr zu werden.» Diese damalige «Revolte von unten» habe Deutschland den sicheren Sieg aus der Hand geschlagen. «Dass er sicher war, das hat uns der Gegner später bestätigt.» Diese Bemerkung bezog sich offenbar auf

Lloyd George. Jetzt aber gebe es «ein Volk in der Heimat, das zum Unterschied zu damals gereinigt ist von Juden, von allem verbrecherischen Gesindel». Man sei in der glücklichen Lage, «dass wir im Innern keine Juden mehr haben, sodass der Herd jeder Revolte in der Masse des Volkes ausgetilgt ist». Daher werde Deutschland trotz aller Rückschläge den Krieg gewinnen. «Das Schicksal prüft und wägt wohl dieses deutsche Volk und seine Armee, bis wir endlich wert sind, den Sieg zu erringen.»<sup>3</sup>

Auch der Zweite Weltkrieg war zu diesem Zeitpunkt längst verloren, doch ein bitterer Sieg stand den Deutschen noch bevor. Am 1. August begann die polnische Heimatarmee mit dem Warschauer Aufstand, der von Wehrmacht und SS nach zwei Monaten niedergeschlagen wurde. Als Vergeltung verübten die Deutschen zusammen mit ukrainischen Hilfstruppen zahlreiche Massaker an der Zivilbevölkerung und machten Warschau systematisch dem Erdboden gleich. «Der Anblick dieses erneuten deutschen Feuerwerks unterschied sich nicht sehr von dem des brennenden Ghettos, den wir seinerzeit von Pani Z.s Haus aus gehabt hatten», erinnerte sich Louis Begley an die Zerstörung der Stadt. «Nur waren wir diesmal alle Teil des Schauspiels und niemand klatschte mehr Beifall. Die Universitätsbibliothek bekam einen Treffer und ging in Flammen auf; noch Tage danach fielen mit dem nicht enden wollenden Aschenregen, an den wir inzwischen gewöhnt waren, ganze, noch glühenden Buchseiten vom Himmel.»<sup>4</sup> Elf Jahre zuvor, am 10. Mai 1933, hatte Stéphane Roussel beobachtet, wie vor der Berliner Universitätsbibliothek halb verkohlte und noch lesbare Buchseiten in den Abendhimmel stiegen.<sup>5</sup>

Während die deutschen Truppen noch in Warschau kämpften, überschritt die US-Armee am 12. September bei Aachen erstmals die Reichsgrenze. Hitlers Vernichtungsfantasien für das eigene Volk nahmen nun konkrete Gestalt an. Am 16. September erliess er eine Weisung, die den Geist des späteren «Nero-Befehls» bereits vorwegnahm. «Jeder Bunker, jeder Häuserblock in einer deutschen Stadt und jedes deutsche Dorf muss zu einer Festung werden, an der sich der Feind entweder verblutet oder die Besatzung im Kampf Mann gegen Mann unter sich begräbt. Es gibt nur noch Halten der Stellung oder Vernichtung.»<sup>7</sup>

Das bedeutet allerdings nicht, dass Hitler den Krieg bereits verloren gegeben hätte. Es ist zwar richtig, dass er seit dem Rückschlag vor Moskau im November 1941 immer wieder die Ahnung hatte, der Krieg kön-



ne mit der «Vernichtung» Deutschlands enden. Stets erklärte er dann, dass er in diesem Fall mit dem deutschen Volk kein Mitleid haben werde. Richtig ist aber auch, dass er sich bis zuletzt immer wieder dem Glauben hingab, der Krieg sei trotz aller Rückschläge doch noch zu gewinnen.

Dieser Irrtum war die logische Konsequenz seines Ur-Irrtums, wonach Deutschland den Ersten Weltkrieg gewonnen hätte, wenn es nicht von den Juden «vergiftet» und «verraten» worden wäre. Erst diese Obsession hatte ihn überhaupt zum Politiker werden lassen. So wie er sich seit 1919 kategorisch geweigert hatte, die wahren Gründe für die Niederlage im Ersten Weltkrieg zur Kenntnis zu nehmen, weigerte er sich auch nach der Jahreswende 1942/43, die Übermacht des Gegners anzuerkennen. Seit Stalingrad und bis kurz vor seinem Selbstmord erfand er immer neue und immer absurdere Gründe, warum die militärischen Rückschläge auch Vorteile mit sich brächten und man am Ende siegen werde. Es sei doch günstig, sagte er beispielsweise im Juli 1944 nach dem Zusammenbruch der Ostfront, dass man nun «nicht mehr diese riesigen Etappen» habe.<sup>8</sup>

Unablässig hatte er seit 1919 bestritten, dass Deutschland von aussen besiegt worden war oder überhaupt jemals von aussen besiegt werden könnte. «Solange das deutsche Volk in seiner Geschichte einig war, ist es noch nie besiegt worden. Nur die Uneinigkeit des Jahres 1918 führte zum Zusammenbruch», verkündete er per Dekret zu Beginn des Zweiten Weltkriegs und gab damit seine Grundüberzeugung wieder. Anfang Juli 1944, als die militärische Lage tatsächlich hoffnungslos geworden war, wiederholte er diese Aussage fast wörtlich vor Vertretern der Rüstungsindustrie. «Und weil dieser 9. November nicht mehr kommen wird, werden wir auch diesen Krieg gewinnen, denn Deutschland ist bisher noch nicht durch Feinde, sondern immer letzten Endes durch Deutsche besiegt worden», sagte er in einer Ansprache auf dem Obersalzberg.<sup>9</sup> Als er sich kurz vor seinem Selbstmord doch noch eingestehen musste, dass der Krieg verloren war, fiel ihm wieder keine andere Erklärung ein, als dass er von allen und jedem «verraten» worden sei.

Es gibt einen Zusammenhang zwischen seinem Durchhaltewillen und der Tatsache, dass er überhaupt an die Macht gelangt war. Wenn man wie die Demokraten nach 1918 die wahren Gründe für den verlorenen Weltkrieg zur Kenntnis nahm, gab es gar keine Alternative dazu, die Nie-

derlage im Grundsatz zu akzeptieren und auf die schrittweise Überwindung ihrer Folgen hinzuarbeiten. Weil dazu aber in der Krisenzeit 1932/33 erst eine relative und dann eine absolute Mehrheit der deutschen Bevölkerung nicht mehr bereit war, konnte Hitler die Regierung übernehmen. «Über 14 Jahre sind vergangen seit dem unseligen Tage, da, von inneren und äusseren Versprechungen verblendet, das deutsche Volk der höchsten Güter unserer Vergangenheit, des Reiches, seiner Ehre und seiner Freiheit vergass und dabei alles verlor. Seit diesen Tagen des Verrates hat der Allmächtige unserem Volk seinen Segen entzogen.» Mit diesen Worten begann er seine erste, von Millionen Menschen verfolgte Radioansprache als Reichskanzler am 1. Februar 1933. Sein Erfolg in jener Zeit beruhte auf einem Grundirrtum, und aus diesem Grundirrtum ergab sich dann zwangsläufig seine absurde Siegeszuversicht bis zum bitteren Ende 1945.

Bis zuletzt beschwor das Regime immer wieder den Mythos der Befreiungskriege, in denen es ebenfalls gelungen sei, gegen eine Übermacht den Sieg davonzutragen. Am 18. Oktober 1944, dem Jahrestag der Völkerschlacht von Leipzig, wurde die Bildung des «Deutschen Volkssturms» bekanntgegeben. Schon Goebbels hatte seine Sportpalastrede im Februar 1943 mit den Worten Theodor Körners beendet: «Nun, Volk, steh' auf und Sturm brich los!» Im Gründungsaufruf für den «Volkssturm» beschwor Himmler das Vorbild des 1813 gegründeten preussischen «Landsturms», dem er das Verdienst zuschrieb, im Kampf gegen Napoleon die entscheidende Wende herbeigeführt zu haben.<sup>10</sup> Diesem positiven Mythos wurde der negative Mythos des «November 1918» gegenübergestellt, der sich niemals wiederholen werde, wie Hitler unablässig sagte.

Mit der totalen Niederlage im Mai 1945 haben «1813» und «1918» ihre emotionale Wirkungsmacht auf die deutsche Bevölkerung fast vollständig verloren. Doch solange der Zusammenbruch noch nicht definitiv und unwiderlegbar feststand, übten diese Mythen auf viele Deutschen eine grosse emotionale Kraft aus. Der Film «Kolberg» allerdings, der ebenfalls das Vorbild der Befreiungskriege beschwor und im Frühjahr 1945 noch in einigen deutschen Städten gezeigt wurde, fand beim Publikum nur mässigen Anklang. Zumindest im Kino wollte man sich dann doch lieber unterhalten als zum Endkampf aufstacheln lassen.

Wenige Tage nach der Gründung des «Volkssturms» überschritt auch die Rote Armee erstmals die deutsche Grenze. Sowjetische Soldaten besetzten am 22. Oktober für einige Stunden den Ort Nemmersdorf in Ostpreussen und verübten dort ein Massaker an Alten, Frauen und Kindern. Über dieses Kriegsverbrechen wurde in der deutschen Presse ausführlich und mit vielen Details berichtet. Diese und andere Gräueltaten der Roten Armee verstärkten in der Bevölkerung das Bewusstsein, in diesem Krieg gehe es tatsächlich um nichts anderes als den Sieg oder die Vernichtung.

Das galt auch für den zur gleichen Zeit bekannt gewordenen Plan des amerikanischen Finanzministers Henry Morgenthau, Deutschland nach dem Krieg in ein Agrarland zu verwandeln. Morgenthau, der selbst Jude war, hatte sich als einer von ganz wenigen alliierten Spitzenpolitikern schon seit Jahren für die Rettung der verfolgten Juden in Europa eingesetzt. Auf seine Initiative ging das Anfang 1944 gegründete «War Refugee Board» zurück, das immerhin rund 200'000 vom Tode bedrohten Juden die Aufnahme in den USA ermöglichte. Es war nachvollziehbar, dass Morgenthau harte Massnahmen gegenüber Deutschland befürwortete, auch wenn eine solche Kollektivstrafe moralisch fragwürdig war und keine Grundlage für einen dauerhaften Frieden in Europa sein konnte. In der deutschen Bevölkerung verstärkte der Morgenthau-Plan die von Hitler unablässig genährte Vorstellung, dass die Juden Deutschlands Todfeind seien. Als nach der totalen Niederlage im Mai 1945 offensichtlich wurde, dass es sich bei dem angeblichen «Vernichtungswillen» der Juden um ein reines Hirngespinnst Hitlers gehandelt hatte, wollte man sich allerdings nur noch äusserst ungerne daran erinnern.

Nemmersdorf blieb auf Jahrzehnte ein Symbol für das Leid der ostdeutschen Bevölkerung seit 1944. Doch auch die Vertriebenen, die mit dem Verlust ihrer Heimat einen sehr hohen Preis für die Niederlage zahlen mussten, liessen sich in ihrer grossen Mehrheit in die beiden wieder erstandenen Lager der deutschen Gesellschaft integrieren, das demokratische und das sozialistisch-kommunistische. Denn bei aller Klage und Anklage gegen Russen, Polen und Tschechen wussten und spürten auch sie, wer und welche Politik für ihr Schicksal die Verantwortung trug.

Anfang Dezember 1944 führte Hitler sein letztes vom Auswärtigen Amt protokolliertes Gespräch mit ausländischen Gästen. In der Reichs-

kanzlei empfang er die Führung der extrem nationalistischen und antisemitischen Pfeilkreuzler, die Mitte Oktober in Budapest die Macht übernommen hatten. Die Deportationen nach Auschwitz waren nur deshalb nicht wieder aufgenommen worden, weil die SS wegen der näherrückenden Roten Armee den Betrieb des Vernichtungslagers langsam einstellte. Ausserdem hatte das jüdische «Sonderkommando» am 7. Oktober einen Aufstand unternommen und das Krematorium IV mit seiner Gaskammer gesprengt. Am 26. November befahl Himmler schliesslich die vollständige Einstellung der Vergasungen und die Demontage der Tötungsanlagen.

Hitler überraschte die Regierungsvertreter seines letzten verbliebenen Verbündeten am 4. Dezember mit dem Eingeständnis, dass sein Leben «vom normalen Standpunkt des Privatmenschen aus gesehen eigentlich verpfuscht sei. Vor dem Ersten Weltkrieg sei er zu arm gewesen, um das Leben geniessen zu können. Während des Weltkrieges habe er ständig an der Front gestanden. Danach sei er durch den politischen Kampf völlig in Anspruch genommen worden. Und als er dann vom einfachen, unbekanntem Deutschen zum Führer des ganzen Volkes geworden sei und sich der Schaffung des Schönen habe widmen wollen, sei wieder ein Krieg dazwischengekommen.» Die Nachwelt werde seine Bedeutung aber einmal darin sehen, dass er «auch nach schweren Niederlagen nie kapituliert habe».<sup>11</sup>

Eine Woche später reiste er in sein Hauptquartier Adlerhorst bei Bad Nauheim, um dort die Ardennenoffensive vorzubereiten. Wie im Frühjahr 1918 wurden dafür grosse Truppenteile vom Osten an die Westfront verlegt. Das Scheitern von Ludendorffs Offensiven hatte er stets mit dem Industriearbeiterstreik erklärt, der die psychische Widerstandskraft der Kriegsgegner enorm gestärkt habe. In seiner Ansprache vor Kommandeuren am 12. Dezember 1944 drehte er das Argument um, indem er seine Zuhörer wissen liess, die bevorstehende Offensive solle vor allem den Glauben des Gegners an den eigenen Sieg erschüttern. Ihm müsse «durch rücksichtslose Schläge» klargemacht werden, «dass, ganz gleich, was er auch tut, er nie auf eine Kapitulation rechnen kann, niemals, niemals. Das ist das Entscheidende. Das leiseste Anzeichen irgendeiner Kapitulationsstimmung führt beim Gegner dazu, dass er dann wieder die Hoffnung auf einen Sieg steigen sieht, dass eine an sich hoffnungslos



*Im Februar 1945 liess Hitler das Modell für den pompösen Umbau seiner «Mutter-Stadt» Linz aus München in den Keller der Reichskanzlei nach Berlin bringen und setzte sich in den verbliebenen Wochen seines Lebens immer wieder gedankenverloren davor.*

gewordene breite Masse mit neuer Hoffnung erfüllt wird und lieber alle Drangsale und Entbehrungen wieder auf sich nimmt».<sup>12</sup>

Und als schriebe man tatsächlich wieder das Frühjahr 1918, liess er dem schnellen und dann gescheiterten Vormarsch durch die Ardennen gleich die nächste Offensive folgen, diesmal im nördlichen Elsass. 1918, so sagte er den verantwortlichen Offizieren am 28. Dezember, habe «das deutsche Volk, ohne in einer Not zu sein, kapituliert». Jetzt aber habe das Volk begriffen, worum es gehe: «Wenn der Engländer diesen Krieg auch verlieren würde, ist es für ihn nicht so entscheidend gegenüber dem, was er durch den Krieg an sich bereits verloren hat. Amerika wird den Staat und wird die Volkssubstanz nicht verlieren. Aber Deutschland kämpft um Sein oder Nichtsein.»<sup>13</sup> In der gleichen Ansprache bemerkte er, die Feinde fühlten sich auch deshalb sicher, weil sie überzeugt seien, «dass ich an sich bereits tot bin oder jedenfalls irgendwo an Krebs leide und nicht mehr leben und nicht mehr trinken kann».<sup>14</sup>

Wie die Ardennenoffensive brach auch der Angriff im Elsass nach wenigen Tagen zusammen. Bald darauf, am 12. Januar 1945, begann die

Rote Armee mit ihrer Grossoffensive gegen die weitgehend entblösste Ostfront der Deutschen und stiess innerhalb kürzester Zeit von der Weichsel bis zur Oder vor. Ende Januar teilte Speer seinem «Führer» mit, dass die Rüstungsproduktion nach dem Verlust Oberschlesiens in absehbarer Zeit zusammenbrechen würde. Nun schien auch Hitler langsam zu begreifen, dass der Krieg verloren war. Anfang Februar begann er damit, seinem «persönlichen Sekretär» Martin Bormann in der Reichskanzlei eine Art Testament zu diktieren. Es war die gleiche Zeit, in der er das Modell für den Umbau von Linz in den Keller der Reichskanzlei nach Berlin bringen liess und sich immer wieder gedankenverloren davorsetzte. «Es ist fünf Minuten vor zwölf», sagte er am 6. Februar zu Bormann. «Die Lage ist ernst, sehr ernst, sie scheint sogar verzweifelt.» Doch Hoffnung gebe es nur, solange man noch kämpfe, und allein diese Erkenntnis verbiete «jeden Gedanken daran, das Spiel könne schon verloren sein.» Ganz im Sinne von Clausewitz fügte er hinzu, auch der «Verzweiflungskampf» trage den «ewigen Wert des Nacheifers in sich».

Am 13. Februar sprach er ausführlich über die Juden, und erneut klangen die alten Wahnvorstellungen an. Bei seinem Ziel, «den deutschen Lebensraum vom jüdischen Gift zu säubern», habe es sich «um eine lebensnotwendige und in allerletzter Minute unternommene radikale Entgiftungskur» gehandelt, «ohne die wir jämmerlich zugrunde gegangen wären. Hatte aber dieses Vorgehen in Deutschland Erfolg, so bestand alle Aussicht, dass es Schule macht. Das war sogar zwangsläufig zu erwarten, denn es ist nur zu natürlich, dass das Gesunde über das Kranke triumphiert».<sup>15</sup>

Diese Bemerkung war insofern folgerichtig, als Hitler seit 1919 nicht nur die Niederlage an sich, sondern auch alle Folgen des verlorenen Krieges auf den Einfluss des «jüdischen Giftes» zurückgeführt und die Weltwirtschaftskrise als Bestätigung seines Wahns empfunden hatte. In seiner ersten öffentlichen Rede als Reichskanzler stellte er Deutschland dann tatsächlich wie einen Kranken dar, der kurz davor stand, «jämmerlich zugrunde» zu gehen. «Das Elend unseres Volkes aber ist entsetzlich!», sagte er am 1. Februar 1933 zu seinem Publikum an den Radiogeräten. «Dem arbeitslos gewordenen, hungernden Millionen-Proletariat der Industrie folgt die Verelendung des gesamten Mittel- und Handwerksstandes. Wenn sich dieser Verfall auch im deutschen Bauern endgültig vollendet, stehen wir in einer Katastrophe von unübersehbarem

Ausmass. Denn nicht nur ein Reich zerfällt dann, sondern eine zweitausendjährige Erbmasse an hohen und höchsten Gütern menschlicher Kultur und Zivilisation.» Wie immer in dieser Zeit hatte er allein aus taktischen Gründen darauf verzichtet, die Juden als die diejenigen zu nennen, die nach seiner Überzeugung für die geschilderten Zustände und damit für die drohende Vernichtung der «zweitausendjährigen Erbmasse» des deutschen Volkes verantwortlich seien.

Und noch einmal behauptete er am 13. Februar 1945 gegenüber Bormann, die Kriegsgegner Deutschlands seien direkt oder indirekt von den Juden gesteuert. «Noch kein Krieg bisher war ein so ausgesprochen und ausschliesslich jüdischer Krieg wie dieser.» Würde er ihn doch noch gewinnen, wäre die «jüdische Weltherrschaft» am Ende. «Verliere ich diesen Krieg, so ist der jüdische Triumph noch lange nicht berechtigt, denn die Juden würden darüber ausser sich geraten und den Verstand verlieren».

Mühsam versuchte er in den Bormann-Diktaten immer wieder, den von ihm empfundenen «Sieg» der Juden auf irgendeine Weise zu relativieren. So prophezeite er am 24. Februar, die Amerikaner würden nach 25 Jahren erkennen, «welchen Krebschaden die jüdischen Schmarotzer für sie bedeuten» und dann zu «rabiatischen Antisemiten» werden.<sup>16</sup>

Während Hitler in den Bormann-Diktaten sein Weltbild zu retten versuchte, nahm der Bombenkrieg gegen Deutschland immer schrecklichere Ausmasse an. In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar sank Dresden in Schutt und Asche. Zehn Tage später folgte der Angriff auf Pforzheim, bei dem es im Verhältnis zur Einwohnerzahl die meisten Opfer gab. 17'600 Menschen, ein Drittel der Gesamtbevölkerung, verloren am Abend des 23. Februar ihr Leben. 22 Minuten reichten aus, um sie töten und mehr als 80 Prozent der Innenstadt zu zerstören. Nur langsam wuchsen in Grossbritannien die Zweifel am Sinn dieser Strategie. «Mit scheint der Zeitpunkt gekommen zu sein, dass man das Problem der Bombardierung deutscher Städte um des wachsenden Terrors willen – denn darum geht es doch, auch wenn andere Motive vorgeschoben werden – neu überdenken sollte», schrieb Churchill schliesslich am 28. März an den Stabschef der britischen Luftwaffe.<sup>17</sup> Trotzdem fielen nach Dresden und Pforzheim auch noch die Innenstädte von Mainz, Mannheim, Würzburg,

Hildesheim, Paderborn, Halberstadt und Potsdam dem Bombenkrieg zum Opfer. Ihr Ziel, die Moral der Bevölkerung zu brechen, haben Briten und Amerikaner jedoch bis zum Ende nicht erreicht. Natürlich gab es Ausnahmen, aber für viele und vor allem junge Deutsche galt, dass sie den Glauben an einen glücklichen Ausgang des Krieges erst in dem Moment verloren, in dem sie die Niederlage unmittelbar erfuhren, entweder nach der Besetzung ihres jeweiligen Aufenthaltsortes oder durch Kriegsgefangenschaft.

Hans-Jochen Vogel hat beschrieben, wie er am 19. April 1945 als 19-jähriger Soldat nahe Vicenza die Rede von Goebbels zu Hitlers Geburtstag im Radio gehört und noch einmal neue Siegeszuversicht gewonnen habe. «Ob nicht doch im letzten Moment die Wunderwaffen, von denen er redete, eine Wende brächten? Und ob nicht doch vielleicht der Tod des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt, den er wohl mit dem Tode der russischen Zarin Elisabeth während des Siebenjährigen Krieges verglich, zum Auseinanderfallen des Bündnisses der Westmächte mit der Sowjetunion führen würde?» Erst als er einige Tage später in amerikanische Gefangenschaft geraten war und an seinem Lager eine endlose Kolonne amerikanischer Panzer, Lastwagen und Jeeps vorbeizog, habe er begriffen, dass der Krieg verloren war.<sup>18</sup>

«Man wusste längst, der Krieg war nicht zu gewinnen, man wollte ihn aber nach all den Opfern auch nicht total verlieren», hat sich der spätere Diplomat und ZDF-Intendant Karl-Günther von Hase an das Frühjahr 1945 erinnert. Auch für ihn war das nur zu erklären mit den Erfahrungen der Jahre 1918/19, von denen er selbst und seine Kameraden zutiefst geprägt gewesen seien. «Man hoffte verzweifelt, zu einem Ende kommen zu können, das dem Vaterland, dem Deutschen Reich, ein Stück Identität, Souveränität und Handlungsfähigkeit bewahrte.»<sup>19</sup>

Zum ersten Mal wurden viele Deutsche in den letzten Kriegsmonaten unmittelbar mit den Schrecken des KZ-Systems konfrontiert. Damit die Häftlinge nicht von den vorrückenden Gegnern befreit würden, liess die SS alle frontnahen Lager räumen und die Insassen auf «Todesmärschen» ins Landesinnere bringen. Zwar gab es von der Bevölkerung auch Zeichen der Anteilnahme und des Mitleids für die gequälten und ausgemergelten Menschen, die durch ihre Wohnorte zogen. Doch viele Deutsche reagierten gleichgültig oder sogar feindselig, wobei die Motive für dieses





*Elie Wiesel (2. Reihe von unten, 7. v. l.) war im Mai 1944 mit seiner Familie aus Ungarn nach Auschwitz deportiert worden. Im Januar 1945 wurde er nach Buchenwaldgebracht, wo sein Vater umkam und er im April von der US-Armee befreit wurde.*

Verhalten in der extremen Ausnahmesituation der letzten Kriegsmomente nicht eindeutig zu bestimmen sind.<sup>20</sup>

Von Auschwitz mussten rund 40'000 Häftlinge Mitte Januar in eisiger Kälte ins 70 Kilometer entfernte Gleiwitz marschieren. Wer hinfiel und liegenblieb, wurde erschlagen oder erschossen. Aus der oberschlesischen Industriestadt wurden die Gefangenen dann in offenen Viehwaggons und ohne Verpflegung weiter Richtung Westen gebracht. Zu den Häftlingen, die diesen Leidensweg erdulden mussten, gehörte neben Elie Wiesel auch die 17-jährige Simone Jacob, die 1979 als Simone Veil zur ersten Präsidentin des Europäischen Parlaments wurde. Die erneute Deportation von Elie Wiesel endete in Buchenwald, wo er den Tod seines Vaters miterleben musste. Simone Jacob wurde nach Bergen-Belsen gebracht. Ihre Mutter starb dort an Typhus. «Ohne Medikamente und Ärzte waren

wir ausserstande, sie gesund zu pflegen», schrieb Simone Veil über ihren Tod. «Tag für Tag mussten wir mit ansehen, wie sich das Leben aus ihr zurückzog.»<sup>21</sup>

Alle Konzentrationslager in der Mitte Deutschlands waren in den letzten Monaten des Krieges völlig überfüllt, doch am schlimmsten waren die Zustände in Bergen-Belsen nördlich von Celle. Zu Zehntausenden gingen die Häftlinge dort unter katastrophalen hygienischen Bedingungen an Seuchen zugrunde. Zu den Opfern gehörte Anfang März auch die 15-jährige Anne Frank. Am 3. September 1944 war sie mit dem letzten Zug aus dem KZ Westerbork zunächst nach Auschwitz deportiert und dann bereits Ende Oktober nach Bergen-Belsen gebracht worden, wo sie und ihre Schwester Margot wenige Wochen vor der Befreiung des Lagers ebenfalls an der Typhusepidemie starben.

Vermutlich mit dem gleichen Zug wie Anne Frank war die 19-jährige Renate Lasker nach Bergen-Belsen gekommen. Sie überlebte das Lager, arbeitete später als Journalistin und heiratete den Publizisten Klaus Harpprecht. Doch nie mehr konnte sie den süßlichen Verwesungsgeruch vergessen, der damals über den Baracken in der Lüneburger Heide hing. Selbst wenn sie in ihrem Haus in Südfrankreich am Meer sitze, so schrieb sie 1995, brauche sie «nur die Augen zu schliessen, und auch jetzt, nach 50 Jahren, steigt mir der widerliche Gestank in die Nase».<sup>22</sup> Als die Briten Bergen-Belsen am Nachmittag des 15. April 1945 befreiten, bot sich ihnen ein Anblick des Grauens. Renate Lasker beobachtete einen Offizier, der sich nach seiner Ankunft im Lager als Erstes übergeben musste. Die Bilder der riesigen Leichenberge, die nur noch mit Baggern zusammengeschoben werden konnten, gingen um die Welt und brannten sich in das Gedächtnis der Menschheit ein.

Während viele deutsche Soldaten den Kampf noch sinnlos fortführten, hatte Hitler am 19. März den – allerdings kaum noch befolgten – «Nero-Befehl» erlassen. Nach seinem Willen sollten alle militärischen und zivilen Anlagen zerstört werden, die dem Feind in die Hände fallen könnten. Gegenüber Speer begründete er den Befehl damit, dass es nicht notwendig sei, «auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen». Schliesslich habe sich das deutsche Volk gegenüber dem «Ostvolk» als das schwächere erwiesen. «Was nach diesem Kampf übrigbleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen, denn die Guten sind gefallen.»<sup>23</sup> Mit fast den gleichen

Worten verabschiedete sich Himmler wenige Wochen später von seinem Vertrauten Felix Kersten: «Der wertvolle Teil des deutschen Volkes geht mit uns unter. Was mit dem Rest geschieht, ist ohne Bedeutung.»<sup>24</sup>

In seiner letzten, gespenstischen Pressekonferenz am 21. April 1945 in Berlin machte Goebbels diese Sicht auch öffentlich. Im Filmsaal seiner Villa an der heutigen Ebertstrasse sassen immerhin noch mehr als zwanzig Journalisten bei Kerzenschein hinter Fenstern, die mit Holzbrettem vernagelt waren. Nachdem der Propagandaminister erst darüber gewettert hatte, der «Verrat» von Offizieren habe den Sieg vereitelt, richtete er seine Anklage gegen alle Deutschen: «Was fange ich mit einem Volke an, dessen Männer nicht einmal mehr kämpfen, wenn ihre Frauen vergewaltigt werden!?» Im Osten liefen die Deutschen davon und im Westen empfangen sie den Feind «mit weissen Fahnen». Voller Zorn rief Goebbels, das Volk habe das Schicksal verdient, das es jetzt erwarte. Wieder ruhiger fügte er hinzu, die Deutschen hätten sich «in freier Wahl gegen eine Politik der Unterwerfung und für eine solche des kühnen Wagnisses entschieden.» Dieses Wagnis sei halt missglückt. So wie er niemanden gezwungen habe, sein Mitarbeiter zu werden, habe man auch das deutsche Volk nicht zu dieser Politik gezwungen. «Warum haben Sie mit mir gearbeitet?», wandte er sich an seinen Abteilungsleiter Hans Fritzsche, der die Szene überliefert hat. «Jetzt wird Ihnen das Hälschen durchgeschnitten.» Goebbels verliess den Raum mit dem Ausruf: «Aber wenn wir abtreten, dann soll der Erdkreis erzittern!»<sup>25</sup>

Aus den letzten öffentlichen Worten von Goebbels sprach eine grenzenlose Selbstgerechtigkeit, doch sie enthielten einen wahren Kern. Denn im Unterschied zu den Nationalisten hatten die Demokraten die Niederlage 1918 akzeptiert und sich nicht für ihre Revision, sondern nur für die Überwindung der Folgen eingesetzt. Als dieser Weg besonders erfolgversprechend, aber auch besonders schwierig geworden war, verlor das demokratische Lager die Unterstützung der Bevölkerungsmehrheit. Indem die Deutschen 1932/33 in ihrer Mehrzahl die Nationalisten wählten, entschieden sie sich tatsächlich für eine «Politik des kühnen Wagnisses». Wie kühn es sein würde, war nur den wenigsten klar. Dass sich aber Hitler nie mit der Niederlage abgefunden hatte und sie rückgängig machen wollte, wussten diejenigen, die ihn wählten. In allen sei-

nen Wahlkampfreden war der «November 1918» der zentrale Bezugspunkt. Die Vernunft sprach dafür, den Weg der Demokraten weiterzugehen. Doch vor allem bei jungen Menschen war die Emotion stärker.

Die Verachtung für das eigene Volk, die Hitler, Himmler und Goebbels im Angesicht der Niederlage 1945 zeigten, war bereits in der Reaktion des nationalistischen Lagers auf die Niederlage 1918 zu spüren. Die Dolchstosslegende enthielt einen massiven Vorwurf gegen das eigene Volk. Schon bei der Lektüre von Max Bauers Broschüren entstand der Eindruck, dass der Weltkrieg mit einem solchen Volk im Grunde nicht zu gewinnen war. Hitler löste dieses Dilemma, indem er den Juden die Schuld gab. «Überall der gleiche wahnwitzige Wunsch, den Schuldigen zu finden, der die Verantwortung trage für vergangene Zeiten, dem man das eigene Versagen, die eigenen Fehler, die eigenen Verbrechen aufbürden darf», schrieb Toller 1933. «Ach, es ist das alte Opferlamm aus Urzeiten, nur dass heute statt Tieren Menschen zur Opferung bestimmt werden.»<sup>26</sup> Innere Überzeugung und politischer Nutzen fielen dabei für Hitler zusammen. Denn nur weil er die Verantwortung für 1918 gleichsam auslagerte, erhielt das nationalistische Lager die Chance, in der Bevölkerung mehrheitsfähig zu werden. Dabei war es nicht notwendig, dass er die Juden in seinen Wahlkampfreden beim Namen nannte. Es reichte, dass er immer wieder den Eindruck erweckte, die Deutschen hätten den Ersten Weltkrieg gar nicht verloren, sondern seien zu Opfern eines Verrats geworden.

«Jeder Gedanke an eine Niederlage ist unerträglich», klagte Hitler am 2. April 1945, als er Bormann nach fünf Wochen Pause noch einmal einen Text diktierte. «Unfassbar, dass das deutsche Volk, hinfort der Auslese beraubt, die es zu heroischer Grösse geführt hat, sich über Jahre hinweg im Kot wälzen könnte!» Doch weil er auf irgendeine Weise doch noch recht behalten wollte, redete er sich nun ein, das deutsche Volk werde trotz der totalen Niederlage «schliesslich und endlich die Oberhand gewinnen», weil es gegen «das jüdische Gift» immun geworden sei. «So gesehen, wird man dem Nationalsozialismus ewig dafür dankbar sein, dass ich die Juden aus Deutschland und Mitteleuropa ausgerottet habe.»<sup>27</sup>

Der spätere Generalinspekteur der Bundeswehr, Ulrich de Maizière, nahm in dieser Zeit als junger Offizier an den letzten militärischen Lagebesprechungen im Bunker teil. Er hat später dem weit verbreiteten Eindruck widersprochen, dass Hitler im Frühjahr 1945 nur noch ein Schat-

ten seiner selbst gewesen sei. Trotz aller gesundheitlichen Probleme habe er aufmerksam zugehört, oft und lebhaft in die Vorträge eingegriffen und viele Fragen gestellt. «Wenn er zu sprechen begann, belebten sich Augen und Sprache. Sie bekamen Farbe, Energie, oft auch Schärfe.» Wie Jahrzehnte zuvor schon August Kubizek bemerkte auch de Maizière bei Hitler eine «hypertrophe Selbstidentifikation» mit dem deutschen Volk. «Er schien mir subjektiv davon überzeugt zu sein – und er sprach das auch so aus –, dass mit dem Ende seines Lebens und seiner Ideologie eine weitere Existenzmöglichkeit für das deutsche Volk nicht mehr bestünde.»<sup>28</sup>

Hitlers politisches Testament, das er wenige Stunden vor seinem Selbstmord verfasste, begann mit der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg: «Seit ich 1914 als Freiwilliger meine bescheidene Kraft im ersten, dem Reich aufgezwungenen Weltkrieg einsetzte, sind nunmehr über dreissig Jahre vergangen.» Auch jetzt bekannte er sich zum Völkermord an den Juden, denen er erneut die Schuld an allem Elend des Krieges zuwies. «Ich habe weiter keinen darüber im Unklaren gelassen, dass dieses Mal nicht nur Millionen Kinder von Europäern der arischen Völker verhungern werden, nicht nur Millionen erwachsener Männer den Tod erleiden und nicht nur Hunderttausende an Frauen und Kindern in den Städten verbrannt und zu Tode bombardiert werden dürften, ohne dass der eigentlich Schuldige, wenn auch durch humanere Mittel, seine Schuld zu büssen hat.»

Der Text endete mit der Aufforderung «zur peinlichen Einhaltung der Rassegesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum». Wenige Stunden später, am Nachmittag des 30. April, nahm er sich im Bunker das Leben. Am Tag darauf liessen Joseph und Magda Goebbels ihre sechs gemeinsamen Kinder im Alter zwischen vier und zwölf Jahren vergiften und brachten sich anschliessend selbst um.

Zum Reichspräsidenten hatte Hitler mit Admiral Karl Dönitz den Oberbefehlshaber jener Teilstreitkraft ernannt, von der im November 1918 die Revolution ausgegangen war und die nun besonders treu zum Regime stand. Noch am 25. April waren auf Befehl von Dönitz 250 junge Marinekadetten zur Verteidigung der Reichskanzlei nach Berlin geflogen worden, die dort in grosser Zahl ihr Leben liessen.<sup>30</sup> Doch mit dem Selbstmord des «Führers» war auch sein Gebot unwirksam geworden, niemals zu kapitulieren. Anders als am 11. November 1918 unterschrie-

ben jetzt auf deutscher Seite die richtigen Männer das Dokument, das die Niederlage besiegelte. Am frühen Morgen des 7. Mai 1945 unterzeichnete Hitlers wichtigster militärischer Berater Alfred Jodl im Alliierten Hauptquartier in Reims die bedingungslose Kapitulation aller deutschen Streitkräfte. Am Tag darauf wurde die Zeremonie mit Wilhelm Keitel in Berlin-Karlshorst wiederholt.

Nun konnte niemand mehr sagen, die deutsche Armee sei «im Felde unbesiegt» geblieben. Deutschland wurde besetzt und die staatliche Souveränität erlosch. Die Städte waren zerstört, grosse Gebiete verloren und die Menschen auf Gedeih und Verderb dem Willen der Sieger ausgeliefert. Hinzu kamen die ungeheuren Verbrechen des NS-Regimes, deren volles Ausmass nach dem Ende des Krieges bekannt wurde.

Die Erfahrung des Jahres 1945 war so eindringlich und die Botschaft so klar, dass es nun keine Alternative mehr dazu gab, die Niederlage zu akzeptieren und dort, wo es möglich war, auf friedlichem Wege ihre Folgen zu überwinden. Das war schon nach dem ersten verlorenen Weltkrieg das Ziel der deutschen Demokraten gewesen. Dass sie dabei scheiterten, führte zur grössten Katastrophe in der Geschichte Europas.

## DANKSAGUNG

Für Unterstützung unterschiedlicher Art danke ich  
Jan Hollm, Peter Bender (†), Peter Süss  
und meiner Frau Beata Jedykiewicz-Riecker.

## ANMERKUNGEN

### VORWORT

- 1 Ernst Toller, Eine Jugend in Deutschland, Reinbek bei Hamburg 1993, S. 7
- 2 Brigitte Hamann, Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators, München 2005, S. 507-512.
- 3 Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918-1945 (ADAP), Serie D, Bd. IV, S. 170.

### I. ZWEI MÄNNER AUS MÜNCHEN

- 1 Friedrich Meinecke, Die deutsche Katastrophe, Wiesbaden 1947, S. 43
- 2 Adolf Hitler, Mein Kampf, München 1936, S. 177.
- 3 Mein Kampf, S. 20 u. 35.
- 4 Toller, S. 40-54. Mein Kampf, S. 180 f.
- 5 Meinecke, S. 45.
- 6 Toller, S. 52.
- 7 Toller, S. 63-68.
- 8 Mein Kampf, S. 211-217.
- 9 Joachim Radkau, Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München Wien 1998, S. 431.
- 10 Adolf Hitler, Reden, Schriften, Anordnungen, Februar 1925 bis Januar 1933, hg. vom Institut für Zeitgeschichte, Bd. 3/1, München 1994, S. 207-227.
- 11 Ulrich Cartarius (Hg.), Deutschland im Ersten Weltkrieg. Texte und Dokumente 1914-1918, München 1980, S. 292 f.
- 12 Toller, S. 41.
- 13 Jesko von Hoegen, Der Held von Tannenberg. Genese und Funktion des Hindenburg-Mythos, Köln Weimar Wien 2007, S. 40.
- 14 Detlef Junker, Power and Mission. Was Amerika antreibt, Freiburg im Breisgau 2003, S. 47 f.

### II. DER GROSSE FEHLER

- 1 Hitler, Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924, hg. von Eberhard Jäckel und Axel Kuhn, Stuttgart 1980, S. 64-69.
- 2 Thomas Mann, Aufsätze, Reden, Essays, Band 3, 1919-1925, Berlin Weimar 1986, S. 7-10.
- 3 Harry Graf Kessler, Tagebücher 1918-1937, Frankfurt/M. 1961, S. 104.
- 4 Sebastian Haffner, Geschichte eines Deutschen, Stuttgart München 2000, S. 26.
- 5 Einachsige Karren zum Transport von Geschützen.
- 6 Kessler, S. 75.
- 7 Golo Mann, Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt/M. 1992, S. 657.
- 8 Der Erste Weltkrieg in Bildern und Dokumenten, hg. von Hans Dollinger, München 1965, S. 400.



- 9 Klaus Epstein, Matthias Erzberger und das Dilemma der deutschen Demokratie, Frankfurt/M. Berlin Wien 1976, S. 313 f.  
Heinrich Brüning, Memoiren 1918-1934, Stuttgart 1970, S. 487.
- 10 Lakhdar Brahimi in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», 6. Juni 2006, S. 6.
- 11 Theodor Wolff, Die Wilhelminische Epoche, hg. von Bernd Söseman, Frankfurt/M. 1989, S. 288.
- 12 Endzeit Europa. Ein kollektives Tagebuch deutschsprachiger Schriftsteller, Künstler und Gelehrter im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2008, S. 334.
- 13 Wolff, S. 180 f.
- 14 David Clay Large, Hitlers München, München 1998, S. 107.
- 15 Endzeit Europa, S. 348.
- 16 Hans-Peter Schwarz, Anmerkungen zu Adenauer, München 2004, S. 30.
- 17 Ernst Troeltsch, Spektator-Briefe. Aufsätze über die deutsche Revolution und die Weltpolitik 1918/22, Tübingen 1924, S. 69.
- 18 Josef Hofmiller, Revolutionstagebuch 1918/19, Leipzig 1938, S. 83.
- 19 Kessler, S. 104.

### **III. IM TRAULAND DER REVOLUTION**

- 1 Karl Marx/Friedrich Engels, Werke, Bd. 21, Berlin/DDR 1969, S. 351.
- 2 Large, S. 106.
- 3 Allan Mitchell, Revolution in Bayern 1918/1919, München 1967, S. 52.
- 4 Mitchell, S. 60.
- 5 Hofmiller, S. 61 f.
- 6 Anton Joachimsthaler, Hitlers Weg begann in München 1913-1923, München 2000, S. 186.
- 7 Hitler, Reden, Schriften, Anordnungen, Bd. 2/4, S. 78.
- 8 Hofmiller, S. 78.
- 9 Endzeit Europa, S. 339 f.
- 10 Stenographischer Bericht über die Verhandlungen des bayerischen Landtags. Erste öffentliche Sitzung, Freitag, den 21. Februar 1919, S. 2.
- 11 Toller, S. 84.
- 12 Large, S. 139.
- 13 Hofmiller, S. 177 f.
- 14 Hans Lamm (Hg.), Vergangene Tage. Jüdische Kultur in München, München Wien 1982 S. 373 ff.
- 15 Mitchell, S. 288.
- 16 Saul Friedländer, Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Verfolgung 1933-1939, München 1998, S. 108.

#### IV. DIE STUNDE DER WAHRHEIT

- 1 [www.firstworldwar.com/source/parispeaceconf\\_huddleston.htm](http://www.firstworldwar.com/source/parispeaceconf_huddleston.htm)
- 2 Zit. n. Christian Graf von Krockow, Churchill, Hamburg 1999, S. 62.
- 3 Thomas Mann, Aufsätze, Reden, Essays, Bd. 3, 1919-1925, Berlin/DDR Weimar 1986, S. 13 f.
- 4 Endzeit Europa, S. 336 f.
- 5 Münchner Neueste Nachrichten, 8. Mai 1919.
- 6 Münchner Neueste Nachrichten, 9. Mai 1919.
- 7 Münchner Neueste Nachrichten, 13. Mai 1919.
- 8 Barbara Tuchman, In Geschichte denken, Düsseldorf 1982, S. 169.
- 9 Hitler, Aufzeichnungen, S. 113.
- 10 Adolf Hitler, Reden und Proklamationen, hg. von Max Domarus, Wiesbaden 1973, S. 1802.
- 11 Zit. n. Tuchman, S. 171.
- 12 Toller, S. 79.
- 13 Mein Kampf, S. 223 f.
- 14 Kessler, S. 183 f.
- 15 Mein Kampf, S. 766.
- 16 Heinrich Brüning, Memoiren, Stuttgart 1970, S. 550. Epstein, S. 363.
- 17 Wolff, S. 311.
- 18 Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2003, S. 441 f.
- 19 Toller, S. 78.
- 20 Zit. n. Krockow, S. 63.
- 21 Haffner, S. 25

#### V. EIN OBERST KLAGT AN

- 1 Adolf Vogt, Oberst Max Bauer. Generalstabsoffizier im Zwielficht 1869-1929, Osnabrück 1974, S. 461.
- 2 Hans-Ulrich Wehler, Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918. Göttingen 1988, S. 213.
- 3 Max Bauer, Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abrechen?, Flugschriften des Tag Nr. 2, Berlin 1919.
- 4 Max Bauer, Der Irrwahn des Verständigungsfriedens, Flugschriften des Tag Nr. 4, Berlin 1919.
- 5 Wolff, S. 141.
- 6 Wolff, S. 150.
- 7 Wolff, S. 170.
- 8 Erich Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen 1914-1918, Berlin 1919, S. 618 ff.
- 9 Domarus, S. 1237.
- 10 Toller, S. 52.

## VI. «UNERBITTLICHE VERGELTUNG»

- 1 Winston Churchill, Der Zweite Weltkrieg, Sonderausgabe 1995, Bern München Wien, S. 45.
- 2 Mein Kampf, S. 225.
- 3 Churchill, S. 39.
- 4 Werner Bohleber, Adoleszente Gewaltphänomene – Trauma, Krisen und Sackgassen in der jugendlichen Entwicklung. Vortrag bei der Tagung «In Gewalt verstrickt – psychoanalytische, pädagogische und philosophische Erkundungen» an der Universität Kassel, 9./10. Februar 2007.
- 5 August Kubizek, Adolf Hitler, meinjugendfreund, Graz 1953, S. 103 f.  
Zur Glaubwürdigkeit von Kubizek siehe Hamann, Hitlers Wien, S. 77 – 86.
- 6 Kubizek, S. 105.
- 7 Kubizek, S. 238
- 8 Kubizek, S. 247.
- 9 Kubizek, S. 109.
- 10 Die Protokolle der Weisen von Zion, Die Grundlage des modernen Antisemitismus – ein Fälschung. Text und Kommentar, Göttingen 1998, S. 48 u. 40.
- 11 Goebbels, 13. 5. 1943.
- 12 Mein Kampf, S. 226.
- 13 Domarus, S. 1426 f.
- 14 Joachimsthaler, S. 219.
- 15 Hitler, Aufzeichnungen, S. 88-90.
- 16 Hitler, Aufzeichnungen, S. 90 f.
- 17 Hitler, Aufzeichnungen, S. 92.
- 18 Hitler, Aufzeichnungen, S. 119 f.
- 19 Hitler, Aufzeichnungen, S. 122-124.
- 20 Hitler, Aufzeichnungen, S. 184-204.
- 21 Hitler, Aufzeichnungen, S. 369 f.
- 22 Hitler, Reden, Schriften, Anordnungen, Bd. 2 A, S. 76.
- 23 Hitler, Aufzeichnungen S. 550.
- 24 Hitler, Aufzeichnungen, S. 393.
- 25 Französische Gegenoffensive im Juli 1918, bei der das kurz zuvor von den Deutschen eroberte Westufer der Marne wieder verloren ging.
- 26 Wolff, S. 211 u. 216 f.
- 27 Hitler, Aufzeichnungen, S 786.
- 28 Hitler, Aufzeichnungen, S 793.
- 29 Hitler, Aufzeichnungen, S. 798.

## VII. DAS BUCH VON HASS UND QUAL

- 1 Heinrich Böll, Hierzulande. Aufsätze zur Zeit, München 1963, S. 132 f.
- 2 Mein Kampf, S. 310.
- 3 Mein Kampf, S. 359.
- 4 Mein Kampf, S. 253 f.
- 5 Mein Kampf, S. 224.
- 6 Rainer F. Schmidt, Rudolf Hess: Botengang eines Toren? Der Flug nach Grossbritannien vom 10. Mai 1941, Düsseldorf 1997, S. 53 f.
- 7 Mein Kampf, S. 10.
- 8 Mein Kampf, S. 185.
- 9 Mein Kampf, S. 225.
- 10 Bericht von Emil Ludwig im Berliner Tageblatt, 4. August 1914, Abendausgabe.
- 11 Mein Kampf, S. 185 f.
- 12 Mein Kampf, S. 195.
- 13 Toller, S. 63.
- 14 Hitler, Aufzeichnungen, S. 427.
- 15 [www.mlwerke.de/le/le22/le22\\_258.htm](http://www.mlwerke.de/le/le22/le22_258.htm)
- 16 Mein Kampf, S. 144-154.
- 17 Mein Kampf, 742 f.
- 18 Theodor Mommsen, Römische Geschichte, Bd. III, Berlin 1881, S. 549 f.
- 19 Domarus, S. 1869.
- 20 Iring Fetscher, Joseph Goebbels im Berliner Sportpalast 1943 «Wollt ihr den totalen Krieg?», Hamburg 1998, S. 69.
- 21 Mein Kampf, S. 753 f.
- 22 Mein Kampf, S. 771-775.

## VIII. DEUTSCHLAND, TOTE MUTTER

- 1 Kubizek, S. 33 u. 105.
- 2 Hamann, Hitlers Wien, S. 22 u. 31.  
Brigitte Hamann, Hitlers Edeljude. Das Leben des Armenarztes Eduard Bloch, München 2008, S. 84.
- 3 W. Hugh Missildine, Your Inner Child of the Past, New York 1963, dt. In dir lebt das Kind, das du warst, Stuttgart 2004, S. 231.
- 4 Mein Kampf, S. 54.
- 5 Rudolph Binion, «... dass ihr mich gefunden habt». Hitler und die Deutschen: eine Psychohistorie, Stuttgart 1978, S. 41.
- 6 Joachim Fest, Der Untergang, Berlin 2002, S. 121.
- 7 Alfred Armand Velpau, Traité des maladies du sein. Paris 1854. Zit. n. Wolfgang U. Eckart, Tumorstammiologie – Leitlinien der Forschungsgeschichte, in: Ders. (Hg.), 100 Years of Organized Cancer Research, Stuttgart New York 2000, S. 101-106.
- 8 Picker, Tischgespräche, S. 210.
- 9 Kubizek, S. 155-167.

- 10 Binion hat allerdings in seinem 1978 erschienenen Buch «... dass ihr mich gefunden habt» als einer der ersten Wissenschaftler darauf hingewiesen, dass es zwischen dem Tod von Hitlers Mutter und seinem späteren Judenhass einen Zusammenhang geben könnte. Leider hat er seinem bemerkenswerten Grundgedanken eine falsche Richtung gegeben, indem er ihn auf die angeblich fehlerhafte Behandlung Klara Hitlers durch Eduard Bloch bezog.
- 11 Eduard Bloch. «My Patient, Hitler. By Dr. Eduard Bloch as told to J.D. Ratcliff.» Collier's, März 1941, [www.nizkor.org/hweb/people/h/hitler-adolf/oss-papers/text/oss-sb-bloch-02.html](http://www.nizkor.org/hweb/people/h/hitler-adolf/oss-papers/text/oss-sb-bloch-02.html) Siehe auch: Binion, S. 36 u. 39.
- 12 Mein Kampf, S. 16.
- 13 Mein Kampf, S. 223 u. 225.
- 14 Mein Kampf, S. 360 f.
- 15 Hitler, Aufzeichnungen, S. 176 f.
- 16 Mein Kampf, S. 16.
- 17 Mein Kampf, S. 462 f.
- 18 Hitler, Reden, Schriften, Anordnungen, Bd. 2/A (Hitlers «Zweites Buch»), S. 32.
- 19 Zit. n. Ian Kershaw, Hitler 1936-1945, München 2002, S. 627.
- 20 Domarus, S. 1978.
- 21 Domarus, S. 2083.
- 22 Hermann Graml, Reichskristallnacht. Antisemitismus und Judenverfolgung im Dritten Reich, München 1988, S. 68 u. 79.
- 23 Vergl. Arthur James Balfour, Decadence, in: Ders., Essays speculative an political, London 1920, S. 3-52.

## **IX. DIE GESPALTENE REPUBLIK**

- 1 Wblff, S. 187.
- 2 Hitler, Aufzeichnungen, S. 117.
- 3 Die beiden kurzlebigen Koalitionen von SPD und KPD in Sachsen und Thüringen im Herbst 1923 waren eine Ausnahme.
- 4 Toller, S. 60-69.
- 5 Kessler, S. 438 f.
- 6 Hitler, Reden, Schriften, Anordnungen, Bd. 2/2, S. 525-546.
- 7 Hitler, Reden, Schriften, Anordnungen, Bd. 3/1, S. 207-227
- 8 Domarus, S. 1828 f.

## X. DER GESCHEITERTE BEFREIUNGSSCHLAG

- 1 Polybios, Geschichte, Buch 33, Absatz 17.
- 2 Toller, S. 8 f.
- 3 Hitler, Reden, Schriften, Anordnungen, Bd. 3/3, S. 342-359.
- 4 Winkler, S. 392.
- 5 Haffner, S. 85.
- 6 Die Weimarer Republik. Ihre Geschichte in Texten, Bildern und Dokumenten, München 1965, S. 285.
- 7 Brüning, S. 533.
- 8 Herbert Hörig, Brüning. Kanzler in der Krise der Republik, Paderborn 2000, S. 524.
- 9 Brüning, S. 601 f.
- 10 Churchill, S. 48.
- 11 Kessler, S. 738.

## XI. ZWISCHENSPIEL

- 1 Hitler, Reden, Schriften, Anordnungen, Bd. 4/3, S. 74-110.
- 2 Hitler, Reden, Schriften, Anordnungen, Bd. 5/1, S. 3-15.
- 3 Brüning, S. 193.
- 4 Churchill, S. 48.

## XII. BERAUSCHT UND BESTOCHEN

- 1 Stéphane Roussel, Die Hügel von Berlin, Reinbek 1986, S. 99 f.
- 2 <http://www.exil-archiv.de/html/biografien/toller.e.htm>
- 3 Toller, S. 7.
- 4 Domarus, S. 191-194.
- 5 Roussel, S. 86-93.
- 6 Ahnenpass, hg. vom Reichsbund der Landesbeamten Deutschlands e. V., Berlin, o.J., S. 3.
- 7 Wolfgang Benz, Der Holocaust, München 2008, S. 16.
- 8 Wie kauft man ein Volk? In: «Der Tagesspiegel», 31. März 2005. Interview zu: Götz Aly, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt/M. 2005.
- 9 Mein Kampf, S. 369-373.
- 10 Hermann Graml, Reichskristallnacht. Antisemitismus und Judenverfolgung im Dritten Reich, München 1988, S. 262.
- 11 Emil Ludwig, Hindenburg. Legende und Wirklichkeit (Neuaufgabe von «Hindenburg und die Sage von der deutschen Republik»), München 1965, S. 284 f.

### XIII. DER GESTÖRTE ALS «HEILER»

- 1 Domarus, S. 535-537.
- 2 Zit. n. Friedländer, Das Dritte Reich und die Juden, Bd. I, S. 361.
- 3 Wolff, S. 3-10 u. 344-352.
- 4 Erich Ludendorff, Der totale Krieg, Nachdruck Remscheid 1988, S. 9-15.
- 5 Large, S. 156.
- 6 Weltgesundheitsorganisation, Taschenführer zur ICD-10 Klassifikation psychischer Störungen, Bern 2001, S. 218-220.
- 7 Hans-Adolf Jacobsen, Krieg in Weltanschauung und Praxis des Nationalsozialismus (1919-1945), in: Nationalsozialistische Diktatur 1933-1945. Eine Bilanz, Bonn 1983, S. 430.
- 8 Roussel, S. 121, 219 u. 221.
- 9 Hjalmar Schacht, 76 Jahre meines Lebens, Bad Wörishofen 1953, S. 352.
- 10 Ahnenpass, S. 4.
- 11 «Es spricht der Führer». 7 exemplarische Hitler-Reden, hg. v. Hildegard von Kotze und Helmut Krausnick, Gütersloh 1966, S. 147 f.
- 12 Mein Kampf, S. 1.

### XIV. VOLKES STIMME

- 1 Hamann, Hitlers Wien, S. 11.
- 2 Goebbels, 3. 6. 1938.
- 3 Bohleber, Adoleszente Gewaltphänomene.
- 4 Kubizek, S. 151 f.
- 5 Goebbels, 17. 5. 1941.
- 6 Hamann, Hitlers Wien, S. 73.
- 7 Christian Graf von Krockow, Hitler und seine Deutschen, München 2001, S. 14.
- 8 Der tschechoslowakische Präsident Edvard Beneš.
- 9 William Shirer, Berliner Tagebuch, Leipzig 1995, S. 112 f. Domarus. S. 933.
- 10 Ernst Toller, Gesammelte Werke, Bd. 1, Frankfurt/M. 1979, S. 215-218.
- 11 Joachim Fest, Staatsstreich. Der lange Weg zum 20. Juli, Berlin 1994, S. 104
- 12 Graml, S. 32.
- 13 Aly, Volksstaat, S. 62 f.
- 14 ADAP, Serie D, Bd. IV, S. 170.
- 15 Helmuth Groscurth, Tagebücher eines Abwehroffiziers 1938-1940, Stuttgart 1970, S. 166 f.
- 16 Domarus, S. 1236.
- 17 Churchill, S. 179.
- 18 Domarus, S. 1238.

## XV. WELTMACHT ODER VERNICHTUNG

- 1 Nelson Mandela, *Der lange Weg zur Freiheit*, Hamburg 2006/07 (Spiegel-Edition), S. 297.
- 2 ADAP, Serie D, Bd. IV, S. 291 f.
- 3 «Es spricht der Führer», S. 236.
- 4 *Mein Kampf*, S. 751,
- 5 ADAP 1918-1945, Serie D, Bd. VII, S. 473.
- 6 Domarus, S. 1315-1317.
- 7 Shirer, S. 164.
- 8 Domarus, S. 1341.
- 9 Gitta Sereny, *Am Abgrund*, Frankfurt/M. Berlin Wien 1980, S. 51 f.
- 10 Domarus, S. 1426 f.
- 11 Hitler, *Reden, Schriften, Anordnungen*, Bd. 2/A, S. 65.
- 12 Hitler, *Mein Kampf*, S. 782.
- 13 Goebbels, 13. 5. 1943.
- 14 Hitler, *Reden, Schriften, Anordnungen*, Bd. 4/1, S. 95 u. 101.
- 15 Albert Speer, *Erinnerungen*, Frankfurt/M. Berlin 1969, S. 524 f.
- 16 *Das Rätsel Hitler*, Alan Bullock im Gespräch mit Albert Speer, in: *Die Zeit*, 2. November 1979.
- 17 Ralf Georg Reuth, *Hitlers Judenhass*, München 2009, S. 302 f.
- 18 Hitler, *Mein Kampf*, 741 f.
- 19 Irène Némirovsky, *Suite française*, München 2007, S. 9.
- 20 Shirer, S. 255 f.
- 21 Shirer, S. 265.
- 22 Shirer, S. 242.
- 23 Wolfram Köhler, *Der Chef-Redakteur*, Düsseldorf 1978, S. 298.
- 24 Bernd Sösemann, *Theodor Wolff. Ein Leben für die Zeitung*, München 2000, S. 299, 313 u. 330.

## XVI. VOM PLAN ZUR TAT

- 1 Christopher R. Browning, *Die Entfesselung der «Endlösung»*, München 2003, S. 113.
- 2 Fritz Stern, *Fünf Deutschland und ein Leben*, München 2007, S. 154.
- 3 Goebbels, 17. 8. 1940.
- 4 Domarus, S. 1565.
- 5 Domarus, S. 1663.
- 6 *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, hg. von Elke Fröhlich, München 2004, 22.6. 1941.
- 6 Reuth, S. 300.
- 7 Browning, S. 332-347.
- 8 Browning, S. 373.
- 9 Christopher R. Browning, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die «Endlösung» in Polen*, Reinbek b. Hamburg 1993, S. 21 f.



- 10 Hans Müller-Braunschweig, «Führer befehl...» Zu Hitlers Wirkung im Deutschland der dreissiger Jahre, in: *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 4/1985, S. 301-329, S. 304.
- 11 ADAP, Serie D, Bd. XIII.2, Anhang III.
- 12 Mein Kampf, S. 185 f.
- 13 Christian Gerlach und Götz Aly (Das letzte Kapitel. Realpolitik, Ideologie und der Mord an den ungarischen Juden 1944/1945, Stuttgart München 2002, S. 294-298) haben errechnet, dass rund drei Viertel der Deportierten ermordet wurden. Graml nennt die Zahl von mindestens 280'000 Toten. (S. 244).
- 14 Heinrich Himmler, Geheimreden und andere Ansprachen 1933 bis 1945, Hg. von Bradley F. Smith u. Agnes F. Peterson, Frankfurt/M. 1974, S. 169.
- 15 Benz, S. 103.
- 17 Jochen von Lang, Das Eichmann-Protokoll, Wien 1991, S. 111.
- 18 Goebbels, 12. 8. 1941.
- 19 Goebbels, 19. 8. 1941.
- 20 George F. Kennan, *Sketches from a Life*, New York 1989, S. 75.
- 21 Inge Deutschkron, *Ich trug den gelben Stern*, Köln 1978, S. 86.
- 22 Ursula von Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen 1942-1945*, Neuauflage München 1992, S. 72.
- 23 *Süddeutsche Zeitung*, 12./13. April 2008, Dossier S. III.
- 24 Reinhard Rürup (Hg.), *Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941-1945*, Berlin 1991, S. 118 ff.
- 25 Hitler, *Aufzeichnungen*, S. 196.
- 26 Domarus 1778 u. 1781.
- 27 Browning, *Entfesselung*, S. 577 f.

## **XVII. KRIEG GEGEN AMERIKA**

- 1 George F. Kennan, *Memoiren eines Diplomaten*, München 1971, S. 113-149.
- 2 George F. Kennan, *Bismarcks europäisches System in der Auflösung*, Frankfurt/M. Berlin Wien 1981, S. 11.
- 3 Churchill, S. 999.
- 4 Gerald Fleming, *Hitler und die Endlösung*, Frankfurt/M. Berlin 1987, S. 79 f.
- 5 Domarus, 1793-1811.
- 6 Goebbels, 13. 12. 1941.
- 7 Michael Gannon, *Operation Paukenschlag. Der deutsche U-Boot-Krieg gegen die USA*, Berlin 1998, S. 441 f.
- 8 Churchill, S. 606-616.
- 9 Mein Kampf, S. 704..
- 10 Mein Kampf, S. 723.
- 11 Goebbels, 13. 5. 1943.
- 12 Adolf Hitler, *Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944*, hg. v. Werner Jochmann, Hamburg 1980, S. 96-99.
- 13 *Der Grossdeutsche Freiheitskampf*, III. Band, Reden Adolf Hitlers vom 16. März 1941 – 15. März 1942, München 1943.

- 14 Die Worte «Zum erstenmal werden nicht andere allein verbluten» fehlen bei Domarus (S. 1829), finden sich aber in: Der Grossdeutsche Freiheitskampf, S. 197.
- 15 Goebbels, 27. 03. 1942.
- 16 Sereny, S. 167 f.
- 17 Domarus, S. 1865-1877.
- 18 Picker, S. 721 f.
- 19 ADAP, Serie C, Bd. V 2, S. 878.
- 20 Torsten Diedrich, Paulus. Das Trauma von Stalingrad, Paderborn 2008, S. 220-232.
- 21 Gerd R. Ueberschär, Rolf Dieter Müller, 1945 – Das Ende des Krieges, Darmstadt 2005, S. 36.

## XVIII. OPFER

- 1 Carl von Clausewitz, Politische Schriften und Briefe, hg. v. Hans Rothfels, München 1922, S. 77-80.
- 2 Clausewitz, S. 84-119.
- 3 Clausewitz, S. XV.
- 4 Hitler, Reden, Schriften, Anordnungen, Bd. 1, S. 216 f.
- 5 Clausewitz, S. 110.
- 6 Clausewitz, S. 109
- 7 Bernd Wegner, Deutschland am Abgrund, in: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 8, Die Ostfront 1943/44, Stuttgart 2007, S. 1163-1209.
- 8 Goebbels, 8. 2. 1943.
- 9 Fetscher, S. 63-103.
- 10 Fetscher, S. 129.
- 11 Kardorff, S. 67 f.
- 12 Kardorff, S. 38.
- 13 Saul Friedländer, Die Jahre der Vernichtung. Das Dritte Reich und die Juden 1939-1945, München 2006, S. 507-510.
- 14 Kardorff, S. 135.
- 15 ADAP, Serie E, Bd. VII, S. 98.
- 16 Domarus, S. 2056,
- 17 Kardorff, S. 160.  
Gerhard Ritter, Carl Friedrich Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart 1954, S. 612.
- 18 ADAP, Serie E, Bd. VII, S. 626 u. 631 f.
- 20 Goebbels, 8. 5. 1943.
- 21 Goebbels, 13. 5. 1943.
- 22 Sösemann, S. 330-333.

## **XIX. REDEN ÜBER DEN MORD**

- 1 Graml, S. 241.
- 2 Graml, S. 262-265.
- 3 Hitler, Aufzeichnungen, S. 1063 f.
- 4 Erich Goldhagen, Albert Speer, Himmler and the Secrecy of the Final Solution, in: Midstream, A Monthly Jewish Review, 10/1971, S. 43-50.
- 5 Churchill, S. 843.
- 6 Churchill, S. 858.
- 7 Kershaw, 1936-1945, S 829 f.
- 8 Gerlach, Aly, S. 255.
- 9 Elie Wiesel, Die Nacht, Leipzig 1988, S. 45.
- 10 Graml, S. 244. Gerlach, Aly, S. 294-298.
- 11 Himmler, S. 202.
- 12 Himmler, S. 203.
- 13 ADAP, Serie E, Bd. VIII, S. 105 f.
- 14 Friedländer, Jahre der Vernichtung, S. 648.

## **XX. DER ZWEITE IRRTUM**

- 1 Domains, S. 2083.
- 2 Hitlers Lagebesprechungen, S. 587 f.
- 3 Himmler, S. 215-219.
- 4 Louis Begley, Lügen in Zeiten des Krieges, Frankfurt/M. 1994, S. 146.
- 5 Roussel, S. 113 f.
- 6 Wegner, S. 1189.
- 7 Hitlers Lagebesprechungen. Die Protokollfragmente seiner militärischen Konferenzen 1942-1945, hg. von Helmut Heiber, Stuttgart 1962, S. 584.
- 8 Es spricht der Führer, S. 368.
- 9 Wolfgang Mommsen, Die Rückkehr zu den Ursprüngen – Betrachtungen zur inneren Auflösung des Dritten Reiches nach der Niederlage von Stalingrad, in: Geschichte und Emanzipation. Festschrift für Reinhard Rürup, Frankfurt/M. New York, S. 418-434.
- 10 ADAP, Serie E, Bd. VIII, S. 590 f.
- 11 Lagebesprechungen, S. 721.
- 12 Lagebesprechungen, S. 741.
- 13 Lagebesprechungen, S. 746 f.
- 16 Hitlers politisches Testament. Die Bormann-Diktate vom Februar und April 1945, Hamburg 1981, S. 64-70.
- 17 Testament, S. 104.
- 18 Ueberschär, Müller, S. 40 f.
- 19 Die Stunde Null. Erinnerungen an Kriegsende und Neuanfang, hg. von Gustav Trampe, Stuttgart 1995, S. 163-168.
- 20 Stunde Null, S. 146-151.
- 21 Katrin Greiser, Die Todesmärsche von Buchenwald, Göttingen 2008, S. 455 f.

- 22 Simone Veil, Und dennoch leben. Die Autobiographie der grossen Europäerin, Berlin 2009, S. 78.
- 23 Stunde Null, S. 96-101.
- 24 Speer, S. 445 f.
- 25 Norbert Masur, Ein Jude spricht mit Himmler, in: Abrahams Enkel. Juden, Christen, Muslime und die Schoa, Stuttgart 2006, S. 141.
- 26 Hildegard Springer (Hans Fritzsche), Es sprach Hans Fritzsche, Stuttgart 1949, S. 28-31.
- 27 Toller, S. 8.
- 28 Testament, S. 120-125.
- 29 Ulrich de Maizière, In der Pflicht. Lebensbericht eines deutschen Soldaten im 20. Jahrhundert, Herford Bonn 1989, S. 105 f.
- 30 Ueberschär, Müller, S. 86.

# LITERATUR

## REDEN UND SCHRIFTEN

- Ahnenpass, hg. vom Reichsbund der Standesbeamten Deutschlands, Berlin o. J.  
Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918-1945, Serie C-D, Göttingen.
- Bauer, Max, Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abbrechen?, Flugschriften des Tag Nr. 2, Berlin 1919.
- Bauer, Max, Der Irrwahn des Verständigungsfriedens, Flugschriften des Tag Nr. 4, Berlin 1919.
- Clausewitz, Carl von, Politische Schriften und Briefe, hg. von Hans Rothfels, München 1922.
- Der Erste Weltkrieg in Bildern und Dokumenten, hg. von Hans Dollinger, München 1965.
- Der Grossdeutsche Freiheitskampf. Reden Adolf Hitlers vom 1. September 1939 – 15. März 1942, hg. von Philipp Bouhler, 3 Bände, München 1940-1942.
- Himmler, Heinrich, Geheimreden und andere Ansprachen 1933 bis 1945, Hg. von Bradley F. Smith und Agnes F. Peterson, Frankfurt/M. 1974.
- Hitler, Adolf, Mein Kampf, München 1936.
- Hitler, Adolf, Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944, hg. von Werner Jochmann, Hamburg 1980.
- Hitler, Adolf, Reden und Proklamationen 1932-1945, hg. von Max Domarus, Wiesbaden 1973.
- Hitler, Adolf, Reden, Schriften, Anordnungen, Februar 1925 bis Januar 1933, Hg. vom Institut für Zeitgeschichte, München 1991-2000.
- Hitler, Adolf, Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924, hg. von Eberhard Jäckel u. Axel Kuhn, Stuttgart 1980.
- Hitlers Lagebesprechungen, Die Protokollfragmente seiner militärischen Konferenzen 1942-1945, hg. von Helmut Heiber, Stuttgart 1962.
- Hitlers politisches Testament, Die Bormann Diktate vom Februar und April 1945, Hamburg 1981.
- Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, hg. von Henry Picker, Berlin 1997.
- «Es spricht der Führer» 7 exemplarische Hitler-Reden, hg. von Hildegard von Kotze und Helmut Krausnick, Gütersloh 1966.
- Die Protokolle der Weisen von Zion, Die Grundlage des modernen Antisemitismus – eine Fälschung. Text und Kommentar, Göttingen 1998.
- Die Weimarer Republik. Ihre Geschichte in Texten, Bildern und Dokumenten, München 1965.

## ERINNERUNGEN UND TAGEBÜCHER

- Brüning, Heinrich, Memoiren 1918-1934, Stuttgart 1970.
- Churchill, Winston, Der Zweite Weltkrieg, Bern München Wien 1995.
- Deutchkron, Inge, Ich trug den gelben Stern, Köln 1978.
- Endzeit Europa. Ein kollektives Tagebuch deutschsprachiger Schriftsteller, Künstler und Gelehrter im Ersten Weltkrieg, Göttingen 2008.
- Die Tagebücher von Joseph Goebbels, hg. von Elke Fröhlich, München 2004.
- Haffner, Sebastian, Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933, Stuttgart 2000.
- Hofmiller, Josef, Revolutionstagebuch 1918/19, Leipzig 1938.
- Kardorff, Ursula von, Berliner Aufzeichnungen 1942-1945, München 1992.
- Kennan, George E, Memoiren eines Diplomaten, München 1971.
- Kessler, Harry Graf, Tagebücher 1918-1937, Frankfurt/M. 1961.
- Klemperer, Victor, «Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten» Tagebücher 1933-1945, Berlin 1995.
- Kubizek, August, Adolf Hitler, meinjugendfreund, Graz 1953.
- Ludendorff, Erich, Meine Kriegserinnerungen 1914-1918, Berlin 1919.
- Roussel, Stéphane, Die Hügel von Berlin, Reinbek 1986.
- Shirer, William, Berliner Tagebuch, Leipzig 1995.
- Die Stunde Null. Erinnerungen an Kriegsende und Neuanfang, hg. Von Gustav Trampe, Stuttgart 1995.
- Toller, Ernst, Eine Jugend in Deutschland, Reinbek 1993.
- Veil, Simone, Und dennoch leben. Die Autobiographie der grossen Europäerin, Berlin 2009.
- Wiesel, Elie, Die Nacht, Leipzig 1988.
- Wolff, Theodor, Die Wilhelminische Epoche, hg. von Bernd Sösemann, Frankfurt/M. 1989.

## WISSENSCHAFT UND PUBLIZISTIK

- Aly, Götz, Hitlers Vblksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt/M. 2005.
- Benz, Wolfgang, Der Holocaust, München 2008.
- Binion, Rudolph, «... dass ihr mich gefunden habt». Hitler und die Deutschen: eine Psychohistorie, Stuttgart 1978.
- Bohleber, Werner, Adoleszente Gewaltphänomene – Trauma, Krisen und Sackgassen in der jugendlichen Entwicklung. Vortrag bei der Tagung «In Gewalt verstrickt – psychoanalytische, pädagogische und philosophische Erkundungen» an der Universität Kassel, 9./10. Februar 2007.
- Browning, Christopher R., Die Entfesselung der «Endlösung», München 2003.
- Dimension des Völkermords: die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, hg. von Wolfgang Benz, München 1991.
- Eckart, Wolfgang U. (Hg.), 100 Years of Organized Cancer Research, Stuttgart New York 2000.

- Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2003.
- Epstein, Klaus, Matthias Erzberger und das Dilemma der deutschen Demokratie, Frankfurt/M. Berlin Wien 1976.
- Fest, Joachim, Der Untergang, Berlin 2002.
- Fetscher, Iring, Joseph Goebbels im Berliner Sportpalast 1943 «Wollt ihr den totalen Krieg?», Hamburg 1998.
- Fleming, Gerald, Hitler und die Endlösung, Frankfurt/M. Berlin 1987.
- Friedländer, Saul, Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Verfolgung 1933-1939, München 1998.
- Friedländer, Saul, Die Jahre der Vernichtung. Das Dritte Reich und die Juden 1939-1945, München 2006.
- Gerlach, Christian und Aly, Götz, Das letzte Kapitel. Realpolitik, Ideologie und der Mord an den ungarischen Juden 1944/1945, Stuttgart München 2002.
- Graml, Hermann, Reichskristallnacht. Antisemitismus und Judenverfolgung im Dritten Reich, München 1988.
- Hamann, Brigitte, Hitlers Edeljude. Das Leben des Armenarztes Eduard Bloch, München 2008.
- Hamann, Brigitte, Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators, München 2005.
- Hillgruber, Andreas, Die gescheiterte Grossmacht. Eine Skizze des Deutschen Reiches 1871-1945, Düsseldorf 1980.
- Jäckel, Eberhard, Hitlers Weltanschauung, Stuttgart 1991.
- Jäckel, Eberhard, Das deutsche Jahrhundert. Eine historische Bilanz, Stuttgart 1996.
- Joachimsthaler, Anton, Hitlers Weg begann in München 1913-1923, München 2000.
- Kershaw, Ian, Hitler 1989 -1936, Stuttgart 1998.
- Kershaw, Ian, Hitler 1936-1945, Stuttgart 2000.
- Large, David C., Hitlers München, München 1998.
- Meinecke, Friedrich, Die deutsche Katastrophe, Wiesbaden 1947.
- Missildine, W. Hugh, In dir lebt das Kind, das du warst, Stuttgart 2004.
- Mitchell, Allan, Revolution in Bayern 1918/1919, München 1967.
- Müller-Braunschweig, Hans, «Führer befiehl...» Zu Hitlers Wirkung im Deutschland der dreissiger Jahre, in: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 4/1985.
- Nationalsozialistische Diktatur 1933-1945. Eine Bilanz, Bonn 1983.
- Reuth, Ralf Georg, Hitlers Judenhass, München 2009.
- Sereny, Gitta, Am Abgrund, Frankfurt/M. Berlin Wien 1980.
- Sösemann, Bernd, Theodor Wolff. Ein Leben für die Zeitung, München 2000.
- Ueberschär Gerd R. und Müller, Rolf Dieter, 1945 – Das Ende des Krieges, Darmstadt 2005.
- Vogt, Adolf, Oberst Max Bauer. Generalstabsoffizier im Zwielficht 1869-1929, Osnabrück 1974.
- Wegner, Bernd, Deutschland am Abgrund, in: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 8, Die Ostfront 1943/44, Stuttgart 2007.
- Weltgesundheitsorganisation (WHO), Taschenführer zur ICD-10 Klassifikation psychischer Störungen, Bern 2001.

## NAMENSREGISTER

- Adenauer, Konrad 34, 56  
Alexander der Grosse 95  
Aly, Götz 159 f., 184, 256  
Arco-Valley, Anton Graf 39, 44  
Auer, Erhard 40, 44, 46,  
Axelrod, Tobia 47, 79
- Balfour, Arthur 112  
Bauer, Max 62-74, 78, 88, 90, 116 f., 154,  
187, 197, 246, 264, 270  
Beethoven, Ludwig van 40  
Begley, Louis 258  
Beitz, Berthold 215  
Bell, Johannes 56 f.  
Beneš, Edvard 179  
Bernhard, Georg 158, 242 f.  
Bernhardi, Friedrich von 198  
Bethman Hollweg, Theobald von 20, 62,  
65, 138  
Binion, Rudolph 107  
Bismarck, Otto von 19, 23, 35, 56, 64,  
115, 142, 209  
Bloch, Eduard 104 ff.  
Bohleber, Werner 75, 177, 180  
Böll, Heinrich 87  
Bormann, Martin 264 f., 270  
Bouhler, Philipp 211 f.  
Brack, Viktor 194, 211 f.  
Brahimi, Lakhdar 31 f.  
Brandt, Karl 194  
Braun, Eva 103  
Braun, Wemher von 246  
Brockdorff-Rantzau, Ulrich Graf 51  
Brüning, Heinrich 128 f., 132ff., 144 ff,  
151, 159, 163  
Bullock, Alan 196
- Cäsar (Gaius Julius) 95 f., 111  
Chamberlain, Houston Stewart 111  
Chamberlain, Neville 190 f.
- Churchill, Winston 50, 59, 74 f., 139, 145,  
186, 191, 223 f.  
Clausewitz, Carl von 234 ff., 264  
Clemenceau, Georges 51, 55 ff., 64, 201  
Curzon, Lord 186
- Deutschkron, Inge 213  
Diana, Lady 44  
Dietrich, Sepp 49  
Dönitz, Karl 245, 271  
Dostojewski, Fjodor 27  
Drexler, Anton 20, 79  
Dreyfus, Alfred 114  
Duesterberg, Theodor 135, 150 f.  
Dzierzynski, Felix 73
- Eberl, Irmfried 229  
Ebert, Friedrich 16, 27, 34, 38, 52, 55, 91,  
120, 122  
Eglhofer, Rudolf 47  
Eichmann, Adolf 211, 214, 252  
Eicke, Theodor 39  
Eisner, Kurt 8, 33, 38 ff., 77, 79, 108, 117,  
122  
Elisabeth (Zarin) 266  
Engels, Friedrich 38, 93  
Epp, Franz Ritter von 49  
Erzberger, Matthias 18, 20, 29 ff, 50, 55  
f., 65, 79, 83, 114, 123, 195, 200
- Fetscher, Iring 238  
Foch, Ferdinand 30 ff, 201  
Fraenkel, Sigmund 47  
Franco, Francisco 183  
Frank, Anne 230, 268  
Frank, Hans 43, 49, 204  
Frank, Margot 230  
Freud, Sigmund 54  
Friedländer, Saul 48  
Friedrich der Grosse 192, 237



Friedrich I. Barbarossa 38, 205 f.  
 Friedrich Wilhelm I. 163  
 Friedrich Wilhelm III. 234  
 Friedrich Wilhelm IV. 136  
 Fritzsche, Hans 269  
 Fromm, Friedrich 257  
  
 Galen, Clemens August Graf von 211  
 Gemlich, Adolf 78  
 Gibbon, Edward 225  
 Giesler, Hermann 176  
 Globocnik, Odilo 211, 229  
 Goebbels, Joseph 71, 77, 96 f., 102, 110,  
 148, 166, 177 ff, 183, 195, 197, 204,  
 206, 213 f., 221 ff., 228, 236 ff., 240,  
 242, 244, 260, 266, 269 f.  
 Goebbels, Magda 239, 271  
 Goerdeler, Carl 242  
 Goethe, Johann Wolfgang von 45  
 Goldhagen, Daniel 9, 249  
 Goldhagen, Erich 249  
 Göring, Hermann 71, 117, 152, 184, 210,  
 221, 241  
 Greim, Robert Ritter von 117  
 Groener, Wilhelm 55, 197  
 Grynszpan, Herschel 183  
 Gustloff, Wilhelm 168, 172  
  
 Haase, Hugo 91  
 Haffner, Sebastian 27, 40, 61, 133  
 Halder, Franz 182, 192, 205  
 Hamann, Brigitte 8, 112  
 Händel, Georg Friedrich 41  
 Harpprecht, Klaus 268  
 Harpprecht, Renate geb. Lasker 268  
 Hase, Karl-Günther von 266  
 Henlein, Konrad 178  
 Hertling, Georg Graf 65  
 Hess, Rudolf 43, 49, 89  
 Heydrich, Reinhard 184, 191, 193, 205,  
 207, 210, 212 f., 225 f, 229 f.  
 Hilferding, Rudolf 132  
 Himmler, Heinrich 49, 71, 160, 165, 184,  
 203 f., 207 f., 210 f., 214 f., 221, 229,  
 240, 247 ff., 253, 257, 260, 262, 269 f.  
 Hindemith, Paul 33 f.  
 Hindenburg, Paul von 18, 21, 28 ff., 55,  
 58, 62, 67, 122 ff., 128 f., 132 ff., 145  
 ff., 150 f., 156, 162 f., 167  
 Hitler, Alois 102 ff, 178  
 Hitler, Alois jr. 102  
 Hitler, Klara 102 ff., 177  
 Hitler, Paula 102, 104, 106  
 Hofmiller, Josef 36, 42  
 Hoover, Herbert 144  
 Höppner, Rolf-Heinz 212  
 Horthy, Miklós 210, 243 f., 251 f, 255  
 Höss, Rudolf 211, 252  
 Hossbach, Friedrich 174, 225  
 Huddleston, Sisley 50  
 Hugenberg, Alfred 63  
 Hus, Jan 45  
  
 Jäckel, Eberhard 7 ff.  
 Jacobsen, Hans-Adolf 170  
 Jäger, Karl 214 f.  
 Jesus 45  
 Jodl, Alfred 272  
 Johannes Paul II. 44  
 Jones, Ernest 54  
  
 Kahr, Gustav Ritter von 161  
 Kalinin, Michail 73  
 Kapp, Wolfgang 117  
 Kardorff, Ursula von 214, 238, 240 f.  
 Keitel, Wilhelm 272  
 Kennan, George F. 213, 218 ff.  
 Kennedy, John E 44  
 Kersten, Felix 204, 269  
 Kersten, Gustav 208  
 Kessler, Harry Graf 27, 36, 54, 123, 139  
 Kirk, Alexander C. 218 ff.  
 Kleemann, Ulrich 256  
 Kleist, Heinrich von 234  
 Kluge, Hans Günther von 242  
 Koch, Robert 110, 209

Korczak, Janusz 229  
 Korherr, Richard 240  
 Körner, Theodor 234, 260  
 Kubizek, August 75 f., 101, 105 ff., 177, 271  
 Kun, Béla 48  
 Kvatemik, Slavko 208 f.

Lagarde, Paul de 111  
 Landauer, Gustav 43 ff, 79  
 Lange, Herbert 212  
 Large, David C. 39  
 Lenin, Wladimir Iljitsch 22, 33, 48 f., 72, 93 f.  
 Levien, Max 47, 79  
 Levine, Eugen 47, 49  
 Liebermann, Martha 240  
 Liebermann, Max 240  
 Liebknecht, Karl 18, 79, 114  
 List, Guido von 81  
 Litwinow, Maxim 186  
 Lloyd George, David 32, 50, 57, 64, 83 f., 121, 201, 230, 237, 257  
 Löbe, Paul 245  
 Lubbe, Marius van der 152  
 Ludendorff, Erich 18, 20 ff, 28 ff, 58, 60, 62 f., 64, 66 ff, 79, 82 ff, 86, 116, 125, 154, 166 ff, 187, 246, 262,  
 Ludwig III. (Bayern) 38  
 Ludwig XIV. (Frankreich) 56  
 Ludwig, Emil 163  
 Lüttwitz, Walther Freiherr von 116  
 Luxemburg, Rosa 79, 114

Maizière, Ulrich de 270 f.  
 Mandela, Nelson 188  
 Mann, Golo 29  
 Mann, Heinrich 45  
 Mann, Thomas 15, 17, 26 f., 34, 42, 51, 116  
 Marshall, George C. 223  
 Marx, Karl 48, 93  
 Marx, Wilhelm 122

Max von Baden 38  
 Mayr, Karl 78 f., 116  
 Michaelis, Georg 65  
 Missildine, Hugh W. 102 f.  
 Molotow, Wjatscheslaw 186  
 Moltke, Helmuth James Graf von 219  
 Moltke, Helmuth von 198 f.  
 Mommsen, Theodor 95 ff.  
 Morgenstern, Emma 8  
 Morgenstern, Samuel 8, 107  
 Morgenthau, Henry 261  
 Mühsam, Erich 46 f., 79  
 Müller, Hermann 56 f., 128  
 Müller-Braunschweig, Hans 208  
 Mussolini, Benito 165, 181, 204, 231, 243, 245

Napoleon I. 38, 72, 235, 260  
 Napoleon III. 50  
 Némirovsky, Irène 199, 230  
 Niekisch, Ernst 47  
 Nietzsche, Friedrich 225

Oster, Hans 186

Papen, Franz von 137, 145 f., 148 ff.  
 Paulus (Apostel) 225  
 Paulus, Friedrich 236  
 Pétain, Henri Philippe 201  
 Pirow, Oswald 188 ff.  
 Pius XII. 255  
 Polybios 127  
 Pözl, Johanna 104

Quidde, Ludwig 52

Radek, Karl 72, 79  
 Radkau, Joachim 17  
 Rath, Ernst vom 183  
 Rathenau, Walther 114  
 Raubal, Angelika 170  
 Reichleitner, Franz 229  
 Reinhardt, Fritz 229

Reitsch, Hanna 117  
 Rhodes, Cecil 94, 97  
 Ribbentrop, Joachim von 75, 189, 224, 244  
 Richthofen, Manfred von 152  
 Rilke, Rainer Maria 15, 34, 52  
 Röhm, Ernst 39, 49, 161 ff., 165, 209, 236  
 Rommel, Erwin 232  
 Roosevelt, Franklin D. 218, 220, 222, 232 f., 250 f., 266  
 Roosevelt, Theodore 53, 111  
 Rosenberg, Alfred 43, 217  
 Rosenberg, Arthur 40  
 Rothfels, Hans 235  
 Roussel, Stephane 152, 155 f., 171, 258  
 Rundstedt, Gerd von 199  
  
 Sackett, Frederic 135, 137  
 Saddam Hussein 32  
 Schacht, Hjalmar 116, 171  
 Scheidemann, Philipp 91  
 Schindler, Oskar 215  
 Schleicher, Elisabeth von 163  
 Schleicher, Kurt von 137, 150, 161, 163  
 Schmid, Carlo 171  
 Shirer, William 179 ff, 193, 199, 200 f.  
 Sösemann, Bernd 202  
 Speer, Albert 196, 215, 249, 264, 268  
 Stalin, Josef 186, 220, 250 f.  
 Stangl, Franz 229  
 Stern, Fritz 204, 213  
 Strasser, Gregor 151, 161  
 Strauss, Johann 249  
 Stresemann, Gustav 65, 116, 123  
 Sulzberger, Arthur H. 202  
  
 Thälmann, Ernst 135 f.  
 Thyssen, Fritz 141  
 Toller, Ernst 8, 12 ff, 21, 25, 39, 43, 44 ff, 51, 54, 59, 70, 93, 120 ff, 128, 153, 182 f., 270  
 Trapp, Wilhelm 208  
  
 Trebitsch-Lincoln, Ignatz 117  
 Troeltsch, Ernst 35, 51, 54  
 Trott zu Solz, Adam von 219  
 Trotzki, Leo 72  
 Tschiang Kai-Tschek 62  
 Tschitscherin, Georgi 73  
 Tuchman, Barbara 53  
  
 Veil, Simone geb. Jacob 267 f.  
 Velpeau, Alfred 106  
 Vogel, Hans-Jochen 266  
  
 Walter, Bruno 41  
 Weber, Max 52  
 Wegner, Bernd 236  
 Wels, Otto 137  
 Westarp, Kuno Graf 151  
 Wiesel, Elie 252  
 Wiesel, Tsipora 252 f., 267  
 Wilhelm I. 136  
 Wilhelm II. 21, 65, 66 ff, 90f., 114  
 Winkler, Heinrich August 48  
 Wirth, Christian 212, 229  
 Wolff, Änne 201  
 Wolff, Lilly 201  
 Wolff, Theodor 21, 32 f., 42, 56, 65, 67, 82 ff, 115 f., 121, 136, 157 f., 166 f., 172, 201 f., 230, 242 f., 245  
 Yorck von Wartenburg, Peter Graf 219  
 Zechlin, Walter 136  
 Zweig, Stefan 17

## ABBILDUNGSNACHWEIS

akg-images: 30,45 (1.), 57,67, 104, 171,216, 253,267

ullsteinbild: 13,45 (r.), 82, 98, 121,135, 148, 155, 181, 199,221,239, 263